This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L. von Hammerstein, S. J.

Erinnerungen

eines alten Lutheraners.

438
75

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Bought with the income of
THE KELLER FUND

Bequeathed in Memory of
JASPER NEWTON KELLER
BETTY SCOTT HENSHAW KELLER
MARIAN MANDELL KELLER
RALPH HENSHAW KELLER
CARL TILDEN KELLER

Josef Scheich

Erinnerungen
eines alten Lutheraners.

Von

L. von Hammerstein,
Priester der Gesellschaft Jesu.

Motto:
„Fecisti nos, Domine, ad Te, et irrequietum
est cor nostrum, donec requiescat in Te."
S. Augustinus.

Vierte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und der Ordensobern.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1898.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

C 438,75
✓

Cum opus, cui titulus est

„Erinnerungen eines alten Lutheraners“,

editio 4. a P. Ludovico de Hammerstein nostrae Societatis sacerdote compositum aliqui eiusdem Societatis revisores, quibus id commissum fuit, recognoverint et in lucem edi posse probaverint; facultatem concedimus, ut typis mandetur, si ita iis, ad quos pertinet, videbitur.

In quorum fidem has litteras manu nostra subscriptas et sigillo Societatis nostrae munitas dedimus.

Exaeten, die 24. Decembris 1897.

L. S. Henricus Haan S. I.
Praep. Prov. Germ.

Imprimi permittitur.

Friburgi Brisgoviae, die 30. Decembris 1897.

† **Fridericus Iustus Knecht** Vic. Cap.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 9 1960

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von Streder & Moſer in Stuttgart.

Vorwort.

An der Schwelle des Alters, in der Verbannung lebend, durch langjähriges Leiden an ernstlicher Arbeit gehindert, sah der Verfasser die Bilder längstverflossener Jahre im Geiste wieder auftauchen; sah die Räume des elterlichen Schlosses auf „rother Erde“ mit seinen Gärten, Wäldern und Wiesen, sah die Zeiten, in denen Liebe zu Kunst und Wissenschaft allmählich erwachte, die fröhlichen Tage deutschen Studentenlebens in Heidelberg, sah die später sich erhebenden langwierigen Kämpfe um religiöse Wahrheit; er versetzte sich im Geiste in jene stille Kapelle der bischöflichen Wohnung zu Mainz, in welcher diese Kämpfe endlich zum heißersehnten Frieden führten; alles dies sah er im Geiste wieder vorüberziehen, und es drängte ihn, das Selbsterlebte zu erzählen.

Zwar ist es ein eigen Ding, mit den innersten Erlebnissen seines Herzens hinauszutreten vor das große kritisirende Publikum. Nur die Hoffnung, einiges Gute zu stiften, und das Beispiel zahlreicher Convertiten, welche, namentlich in Rosenthals trefflichen Convertitenbildern, ähnliches gethan, konnten ihn hierzu vermögen. Was die Besprechung anderer angeht, zu denen derselbe gelegentlich in Beziehung trat, so

hat er aufs entschiedenste gesucht, auch die geringste Indiscretion zu vermeiden. Sollte dennoch gegen Wissen und Willen etwas derartiges eingeflossen sein, so bittet er im voraus die Betreffenden herzlich um Verzeihung.

Wijnandsrade, am Feste des hl. Bonifatius, den 5. Juni 1882.

Aus dem Vorwort zur dritten Auflage.

Wiederum tritt dieses Büchlein seine Wanderung an. Möge es auch ferner manchen getrennten Brüdern den Weg zeigen zur Kirche der Väter, zu jener Kirche, welche gestiftet ward nicht von Luther, noch von Calvin, noch von Heinrich VIII., sondern von Jesus Christus, dem Sohne des lebendigen Gottes! . . .

In der zweiten Auflage hatte ich die sämtlichen Angriffe auf die „Erinnerungen" zum vollständigen Abdruck gebracht und hierdurch gezeigt, daß die protestantische Presse meine Schrift zwar eingehend berücksichtigt, aber es nicht vermocht hatte, meine Beweise für die Wahrheit des Katholicismus zu entkräften. Nachdem so die Gegner in gebührender Weise widerlegt waren, glaubte ich für diese dritte Auflage dem Leser jene unerquickliche Polemik fast gänzlich ersparen zu können.

Wijnandsrade, den 21. October 1890.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Gegenüber den frühern Auflagen ist die vorliegende ganz bedeutend erweitert, und zwar besonders durch die persönlichen Erlebnisse des Verfassers seit dem Jahre 1859. Neu sind zum größten Theil die Kapitel: XVIII. „Im Jesuitenorden", XIX. „Maria-Laach", XXI. „Abschied von Maria-Laach", XXII. „In die Verbannung nach England", XXIII. „St. Beuno's und Rhyl", XXIV. „Bournemouth", XXV. „Tervueren", XXVI. „Nach Dänemark", XXVII. „Bad Königstein", XXVIII. „Stillleben in Holland", XXX. „Trier". — Gekürzt sind dagegen einige Erörterungen mehr theoretischer Natur.

Trier, den 8. December 1897.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Schloß Gesmold . . . . . 1—9

Religiöse Vorzeit des Hauses, der Gegend, der Familie S. 1. Das elterliche Haus 4. Verhältniß zu den Katholiken des Dorfes 5. Erste kindliche Religionsphilosophie 8.

II. Der erste Zweifel . . . . . 9—18

Vorläufige Berufswahl 9. Das Gymnasium 10. Ein jüdisches Theaterstück 12. Kampf gegen den Pantheismus 13. Befestigung im Christenthum 14. Das Gebet 15. Praktische Consequenzen der atheistischen Systeme 15.

III. Eine lutherische Confirmation . . . 19—25

Bedeutung der protestantischen Confirmation 19. Gewissensbedenken 19. Der Confirmandenunterricht 21. Endliche Lösung der Bedenken 24. Verbindet das bei der Confirmation gegebene Versprechen einen Lutheraner, seine Religion nicht zu wechseln? 25.

IV. Die spätern Gymnasialjahre . . . . 26—34

Das Jahr 1848 26. Gedanken an einen Berufswechsel 27. Vorliebe für Architektur 27 und Geschichte 29. Director Abeken 30. Schiller, Goethe, Humboldt, Walter Scott 31. Antiquitäten 31. Petris Lehrbuch der Religion und der hl. Augustinus 32. Traditionalismus, Rationalismus 33. Bestimmung des Menschen 33. Entlassung vom Gymnasium 34.

Seite

V. Eine Rheinreise . . . . . 34—43

Köln und der Dom 35. Burg Hammerstein 36. Ein Hochstapler 37.

VI. Heidelberg . . . . . 43—57

Wahl der Vorlesungen 44. Frau B. 44. Freund v. H. 44. Studentenverbindungen 45. Stift Neuburg und Frau Rath Schlosser 46. Hegelianismus 48. Professor Ullmann und die praktische Seite des protestantischen Schriftprincips 51. Enttäuschungen beim zweiten Abendmahlsgang 53. Lutherische, calvinische und katholische Lehre von der wirklichen Gegenwart 53. Theologisches Colleg bei Schenkel 54. Reise in die Schweiz, Oberitalien und Tirol 55. Zwei angehende Novizinnen 56. Winter in Heidelberg und Abschied vom Stift Neuburg 57.

VII. München . . . . . 57—72

Ungünstige und günstige Eindrücke 58. Möhlers Symbolik 58. Katholische und lutherische Rechtfertigungslehre 61. Die übrigen Unterscheidungslehren 67. Die Heilige Schrift als alleinige Glaubensquelle 68.

VIII. Festigung und Ausbau . . . . 72—88

Die symbolischen Schriften der Lutheraner 73. Entgegnungen auf Möhler von Nitzsch, Marheinecke und Baur 73. Zerstörung unechter Ideale 74. Luthers Persönlichkeit 74—88.

IX. Gelöste Räthsel . . . . . 88—97

Reformation oder Revolution 89. Eintheilung und Pragmatik der Weltgeschichte 90. Geschichte der Kirchenbaukunst 91. Goethes Faust 94.

X. Innere und äußere Kämpfe . . . . 98—106

Ein Ballgespräch 98. War's im Kopfe noch richtig? 100. Uebersiedelung nach Göttingen und weitere Studien 101. Ein bedenkliches Reiseabenteuer 102. Eröffnungen im elterlichen Hause 103. Negativer

Seite

Charakter der protestantischen Controverse 103. Compromiß 105.

XI. Fernere Controverse . . . . . 106—124

Herr v. W. 106. Professor Hermann, Dr. Aegidi, Professor Dorner 107. Orientalisches Schisma oder Katholicismus 109. Der römische Primat 114. Unfehlbarkeit des Papstes 116.

XII. Die letzten Schwierigkeiten . . . 124—144

Geistiges Absterben 125. Freund O. 126. Hannover, Graf Schmising-Kerssenbrock 127. Katholische, insbesondere ascetische Lectüre 128. Bretschneiders „Heinrich und Antonio" 130. Ist Reichthum und „Bildung" ein gutes Kennzeichen der wahren Religion? 130. Eine Fälschung 132. Das juristische Staatsexamen 133. Nochmaliger Aufschub 135. Anstellung in Lüneburg 135. Das „männliche und weibliche Princip" eines rationalistischen Superintendenten 136. Controverse mit Superintendent Lorenzen 136. Kann man als Protestant selig werden? 137. Die Unfehlbarkeit der Kirche und die Sündenlosigkeit Mariä 138. Pater Haßlacher 139. Judenthum und messianische Weissagungen 140. Wunder Christi und apologetische Literatur 141 (Anm.). Mahnrufe 144.

XIII. Am Ziele . . . . . 144—152

Reise nach Mainz 145. Bischof v. Kelteler 146. Das „Ave Maria" 147. Convertitenunterricht bei Dr. Heinrich 148. Galilei 148. Verkehr mit dem hochwürdigsten Bischof 149. Die geistlichen Uebungen des hl Ignatius 150. Der Uebertritt 151. Erste Beicht und Communion, Firmung 152.

XIV. Nach dem Uebertritt . . . . 152—167

Besuch in Gesmold und bei andern Verwandten 153. Bonifatiusfest in Mainz 154. Besuch auf Stift Neuburg, beim hochwürdigsten Bischof von Speier und Sr. Exc. Minister Windthorst 155. Aufnahme

Seite

in Lüneburg 155. Katholiſche Erinnerungen der Stadt 157. Weshalb ich katholiſch geworden ſein ſollte 160. Friedensſchluß 161. Ein treuer alter Gärtner 162. Berufswechſel 164. Abſchied von der Welt und Eintritt ins Noviziat 167.

XV. Erfahrung als Beſtätigung der erkannten Wahrheit . . . . . 168—238

Was der Verfaſſer in der katholiſchen Kirche (168) und insbeſondere im Jeſuitenorden (169) fand, und was von den angeblichen Mißbräuchen (172) und der Verdummung (175) zu halten iſt. Insbeſondere:

1. **Die Nächſtenliebe** (wohlthätige Stiftungen, Vincentius-, Raphaels-Verein, religiöſe Genoſſenſchaften) 178.
2. **Die Beobachtung der evangeliſchen Räthe** 182.
3. **Kirchlicher Sinn** (Opfer für die Religion, Recrutirung des Clerus, Einfluß desſelben, Kirchenbeſuch, Empfang der Sacramente) 183.
4. **Das Gebet** (im allgemeinen, das „Apoſtolat des Gebetes") 188.
5. **Die Wundergabe** (Fortdauer derſelben, Vorſicht der Kirche, Brief des Cardinal Bellarmin) 194.
6. **Stätige Dauer derſelben Lehre** (Verheißungen Chriſti; gab es vor 1517 ſieben Sacramente? Apoſtolicität der Lehre; die Altkatholiken; Ausſpruch eines Juden) 201.
7. **Allgemeine örtliche Verbreitung der Kirche und ihrer Lehre** (katholiſche, proteſtantiſche Miſſionen; gegenwärtiger Stand des Proteſtantismus und des Katholicismus) 207.
8. **Einheit im Glauben** (bei den Proteſtanten, bei den Katholiken) 216.
9. **Das Martyrium** (Beweiskraft des Martyriums; Martyrer der Urkirche und bei den Proteſtanten; wodurch der Proteſtantismus Eingang fand;

Seite

katholische Martyrer seit dem 16. Jahrhundert, insbesondere in Japan) 220.

XVI. Die Reichthümer des Katholicismus . 238—262

1. **Die katholische Weltanschauung** (Selbstmordstatistik) 238.
2. **Das kirchliche Leben** (das heiligste Altarssacrament in seinen drei Beziehungen; Liturgik und Brevier; Sacrament der Buße und der letzten Oelung; Gebet für die Abgestorbenen) 246.
3. **Katholicismus und soziale Frage** (Pflichttreue der Einzelnen; Einheit, Unauflöslichkeit und Heiligkeit der Ehe; organisatorische Kraft der Kirche) 255.

XVII. Polemik über die Erinnerungen . . 262—267

v. Oertzen, Stöcker, Kawerau 263. Die Allgemeine conservative Monatsschrift 264. Schimpfereien der Stöckerschen Blätter 266. Günstiges Urtheil des „Deutschen Literaturblatts" 267.

XVIII. Im Jesuitenorden . . . . . 268—273

Das Noviziat 268. Weshalb keine Studien? 270. Die Philosophie 271, insbesondere Ethik und Naturrecht 272. Naturwissenschaften 273.

XIX. Maria-Laach . . . . . 273—276

Die „Reichthümer der Jesuiten" 274. Das „mangelnde Nationalgefühl" 275. Theologische Studien 275.

XX. Der Culturkampf und die „Stimmen aus Maria-Laach" . . . . . 276—283

Entstehung und Geschichte der „Stimmen" 277. Das Jesuitengesetz 281.

XXI. Abschied von Maria-Laach . . . 283—284

Seite

XXII. In die Verbannung nach England . 285—288

Verschiedene Reiseabenteuer 285. Wiedersehen in Ditton-Hall 287. Sanitäre Zustände 288.

XXIII. St. Beuno's und Rhyl . . . 289—292

Henry und William Kerr 289. Gespräch mit einem Protestanten in Rhyl 290. Holywell 291.

XXIV. Bournemouth . . . . . 293—297

Die anglikanischen Weihen 293. Lord Kerr, Lady Georgiana Fullerton 294. Mr. Bennett und Conversionen 295.

XXV. Tervueren . . . . . 297—301

Weiteres über die „Stimmen aus Maria-Laach" 297. Die Familie Stolberg und Robiano 299. Präsident v. Gerlach 300. Major v. Rochow 300. Ein katholischer Vetter 300.

XXVI. Nach Dänemark . . . . . 301—303

Ordrupshoj 301. Ein polyglotter Convertiten-unterricht 302. Graf Holstein-Lethraborg 302. Alte Ueberlieferungen 303.

XXVII. Bad Königstein . . . . . 303—307

Anklänge an frühere Zeiten 304. Ein Volkslied vom heiligsten Sacrament 304. Als verkappter Jesuit 307.

XXVIII. Stillleben in Holland . . . 307—309

Aalbeek 307. Schiller 308. Die „Erinnerungen" 309.

XXIX. Kirche und Staat . . . . 309—319

Stiftung der sichtbaren Kirche 310. Oberconsistorialrath Köhler 312. Umfang der kirchlichen Rechte 313. Die Concordate 316. Cardinal Franzelin 317. Lateinische Uebersetzung 317. Italienische Uebersetzung des Professors Brunialti 318.

Seite

XXX. Trier . . . . . 320—327

„Betrachtungen" 320. Vergangenheit Triers 321. „Das Preußische Schulmonopol" 323. „Das katholische Ordenswesen" 323. Minister Windthorst 323. Die Katholikenversammlung von 1887 323. Die Wallfahrt zum heiligen Rock 324.

XXXI. Aussaat für andere . . . . . 327—333

Der „Edgar" 328. „Die Gegner Edgars" 329. „Winfrid" 330. Die „Gottesbeweise" 331. „Das Christenthum" 331. „Katholicismus und Protestantismus" 331. „Begründung des Glaubens" 331. Katholische Flugschriften" 332. „Charakterbilder" und „Glück, katholisch zu sein" 332. Uebersetzungen und Conversionen 332.

Schlußwort . . . . . 333—334

Streitfragen,

welche gelegentlich berührt werden.

1. Das Dasein Gottes: S. 13—18. 50. 194 ff.
2. Die Wahrheit des Christenthums: S. 14. 32. 139 ff. 194 ff.
3. Die Wahrheit des Katholicismus: S. 19—25. 32. 59. 66. 70. 103. 108. 115 ff. 168. ff. 238.
4. Widerlegung des Judenthums: S. 139 ff.
5. Widerlegung des orientalischen und russischen Schisma: S. 109 ff. 214. 217.
6. Widerlegung des Protestantismus: S. 51 ff. 73. 103. 108. 203. 207. 213 ff. 218 u. s. w.
7. Widerlegung des Altkatholicismus: S. 115 ff. 209 ff.
8. Unfehlbarkeit der Kirche und ihres Oberhauptes: S. 108. 115 ff. 138. 149. 205. 206. 219. 276.
9. Schrift und Tradition: S. 20. 22. 24. 51. 68 ff. 95. 96. 108.
10. Rechtfertigung durch den Glauben allein: S. 49. 60 ff.
11. Das heiligste Altarssacrament: S. 24. 53. 246.
12. Die Beicht: S. 68. 151. 252 ff.
13. Die Ehe: S. 84 ff. 258 ff. 264.
14. Toleranz: S. 159. 224 ff.
15. Katholische „Mißbräuche": S. 22. 49. 58. 60. 67. 88. 172.
16. Marienverehrung: S. 173 ff.
17. Galilei: S. 148.
18. Jesuiten: S. 8. 150. 169 ff. 229 ff.
19. Luthers Persönlichkeit: S. 29. 65. 74. 75 ff. 90. 264 ff.
20. War die sog. Reformation eine Revolution?: S. 86. 88. 227.
21. Kann man im Protestantismus selig werden?: S. 136. 137.
22. Ist es erlaubt oder gar Pflicht, seine Religion zu wechseln?: S. 25. 59 ff. 101. 102. 104. 105. 137.

I.

Schloß Gesmold.

Einem jeden pflegt das Plätzchen theuer zu sein, an welches seine ersten Jugenderinnerungen sich knüpfen; um so mehr, wenn dies nicht die enge Etage einer städtischen Miethwohnung ist, sondern ein ländlicher Rittersitz, welcher von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte und Jahrhunderte hindurch Träger der Familientraditionen war.

So steht auch mir das liebe alte Schloß Gesmold treu und fest in dem Sinn. Jahrzehnte sind verflossen, seit ich zuletzt dort weilte. Im Geiste biege ich von der Landstraße, die von Osnabrück nach Herford führt, links ab in die prächtige Eichenallee, welche sich oben wie ein gotischer Dom zusammenwölbt; am Ende angelangt, gehe ich durch eine Gruppe uralter Linden, über eine steinerne Brücke auf das Einfahrtsthor zu. Ueber diesem prangt mit der Jahreszahl 1544 die lateinische Inschrift des Erbauers:

„Stabit longaevos arx inconcussa per annos,
Stabit in immensos aucta propage dies;
Si qua Dei iusto concepit corde timorem,
Quo sine praesidio maxima quaeque ruunt."

„Stehen möge die Burg unerschüttert die Länge der Jahre,
Stehen durch alle Zeit, wachsen und mehren sich stets;
Wenn ja des Höchsten Furcht im gerechten Herzen ihr weilet,
Ohne deren Geleit jegliches Große zerfällt."

Dann erblicke ich noch eine zweite Inschrift, die wohl auf eine spätere Restauration, vielleicht der Schloßkapelle, welche hier am Thore gestanden haben soll, sich bezieht:

„Qua peritura stetit quondam sub stemmate prisco,
Da, Deus, aeternum stet renovata domus;
Etsi posteritas forsan pia facta recuset,
Pro fragili sexu nec tamen illa ruat."

„Wo unter altem Gebälk den Einsturz drohend das Haus stand,
Walte es Gott, daß erneut ewig es stehe fortan;
Sollt' auch so frommem Werk sich entziehn die spätere Nachwelt:
Statt hinfäll'gen Geschlechts sinke es nimmer dahin."

Knarrend öffnet sich jetzt das alte eichene Thor, und der Weg führt den gepflasterten Hofraum hinab, zwischen Nebengebäuden hindurch, abermals über eine steinerne Brücke, an deren Eingang zwei steinerne Hunde die Wacht halten, und endlich über eine alte Zugbrücke in das eigentliche Wohnhaus, einen Renaissancebau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Das Gebäude steigt aus dem rings dasselbe umgebenden Wasser empor. Die Front, durch deren Gewölbe man hindurchfährt in den innern Hof, schaut nach Osten. Rechts und links von der Einfahrt erhebt sich ein zierlicher Erker, den oben ein Balkon als Bekrönung abschließt. Ein Flügel bildet die Nordseite des Quadrums, und an diesen Flügel reiht sich der massive viereckige Evangelistenthurm. Süd- und Westseite werden von einer hohen Mauer oder vielmehr einer Art von Bogenstellung gebildet, über welche ein bequemer und sicherer Weg vom ersten Stock der Front durch das Freie in den Thurm führt. Das ursprünglich flache Dach dieses Thurmes bietet eine anmuthige Aussicht über die grünende Thalfläche, welche nördlich von den Ausläufern des Wiehengebirges und südlich vom Teutoburger Walde begrenzt wird.

Der Evangelistenthurm zeigt in seinem untern Stock die Jahreszahl 1537. Die kolossalen Statuen der vier Evangelisten,

welche seine vier Ecken krönen, legen die Vermuthung nahe, der Erbauer des Schlosses, Hermann v. Amelunxen, habe bereits dem neuen Evangelium gehuldigt. Oder wollte derselbe vielleicht als Anhänger der alten Lehre von seiner Burg aus einen beständigen Protest gegen die Neuordnung in die Lande hinausrufen, den Protest, daß die alte Kirche das reine Evangelium besitze?

Uebrigens scheint die Ritterschaft des einstigen Fürstenthums Osnabrück schon früh an der Glaubensneuerung sich betheiligt zu haben; so findet sich in der Chronik eines benachbarten Rittersitzes die Notiz, zwei junge Edelleute seien auf die Universität Wittenberg gezogen mit Empfehlungsschreiben an den dortigen Professor Dr. Martin Luther.

Vor jener Zeit hatte sieben Jahrhunderte lang die katholische Kirche in dieser Gegend geherrscht, seit Karl der Große das Bisthum Osnabrück gegründet, und Wittekind, der Sachsenherzog, sich zum Christenthum bekehrt hatte. Seine Bekehrung aber wird von der Sage also berichtet: Unweit Osnabrück, im Walde, liegen die Karlssteine, ein gewaltiger heidnischer Opferaltar, der auf mehreren Felsblöcken ruhte, jetzt aber in drei große Stücke zersprengt ist. Dort ritten einst auf der Jagd Kaiser Karl und Herzog Wittekind vorüber, und der Kaiser beredete den Herzog, er solle sich taufen lassen. Der Herzog versprach es, wenn der Kaiser mit der Haselnußruthe, die er in der Hand hielt, den Opfertisch zerschlage. Der Kaiser that es, und der Herzog ließ sich taufen. Als Christ verlegte nun Wittekind seinen Sitz von Rulle, wo später ein Frauenkloster erstand, in die Nähe von Herford, nach Enger, und hier in der Kirche von Enger zeigt man noch jetzt sein Grab.

Sieben Jahrhunderte also hatte seitdem die katholische Kirche hier gewaltet, bis die Neuerung kam und die Bevölkerung in zwei feindliche Hälften zertheilte. Der Landesherr

mußte nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens abwechselnd ein Katholik und ein Protestant sein, die Osnabrücker Ritterschaft gehört bis auf den heutigen Tag theils zur alten theils zur neuen Kirche, und die Dörfer sind in ähnlicher Weise getheilt.

Der neuen Kirche gehörte auch die Familie der jetzigen Besitzer von Gesmold etwa seit dem Jahre 1600 an. Der ältere Zweig derselben blieb zwar katholisch bis zu seinem Erlöschen im Ende des vorigen Jahrhunderts; aber ein nachgeborner Sohn, Hans Adam v. Hammerstein, welcher einige Zeit nach der Glaubensspaltung vom Rheine her weiter nordöstlich zog und Stammvater der gesamten jetzt noch vorhandenen Familie seines Namens wurde, ließ, während er selbst katholisch blieb, seine Kinder in der neuen Religion erziehen. Unter den zahlreichen Ahnenbildern, die ich zu Hause als Kind oft betrachtete, befand sich auch sein Porträt und das seines Vetters, eines Abtes von Cornelymünster bei Aachen. Es waren dies meines Wissens die einzigen Porträts von Katholiken. Alle übrigen stellten Protestanten vor, darunter auch einen schwedischen General, welcher im Dreißigjährigen Kriege gegen Kaiser und Reich gefochten hatte.

Die religiöse Richtung im elterlichen Hause war in betreff der verschiedenen protestantischen Richtungen ziemlich indifferent, doch eher zum Rationalismus hinneigend als zum Pietismus; in politischer Hinsicht dagegen war man durchaus conservativ und royalistisch gesinnt. Man gab etwas auf das angestammte, äußere Kirchenthum, insbesondere auch auf die Sonntagsheiligung; wir Kinder durften nicht musiciren, ehe morgens die Zeit des gewöhnlichen Gottesdienstes vorüber war; auch fuhr man bei gutem Wetter mitunter nach Melle zur Kirche, und bei schlechtem las man im Familienkreise eine Predigt aus den „Stunden der Andacht", wenn ich nicht irre, von Zschokke.

Eine feindliche Stimmung gegen den Katholicismus herrschte nicht. Vielmehr bestand ein gutes Vernehmen zwischen der protestantischen Gutsherrschaft und dem katholischen Dorfe, dessen Kirche unter dem Patronat des Gutsherrn stand, und dessen Pastorat und Vicarie von ihm als Patron besetzt wurden. Dies gute Verhältniß war einerseits dem biedern, anhänglichen Sinn der Leute, andererseits aber auch dem wohlmeinenden Verfahren der Gutsherrschaft zu verdanken. So steuerte mein Vater, der bereits im Jahre 1837 starb, freiwillig zum Neubau der katholischen Kirche erheblich bei, obschon ein Proceß zwischen ihm und der Gemeinde wegen der Kirchenbaulast schwebte; er bedang sich nur aus, daß im Falle seines Unterliegens das Geleistete in Anrechnung käme. Vor Palmsonntag kamen gewöhnlich die Kinder aus dem Dorfe, um Buchsbaumzweige zu holen, die in der Kirche als Palmen dienten; vor Frohnleichnam aber holten sie massenweise Blumen für die Altäre.

Meine Mutter, welcher nach dem Tode des Vaters die schwierige Aufgabe zufiel, die neun überlebenden Kinder zu erziehen und die Verwaltung der Besitzungen zu führen, war in der Umgegend allgemein geachtet und geliebt. Unter dem Gesinde hielt sie strenge Ordnung, und es wurden unter dasselbe auch Katholiken aufgenommen, wenngleich Rentmeister, Förster und Bediente meist Protestanten waren. Arme kamen wohl nie vergebens aufs Schloß, und es ist mir erinnerlich, wie auf gemeinsamen Spaziergängen auch Kranke in ihren Häusern besucht wurden.

Als wir jüngsten beiden Kinder, mein Bruder und ich, einst allein von der ganzen Familie zu Hause waren, kam eine alte Frau aufs Schloß und bot eine schwarze Henne mit einer Schar Küchlein zum Kaufe an. Das gute Mütterchen mußte wohl in Noth sein, denn es lag ihr viel daran, die Henne zu verkaufen. Wir beiden Kinder schossen

also aus unserem Taschengelde zusammen und gaben ihr, was sie haben wollte, erhielten jedoch das Geld nachher von der Mutter zurück. Unser Kauf war so gut ausgeschlagen, daß in den folgenden Jahren die schwarze Farbe unter den Hühnern immer mehr die Oberhand gewann, offenbar weil die schwarzen Hühner fleißiger legten als die übrigen und so im „Kampf ums Dasein" obsiegten.

Ein Zug möge das schöne Verhältniß zwischen Herrschaft und Bauern kennzeichnen. Man wird sich erinnern, welch revolutionäre Aufregung im Jahre 1848 herrschte. Fast in jeder Residenz, in jeder größern Stadt gab es stürmische Volksversammlungen oder offene Rebellion; auf dem Lande herrschte ähnliche Aufregung gegen die Vorrechte des Adels und der Gutsherren, und verschiedene Schlösser wurden durch die Bauern demolirt. Um diese Zeit war es, als ein Haufe Bauern in Schloß Gesmold auf den Hof gezogen kam und eine Deputation in das Wohnhaus schickte. Man kann sich den Schrecken vorstellen, welcher hier entstand. Aber was war der Anlaß des ganzen Vorfalls? In der That, ein sehr friedlicher! Im Dorfe war eine Hochzeit, aber die Hitze verleidete den Leuten die Lust zum Tanzen, und so waren sie auf den Gedanken gekommen, mit ihrer Musik vors Schloß zu ziehen und dort eine Art von Serenade zu bringen. Die Musik spielte also die loyale hannoversche Nationalhymne: „Heil unserm König, Heil!" Die Bauern ließen den König und die Gutsherrschaft hochleben und zogen dann heiter und vergnügt, wie sie gekommen waren, wieder ins Dorf zurück.

Aus jener Zeit erinnere ich mich auch, wie einst ein protestantischer Herr mit Rücksicht auf die dortige Gegend die Bemerkung machte: „Es ist doch sonderbar! Ueberall in den katholischen Dörfern herrscht Ruhe und Ordnung, in den protestantischen dagegen nicht."

Das Verhältniß zu den beiden katholischen Ortsgeistlichen war ein durchaus gutes. Von den religiösen Gegensätzen wurde kaum jemals gesprochen, und keinenfalls trat die Absicht hervor, etwa Proselyten zu machen. Der Pastor, ein Original und so recht der Typus eines trockenen, phlegmatischen Westfalen, war dort bereits seit Anfang des Jahrhunderts. Für uns Kinder war sein Besuch stets willkommen, denn seine lange Rocktasche war immer mit Wallnüssen für uns angefüllt. Auch seine beiden Maulthiere erregten unser Interesse; denn es waren die einzigen Thiere dieser Art, welche wir kannten. Er schätzte sie sehr wegen ihrer Ausdauer und Genügsamkeit, unternahm auch einst mit ihnen und seiner alten Karosse eine Reise nach Paris. Im Zimmer des Pastors hing das Porträt Overbergs; im Kanapee war stets nur ein Platz frei, denn der übrige Theil ward von einem Haufen Bücher und Broschüren eingenommen; über dem Kanapee hing in einem großen colorirten Bilde der „Branntweindrache", ein furchtbares Ungeheuer, dem ganze Fuder Korn in den Rachen geschüttet wurden, eine Darstellung, welche die Bauern vom Schnapstrinken abschrecken sollte. Dann und wann machte der Hauslehrer mit uns Knaben einen Besuch beim Pastor; es hatte dann alles seine gewiesenen Wege und seine herkömmlichen Rubriken. Nachdem der alte Herr uns zunächst mit stets sich gleichbleibender Ruhe die Hand gedrückt und bewillkommnet, ging er zur Ecke neben der Thüre, um hier mit seiner ganzen Körperlänge sich in die Höhe zu recken und an einem kleinen Ende Bindfaden zu ziehen, welches oben hing und ihm als Schellenzug diente. Sogleich erschien die alte Haushälterin, guckte mit dem Kopf um die halbgeöffnete Thür und sprach: „Was gefällig, Herr Pastor?" „Louis muß wohl 'n paar Oepfel haben." Nun verschwand die Haushälterin und erschien bald wieder mit einem Teller

schöner Aepfel; wir Kinder griffen tüchtig zu, und der Pastor erklärte dabei seinen Grundsatz: „Man muß das Alte immer mit dem Neuen verbinden", d. h. man muß stets so lange alte Aepfel haben, bis die neuen reif sind.

Einmal im Jahre wurde die ganze Familie vom Schloß, d. h. auch die Erwachsenen, zum Kaffee eingeladen, und zwar 14 Tage, nachdem der alte Herr seinen Collegen aus der Umgegend ein Diner gegeben; für dies Diner nämlich buk die Haushälterin einen Kuchen, welcher zur Hälfte verzehrt wurde und zur andern Hälfte, in Stücke zerschnitten, bei unserem Kaffee erschien.

Wenn ich so diese und ähnliche Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit auffrische und mich frage: Welche Eindrücke empfing ich damals zu Gunsten des Katholicismus? so muß ich gestehen: Diese Eindrücke waren keinesfalls erheblich. Nur insofern blieb die Berührung mit Katholiken vielleicht nicht ohne Wirkung, als ich in denselben gewöhnliche Menschen von Fleisch und Blut erblickte und in der katholischen Kirche nicht eben jenes Gespenst sah, für welches sie vielfach von Protestanten gehalten wird. Anders freilich dachte ich über die Jesuiten. Denn ich hatte gelegentlich zugehört, als man Eugen Sues „Ewigen Juden" las, und hatte da erfahren, daß die Jesuiten Erbschleicherei, Giftmord und andere abscheuliche Dinge trieben, überhaupt die abgefeimtesten Heuchler seien.

Soll ich meine kindliche Religionsphilosophie aus jener Zeit kurz zusammenfassen, so mochte sie etwa dahin lauten: Das Christenthum ist die wahre Religion, welcher man angehören muß. Es hatten sich indes seit mehreren Jahrhunderten vielfache Mißbräuche in dasselbe eingeschlichen, daher sagten gottbegeisterte Männer, wie Luther und Calvin, sich von der alten Kirche los und führten das Christenthum zur Reinheit des Evangeliums und der ersten

christlichen Jahrhunderte zurück; namentlich Luther hat hierin das Rechte getroffen. Die katholische Kirche mag immerhin den Vorrang des Alters haben und, einer alten Kloster- oder Burgruine gleich, ihren Beschauer durch manches Romantische fesseln; aber das reinste Christenthum ist eben doch im Protestantismus zu finden, und ihm gehören daher vorzugsweise die gebildetern Stände und die Gelehrtenwelt an; ihm gehört auch die Zukunft.

Dies waren so etwa die Anschauungen, mit denen ich im Herbst 1844 Schloß Gesmold verließ, um das lutherische Rathsgymnasium in Osnabrück zu besuchen.

II.

Der erste Zweifel.

Allmählich rückte die Zeit heran, daß ich für einen bestimmten Lebensberuf mich zu entscheiden hatte. Für den ältesten unter uns Brüdern, als den Erben der väterlichen Besitzungen, waren die Wege so ziemlich vorgezeichnet; für uns drei übrigen blieb nach den herrschenden Standesbegriffen fast nur die Wahl zwischen Militär und Jurisprudenz. Für ersteres entschieden sich der zweite und dritte Bruder, während man mir von vornherein den juristischen Staatsdienst zugedacht hatte. Man sprach insbesondere von Diplomatie; aber ich hegte Abneigung gegen dieselbe, weil ich in meinen Kindesanschauungen glaubte, ein Diplomat könne nicht durchkommen, ohne zu lügen.

Doch die engere Wahl des Berufes lag einstweilen noch in weiter Ferne; vorläufig kam ich auf das Rathsgymnasium

nach Osnabrück, während die zwei andern Brüder ins Cadettenhaus nach Hannover wanderten. Unter Furcht und Zittern stellte ich mich zum Examen, welches ich vor der Aufnahme bestehen sollte. Ich wartete im Nebenzimmer, bis man mich vor das versammelte Lehrercollegium rief; mit mir warteten noch zwei junge Leute von 14 und 17 Jahren. Voll Respect schaute ich zu ihnen empor, wagte kaum, mit ihnen zu sprechen, und dachte, die kämen gewiß etwa nach Prima oder Secunda, und ich, der ich eben erst zwölf Jahre alt war, käme, wenn es gut ginge, nach Quarta. Aber wie groß war mein Erstaunen, als wir nach beendigter Prüfung sämtlich nach Untertertia wanderten! Der Hauslehrer, ein tüchtiger Philologe, hatte mich eben wie eine Treibhauspflanze in die Höhe getrieben; im Lateinischen hatte ich z. B. Ovids Metamorphosen zum Theil, im Griechischen Xenophons Anabasis ganz gelesen, und die einfache Planimetrie, wie sie bei uns auf dem Gymnasium beim Abiturientenexamen verlangt wurde, hatte ich so ungefähr beendigt. Wäre nicht meine Mutter zu meinen Gunsten eingeschritten, so hätte mich der Hauslehrer wohl noch mehr zum Lernen angespannt.

Indes bald zeigte sich auch eine Kehrseite des bisherigen Unterrichts. Als lateinische Pensa gemacht werden mußten, da stellte sich heraus, daß ich in der Grammatik keineswegs sicher war; denn während der schlechteste unter den zahlreichen übrigen Schülern von Untertertia etwa 15 Fehler hatte, zählte meine Arbeit gewöhnlich die doppelte Zahl. Das war nun ein hartes Kreuz für mich, und ich mußte alle Hebel ansetzen, um die übrigen allmählich einzuholen. Dennoch hatte ich allen Grund, meinem Hauslehrer dankbar zu sein, daß er mich glücklich in die Tertia gebracht hatte; denn auf diese Weise war es mir später möglich, mit 18 Jahren das Gymnasium zu verlassen, während diejenigen, welche von Anfang an das Gymnasium besuchten,

kaum vor dem zwanzigsten Jahre fertig sein konnten; beinahe jede Klasse mußte zwei, Tertia sogar drei Jahre hindurch besucht werden. Sehr zweckmäßig war dieser moderne Schulplan wohl nicht; denn die vielen Wiederholungen, welche sich hieraus ergaben, machten das Studium zum Ekel; man präparirte sich kaum mehr und verträumte statt dessen, wie ich es von manchen meiner Kameraden weiß, seine Zeit mit Romanen, sowohl in als außer der Schule; man hatte endlich alle Frische und Freude am Studium verloren, wenn man etwa zwölf Jahre auf dem Gymnasium abgesessen hatte und im Alter von 20 Jahren die Universität bezog, um das Fachstudium zu beginnen.

Für den ersten Winter von 1844 auf 1845 waren meine Angehörigen mit nach Osnabrück gezogen, und so konnte ich das erste Halbjahr des Gymnasiums noch in ihrer Mitte zubringen. Lebhaft steht mir der erste Gang zur Schule im Gedächtniß. Ich hatte mir den Stundenplan für den ersten Morgen angesehen und fand in demselben verschiedene Fächer; ich überlegte, welche Bücher ich dementsprechend wohl mitnehmen müßte, und packte denn einen ganzen Haufen zusammen. Den wollte ich unter den Arm nehmen und zur Schule wandern. Allein meine Mutter sah, daß ich kleiner Knirps das nicht fertig brachte; sie gab mir also unsern Livreebedienten mit, und so zog ich los, den Bedienten mit den Büchern hinter mir. Unterwegs kam mir ein gleichalteriger Vetter entgegen, dem die Situation wohl komisch vorkam; er bemerkte: nur zwei dünne Bücher, ich glaube ein Gesang- und ein Gebetbuch, seien für den ersten Morgen nöthig. Der Bediente wurde also mit dem übrigen Ballast heimgeschickt, und ich wanderte mit meinem Kameraden beklommenen Herzens dem Gymnasium zu.

Der Winter verging. Um Ostern 1845 kehrten meine Verwandten nach Gesmold zurück; ich aber wurde in einem

fremden Hause untergebracht, nämlich im Hause des Magister W., eines lutherischen Predigers an der St. Marienkirche.

Magister W. ließ uns Gymnasiasten, die wir bei ihm wohnten, ziemlich ungebundene Freiheit, und wir benutzten diese Freiheit unter anderem, um, soviel es das Taschengeld zuließ, das Theater zu besuchen. Da geschah es denn einst, daß ich ein Schauspiel „Uriel Acosta“ (wohl von Gutzkow) sah, in welchem vorherrschend Juden auftraten, und Spinoza mit seinem Pantheismus verherrlicht wurde. Der Gedanke des Pantheismus erzeugte bei mir gewaltige Aufregung; daß es außer der Welt weiter keinen Gott geben sollte, war mir ganz neu, und ich wußte noch nicht, daß diese Meinung das tägliche Brod auf deutschen Hochschulen bildet, daß die Philosophie, dieses Fundament gleichsam für sämtliche Wissenschaften, in Deutschland vorherrschend von der Ansicht ausgeht, die Gesamtheit dessen, was wir Christen die Schöpfung nennen, sei das einzige existirende Wesen, und außer ihr gebe es keinen Gott, der sie geschaffen, mit unendlicher Weisheit und Liebe geordnet hat und sie auch jetzt beständig erhält und regiert.

Diese Anschauung also, welche mir das jüdische Theaterstück beigebracht hatte, machte mich betrübt und verwirrt. Ich wollte mich derselben erwehren, weil ein natürliches Gefühl sich gegen sie sträubte: allein ich wußte nicht, wie dieselbe zu bemeistern. Wäre ich katholisch gewesen, so hätte ich mich an einen erfahrenen Beichtvater gewandt und voll Vertrauen ihm mein Herz erschlossen. Als Protestant aber hatte ich weder unter den Predigern noch unter meinen Lehrern jemand, dem ich mich hätte aufschließen mögen. Das Nächstliegende wäre gewesen, mich an meinen Hausherrn zu wenden, der ja eigentlich zugleich mein Seelsorger war; allein ich erinnere mich nicht, daß dieser Gedanke mir auch nur in den Sinn kam.

So sah ich mich denn auf Selbsthilfe angewiesen. In meiner Noth griff ich zu meinem Tagebuch, welches ich wie einen Schatz im Verborgenen hegte und dem ich gewöhnlich die innersten Regungen meines Herzens anvertraute. Ich setzte mich nieder, suchte mir schriftlich das Dasein eines persönlichen Gottes zu beweisen und verfiel, wie ich mich deutlich entsinne, etwa auf folgende Argumentation: Die Welt existirt, muß also von jemanden erschaffen sein: also gibt es ein Wesen, welches sie erschaffen und mit all der Weisheit und Liebe geordnet hat, die ich in derselben erblicke; es gibt also außer der Welt noch ein höheres Wesen, welches denkt und will, ein Wesen, dem auch ich mein Dasein verdanke, und dieses Wesen nenne ich Gott; mit andern Worten: ich war auf den nächstliegenden unter den Beweisen für das Dasein Gottes, auf den kosmologischen Beweis, gerathen.

Mit Interesse habe ich später diesen Beweis im Auge behalten und die Einwendungen, mit welchen der Unglaube ihn zu entkräften sucht, geprüft. Aber das Abenteuerliche dieser Einwendungen legt den Gedanken nahe, daß dieselben nicht sowohl aus aufrichtigem Streben nach Wahrheit als aus dem mehr oder minder bewußten Drange hervorgingen, den Gesetzgeber abzuschütteln, welcher über dem Menschen steht und welcher verlangt, daß das Geschöpf sich in Demuth unter den Willen des Schöpfers beuge. Man möchte in vollster Ungebundenheit leben; zugleich aber weiß man, daß ein solches Leben zur Hölle führt, falls die Lehren des Christenthums wahr sind. Um nun aber doch ungestört ein solches Leben führen zu können, so läugnet man jene Lehren, man läugnet insbesondere das Dasein des höchsten Sittenrichters. Es wird also wieder einmal ein Wunsch der Vater des Gedankens.

Aehnlich äußerte sich mir gegenüber etwa dreißig Jahre

später ein mir nahestehender gläubiger Protestant. Es sei, so meinte er, nicht sowohl im Verstande der Grund zu suchen, weshalb so manche nicht glauben, als vielmehr im Willen. Man *will* eben nicht glauben, man *will* den unliebsamen Richter beseitigen; deshalb sind allerdings bald Scheingründe gefunden, um die an sich so leicht faßlichen Beweise für das Dasein Gottes zu entkräften, die Aufmerksamkeit des Geistes mehr auf die Gegengründe zu lenken, die Haltlosigkeit dieser Gegengründe aber zu übersehen. Und weil in dieser Weise der Wille beim Acte des Glaubens sehr stark betheiligt ist, so ist der Glaube frei; er ist eine Tugend, der Unglaube dagegen, insoweit er verschuldet ist, eine Sünde.

Mit der nunmehr fester begründeten Ueberzeugung vom Dasein eines persönlichen Gottes kehrte der Friede in meine geängstigte Seele zurück. Es blieb mir für immer eine gründliche Abneigung gegen die pantheistische, richtiger atheistische Philosophie in all ihren Gestalten. Dagegen warf ich mit um so größerer Begeisterung dem positiven Christenthum mich in die Arme; denn sobald ich einen persönlichen Gott als Lenker der sittlichen Weltordnung und der Geschichte des Menschengeschlechtes über mir erblickte, mußte ich jene Offenbarung als Seine Religion, als die Erklärung Seines Willens ansehen, deren Anfänge zurückreichen bis zur Wiege des Menschengeschlechtes, welche anderthalb Jahrtausende vor Christus genauer entfaltet wurde in der Gesetzgebung auf Sinai, welche durch zahlreiche Propheten den kommenden Erlöser vorherverkündete, welche endlich in *Jesus Christus*, dem Sohn des lebendigen Gottes, dem Retter der gefallenen Menschheit, ihre Vollendung erhielt und seitdem, durch zahlreiche Wunder stets aufs neue beglaubigt, segnend in immer weitern Kreisen sich über die Erde verbreitet.

Die Uebung des Gebetes war eine Folge des lebendiger erfaßten Glaubens an Gott. Denn sobald ich meinen Vater im Himmel erkenne, will und muß ich mit ihm, als einem persönlichen, einem denkenden, mich liebenden Wesen, in Verkehr treten. Ich muß ihm *danken*, denn ihm schulde ich alles, was ich bin und habe. Ich muß ihn *bitten*, denn ich bin seiner Hilfe bedürftig. Ich muß ihn *verehren*, ihm *gehorchen* als meinem Schöpfer und Herrn.

Aus dieser Zeit etwa datiren auch meine frühesten bestimmten Erinnerungen, daß ich morgens und abends betete. Ein glücklicher Zufall war mir dabei von wesenlichem Nutzen; ich hatte nämlich die Vorliebe, mir auf Bücherversteigerungen allerlei zusammenzukaufen, und so ersteigerte ich gelegentlich ein altes lateinisches Buch über Mineralogie; ich glaube, Agricola hieß der Verfasser. Als unentgeltliche, weil werthlose, Zugabe erhielt ich *Gellerts* „Geistliche Oden und Lieder“, ein altes, abgenutztes Bändchen mit schlechtem Druck und Papier. In diesem fand ich zwei Lieder, die mir als Morgen- bezw. Abendgebet seitdem zu dienen pflegten und von denen mir noch jetzt Bruchstücke in der Erinnerung haften. Das Morgengebet lautete etwa wie folgt:

„Mein Vater, unter deiner Hut
Hab' ich geruht in Frieden;
Wer war es, der mir Ruhe bot
Und Sicherheit dem Müden?

Du bist es, Gott und Herr der Welt,
Und dein ist unser Leben!
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's jetzt neu gegeben!

Nimm meines Lebens gnädig wahr,
Auf dich hofft meine Seele;
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gib mir ein Herz voll Dankbarkeit,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das dein Gebot
Erkenn' und willig thue;

Damit ich diese Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe."

Aus dem Abendgebet blieb mir folgendes im Gedächtniß:

„Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens
Wie hab' ich ihn vollbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich allein für mich, für andre nicht gelebt?"

Der Glaube an einen persönlichen Gott führte mich also immer mehr zu ernstern Lebensanschauungen, zum Bewußtsein der Pflicht im Gegensatz zum einseitigen Haschen nach Genuß. Natürlich! Denn die Erkenntniß, von Gott erschaffen zu sein, geleitet nothwendig zu der weitern Ueberzeugung, seinem Willen gehorchen zu müssen, mag dieser Wille durch die Natur der Sache oder durch ausdrückliche Offenbarungen sich kundgeben. Die Lossagung vom persönlichen Gott dagegen und die Hingabe an die moderne ungläubige Philosophie hätte folgerecht die Abschüttelung jeder sittlichen und rechtlichen Schranke bewirken müssen. Denn sobald ich mit Kant sage: Meine Vernunft vermag keinerlei sichere Schlüsse zu ziehen, sie vermag weder das Dasein Gottes noch irgend eines andern Wesens, noch irgend welcher Pflicht mit Sicherheit zu erkennen; sobald ich das sage, werde ich doch wahrlich um Pflichten, sei es gegen Gott oder die Eltern oder den Staat oder den Nächsten, um Pflichten, sage ich, von denen ich nicht einmal weiß, ob sie existiren, mich blutwenig kümmern! Oder wenn ich mit

Hegel das Dasein eines außerweltlichen Gottes geradezu läugne, vielmehr im Staat „den präsenten Gott" erblicke, so wüßte ich doch wirklich nicht, was mich verpflichten sollte, diesem Gott, der vielleicht „Großherzogthum Sachsen-Weimar" oder „Fürstenthum Schaumburg-Lippe" heißt, zu gehorchen; so wüßte ich noch weniger, welche Bedeutung für mich diejenigen Theile des Sittengesetzes hätten, die jener „präsente Gott" zufällig nicht in den Bereich seiner Gesetzgebung zog! Oder wenn ich mit Darwin im Menschen nur den Bruder des Affen und des Tigers erblicke, und mit Hilfe der Descendenztheorie den Schöpfer im Himmel als überflüssig beseitige, so wäre ich doch in der That ein Thor, wenn ich durch Betrügen, Stehlen und Morden mich nicht ähnlich wie mein Bruder, der Tiger, betheiligen wollte an dem allgemeinen Kampfe ums Dasein!

Es ist in der That nur einer glücklichen Inconsequenz zu verdanken, wenn die moderne Philosophie, die im Gegensatz zur scholastischen fast von allen Staaten der Gegenwart auf den Hochschulen gehegt und gepflegt und den Volksbildnern eingeimpft wurde, nicht überall bereits zum Nihilismus geführt hat. Was mich angeht, so fürchte ich, ich hätte Logik genug besessen, um die ganze sittliche Ordnung über Bord zu werfen, sobald ich von der Sucht nach Ungebundenheit verführt wäre, jener Beweisführung für das Dasein eines persönlichen außerweltlichen Gottes unter irgend einem Vorwande zu entschlüpfen. Ich hatte damals die Wahl, entweder das Dasein Gottes, des Richters, die Unsterblichkeit der Seele und eine ewige Vergeltung zu läugnen und folgeweise allen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, oder aber mich für das Christenthum und sein Sittengesetz zu entscheiden und seinen sittlichen Anforderungen mich zu unterwerfen. Zu meinem Glück that ich mit der Gnade Gottes das letztere, und zwar in einer gewissen Begeisterung,

welche die Begleiterin selbsterrungener Resultate zu sein pflegt. So wenig das Dichten auch sonst meine Sache war, drängte es mich doch, meinen Gefühlen in einer Art von poetischer Form, wie sie eben der Feder eines Gymnasiasten entfließen konnte, Luft zu machen.

Ich stellte mir einen Greis vor, wie er einsam, arm, verlassen, spät abends durch die öden Straßen einer Stadt langsam dahinwandert; er ist seiner Pflicht stets gefolgt, und den Lohn im Jenseits erhofft er für sich, aber für das Diesseits trifft ihn Kummer und Entbehrung. Da erblickt er die festlich erleuchteten Fenster eines Ballsaales, die rauschende Musik tönt zu ihm herab, und er sieht, wie im Gegensatz zu seiner Seelenstimmung hier alles nach Lust hascht; seine Gefühle ergießen sich in folgender Strophe:

„Und ist es Freude nur, wozu der Mensch geboren?
Ist Freude denn nur seines Lebens Ziel?
Ist nicht für bess're Welten der verloren,
Der hier auf Erden Lust nur suchen will?"

Allerdings ist es Freude, für welche der Mensch erschaffen ist. Aber nicht jenes Flittergold irdischer Genüsse, die mit Enttäuschung enden; nicht jener Rausch, der nur Bitterkeit zurückläßt, wenn er verraucht ist, sondern ein nie endendes unbeschreibliches Glück im Jenseits, und im Diesseits einstweilen jener Friede, „welchen die Welt nicht geben kann".

Einen solchen Frieden hatte ich in dem fester begründeten Glauben an Gott, meinen Vater, gefunden; dieser Glaube aber ward mir zum sichern Kompaß für Zeit und Ewigkeit, zum Kompaß, welcher untrüglich geleitet durch alle Stürme des Lebens.

III.

Eine lutherische Confirmation.

Wie das pantheistische Theaterstück, welches ich gesehen, mich zur Entscheidung gedrängt hatte zwischen Christenthum und Unglauben, so ward eine ähnliche Entscheidung innerhalb des Christenthums, nämlich zwischen den verschiedenen Confessionen desselben, gleichfalls gefordert durch die bevorstehende Confirmation.

Die Confirmation ist von den Lutheranern bekanntlich aus der Reihe der sieben Sacramente gestrichen, als kirchlicher Gebrauch aber beibehalten. Ihre Bedeutung besteht darin, daß man das Versprechen, dem Christenthum und zwar der lutherischen Kirche anzugehören, welches bei der Taufe die Taufpathen für uns ablegten, nunmehr, nachdem man zur erforderlichen Urtheilsfähigkeit gelangt ist, persönlich für sich ablegt. Ich sollte also erklären, daß ich das Christenthum, und zwar das lutherische, für die wahre Religion halte und mich mein Leben lang zu ihm bekennen wolle.

Das hatte nun für mich keine Schwierigkeit in betreff des Christenthums im allgemeinen. Aber wie stand es mit dem Lutherthum im besondern? Der Katholik hat es unter ähnlichen Umständen leicht. Ihm tritt die katholische Kirche mit Autorität, im Namen Christi, entgegen; er hört von den Tagen der Kindheit an, daß Christus nicht bloß das Christenthum im allgemeinen, sondern gerade so auch insbesondere die katholische Kirche gestiftet hat. Mit derselben Gewißheit also, mit welcher der Katholik sich dem Christenthum hingibt, mit eben dieser Gewißheit unterwirft er sich rückhaltlos der katholischen Kirche, deren Lenker in ununterbrochener Reihe den Aposteln gefolgt sind. Dieselben

Beweise, welche ihm für die Wahrheit des Christenthums sprechen, wie die Millionen von Martyrern, die zahllosen Wunder und die moralischen Segnungen, sprechen ihm auch für die Wahrheit der katholischen Kirche. Die übrigen sich christlich nennenden Religionen, als: Nestorianer, die sogenannten Griechisch- oder Russisch-Orthodoxen, Lutheraner, Calvinisten, Anglikaner, „Evangelische" (d. h. Preußisch-Unirte), Baptisten, Methodisten, Waldenser, Irvingianer u. s. w., sind dagegen spätern Ursprungs, sind nicht von Christus gestiftet, können also nicht mit der Autorität Christi auftreten. Um nun aber doch Eingang zu finden, berufen sich u. a. die Protestanten auf die Heilige Schrift. Sie weisen einen jeden ihrer Bekenner an, selbst in der Heiligen Schrift zu forschen und sein Christenthum zu suchen. Das Lutherthum will auch nicht die einzig wahre und echte, nicht die unfehlbare Kirche sein, sondern hält sich gewissermaßen nur für eine gleichberechtigte unter den zahllosen „Schwesterkirchen", so daß es von seinem Confirmanden zwar hoffen kann, er möge gleichfalls gerade das lutherische Christenthum in der Heiligen Schrift finden; andererseits aber läßt es zugleich den Zweifel zu oder legt ihn sogar nahe, vielleicht sei doch eine andere Form des Christenthums eine bessere und fuße auf einer richtigern Auslegung der Heiligen Schrift.

Bei dieser Lage der Dinge soll also der Confirmand sich entscheiden, ob er mit Luther zwei Sacramente oder mit der katholischen Kirche sieben annimmt; ob er mit Luther an die wirkliche Gegenwart im Abendmahl glaubt, oder mit Calvin dieselbe läugnet; ob er mit den Baptisten die Kindertaufe für ungiltig hält, oder mit den meisten andern Confessionen sie gelten läßt. Alle diese und noch zahllose andere Entscheidungen werden also durch die lutherische Confirmation verlangt, und das von einem Knaben von kaum 14 Jahren, welcher die Heilige Schrift vielleicht

noch nie in der Ursprache gesehen, viel weniger die abweichenden Lesarten der Handschriften geprüft hat, und das in der Weise, daß er sich verpflichten soll, gerade das lutherische Christenthum im Gegensatz zu Hunderten von andern Formen desselben sein Leben lang zu glauben und zu bekennen. In der That, eine Zumuthung, welche entweder Urtheil und Kenntnisse der heranwachsenden Jugend überschätzt, oder wenig Achtung zeigt vor deren Gewissen!

Doch es sollte dieser Schwierigkeit abgeholfen werden durch den Confirmandenunterricht. Hier mußten also den Kindern die Gründe angegeben werden, weshalb gerade nur die lutherische Kirche und keine andere die rechte sei, damit alle sich ohne Gewissensbedenken auf ihre Lehre verpflichten könnten.

Für die Kinder der St. Mariengemeinde, und somit auch für mich, ward dieser Unterricht von meinem Hausherrn, Magister W., während des der Confirmation vorangehenden Winters eifrigst ertheilt.

Es standen sich damals in Osnabrück nicht nur Katholiken und Protestanten schroff gegenüber, sondern die letztern schieden sich wiederum fast ebenso schroff in Pietisten und Rationalisten. Haupt der letztern war Magister Gruner an der St. Katharinenkirche, Haupt der erstern Magister Schwietering, unser Hausnachbar, mit welchem wir jedoch in keinerlei geselligem Verkehr standen, vielleicht weil Magister W., unser Hausherr, mehr der rationalistischen als der pietistischen Richtung angehörte. In seinem Confirmandenunterricht trat indes sein Rationalismus nicht eben schroff hervor, und ich glaube mich zu entsinnen, daß uns die allerheiligste Dreifaltigkeit und die Gottheit Jesu Christi gelehrt wurde. Der Unterricht bestand in einem Vortrage, welcher von uns, so gut es nach den gemachten Notizen ging, in ein schön gebundenes, mit Goldschnitt versehenes schwarzes Buch eingetragen wurde, während ein kleineres Buch die

Bibeltexte aufnahm, welche gut erlernt werden mußten. Der größere Theil des Winters wurde auf die allgemein christlichen Wahrheiten verwendet, zum Schluß aber, gleichsam als Krone des Ganzen, kamen die Unterscheidungslehren, und die Aufgabe dieses Abschnittes war es, uns von der Wahrheit insbesondere des Lutherthums, im Gegensatz zu den andern christlichen Confessionen, zu überzeugen.

Welches war nun der Inhalt dieses Abschnittes? — Die Katholiken sind gewohnt, wo es sich um Begründung ihrer Confession handelt, mehr in positiver Weise voranzugehen, etwa anzuknüpfen an die Worte des Nicänischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube Eine heilige, katholische und apostolische Kirche"; wir zeigen, daß Christus eine sichtbare Kirche gegründet, daß diese Kirche an den vier Kennzeichen der Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Abstammung von den Aposteln erkannt wird, und daß alle diese Kennzeichen bei der Kirche, deren Oberhaupt der römische Bischof ist, und nur bei ihr sich finden. Nicht so unser lutherischer Confirmandenunterricht. Es wurde uns nicht sowohl gezeigt, daß wir Lutheraner das echte Christenthum hätten, als daß die Katholiken, und allenfalls auch die Calvinisten, es nicht hätten, Christus habe keine sichtbare Kirche gestiftet; die katholische Kirche sei, obgleich sie auf Unfehlbarkeit Anspruch mache, in vielfache Irrthümer gerathen, und als solche wurden etwa bezeichnet: die Ohrenbeicht, die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Ablässe, die Heiligenanbetung, die Werkgerechtigkeit, die Tradition, die Vorenthaltung der Heiligen Schrift oder ähnliches. Daß alles dies, und zwar in dem Sinne, wie die Protestanten behaupteten, wirklich katholische Lehre sei und als solche auch von den Katholiken zugestanden werde, dies zu bezweifeln kam mir ebensowenig in den Sinn, als ich in der Geographie die Behauptung in Zweifel zog: Moskau

liege in Rußland und Philadelphia in den Vereinigten Staaten. Der Katholicismus schien mir also auf alle Fälle verwerflich. Aber auch die Reformirten waren offenbar auf dem Irrwege, da sie die gräßliche Lehre der Prädestination aufstellten, nach welcher Gott einen Theil der Menschen zur Hölle vorherbestimmt. Und da außer Katholicismus und Calvinismus kaum eine christliche Confession in meinem Gesichtskreise lag, so mußte wohl schließlich die lutherische Kirche die richtigste sein; jedenfalls ließ sie mir das Recht der freien Forschung, so daß ich mir mein Christenthum zurechtlegen konnte, wie es mir gut schien.

Und doch brachte mich wiederum auch dieser Gedanke der freien Forschung nicht ganz ins reine; denn ich sollte mich nicht bloß auf die freie Forschung und die Irrigkeit der katholischen Kirche verpflichten, sondern auf die bestimmt formulirte lutherische Lehre, wie sie in der Augsburger Confession und den übrigen Bekenntnißschriften enthalten ist; Documente, welche ich, nebenbei gesagt, gar nicht einmal zu lesen bekam! Und wenn mir auch im allgemeinen die lutherischen Lehren, z. B. von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, von dem Vorhandensein von nur zwei Sacramenten, vorgetragen wurden: wo waren die Beweise für die Richtigkeit dieser Lehren? Ich sah nicht, daß man sich auf die Einigkeit, Heiligkeit, Allgemeinheit und den apostolischen Ursprung des Lutherthums auch nur berief, um dasselbe als das von Christus gewollte echte Christenthum, seine Lehre somit als die wahre darzuthun. Ich sah auch keine andern Beweise für die Wahrheit des Lutherthums; alles beschränkte sich vielmehr darauf, durch Auslegung einzelner Schriftstellen nachzuweisen, daß bei verschiedenen einzelnen Streitpunkten die Lutheraner im Recht seien gegen Katholiken und Calvinisten. Dabei blieb aber stets die Möglichkeit, daß in andern Punkten vielleicht Katholiken

oder Calvinisten recht haben könnten. Und selbst in den fraglichen Punkten: wer bürgte mir dafür, daß gerade die Lutheraner richtig den Sinn der Worte erfaßten: „Dies ist mein Leib ... dies ist mein Blut"? Oder wer bürgte mir für die Richtigkeit der lutherischen Bibelübersetzung? oder dafür, daß die Lutheraner die zuverlässigsten Handschriften befolgten? — Alles das waren Erwägungen, welche mir damals wohl nicht so im einzelnen und mit der Klarheit vorschwebten wie später, von denen ich aber jedenfalls so viel erfaßte, daß ich Bedenken trug, mich für mein ganzes Leben auf die lutherische Lehre zu verpflichten.

Folgender Gedanke beruhigte endlich mein Gewissen: Ich verpflichte mich auf das Christenthum im allgemeinen und auf das Lutherthum im besondern; auf letzteres selbstverständlich indes nur, weil ich es, einstweilen wenigstens, für den richtigsten Ausdruck des erstern halte, deshalb auch so, daß ich im Fall eines Widerspruchs, den ich allerdings jetzt nicht sehe und nicht für wahrscheinlich halte, dem Christenthum vor dem Lutherthum den Vorzug gebe. So kann ich mit Recht die von mir geforderte Verpflichtung verstehen, und so darf ich sie übernehmen.

Hierdurch beruhigt, ließ ich mich confirmiren und empfing, wie es Gebrauch ist, zum erstenmal das lutherische Abendmahl. Man sagte mir nachher, ich habe Miene gemacht, niederzuknieen, als mir der Prediger die Hostie gereicht; mir selbst war das nicht erinnerlich, und es muß daher wohl unbewußt geschehen sein.

Von sehr hochgestellter Seite ward einst einer jungen Dame ein Vorwurf darüber gemacht, daß sie, und zwar nach der lutherischen Confirmation, in der sie auf das Lutherthum sich verpflichtet, katholisch geworden. Es wurde nicht der Glaubenswechsel an sich, sondern der Glaubenswechsel nach erfolgter Confirmation angegriffen.

Wir glauben, hierauf erwidern zu sollen: Einen jeden Glaubenswechsel halten wir für sündhaft, sobald er aus andern Beweggründen als aus religiöser Ueberzeugung hervorgeht, mag er vor oder nach der Confirmation erfolgen. Beruht er jedoch auf der Ueberzeugung von der Irrigkeit der bisherigen und der Wahrheit der neu anzunehmenden Religion, so halten wir ihn, und zwar *auch nach der Confirmation*, nicht bloß für erlaubt, sondern sogar für Pflicht. Denn *erstens* kann ein Versprechen nicht zu einer Sünde verpflichten; es wäre aber Sünde, sein Leben lang eine Religion äußerlich zu bekennen, welche man im Herzen für falsch hält. *Zweitens* geschah das Versprechen, welches man bei der Confirmation ablegte, vernünftigerweise nur unter der Voraussetzung, daß die fragliche Religion die wahre sei. Erweist sich diese Voraussetzung als irrig, so verliert das Versprechen seine Kraft. *Drittens* endlich verspricht man bei der lutherischen Confirmation nicht bloß dem Lutherthum, sondern vor allem auch dem Christenthum voll und ganz anzugehören. Zeigt sich nun später, daß in einigen Punkten ein Widerspruch zwischen beiden besteht, daß man also in die Unmöglichkeit versetzt ist, beiden anzuhangen: soll dann das Christenthum dem Lutherthum weichen, oder das Lutherthum dem Christenthum? Es scheint uns, jeder aufrichtige Christ wird und muß sich für das letztere entscheiden.

IV.

Die spätern Gymnasialjahre.

Allmählich kam das Jahr 1848 heran, welches alles in die größte Aufregung versetzte. Ich erinnere mich deutlich der Stelle auf der Krahnenstraße in Osnabrück, an welcher ein Unbekannter mir zurief: „In Paris ist Revolution! Louis Philipp ist geflohen!“ Bald erschienen Straßenplacate; zwei junge Kaufleute liefen mit einem Armvoll geschriebener Zettel und einem Kleistertopf durch die Straßen und hefteten folgenden Anschlag an:

„Mitternacht ist fort,
Metternich ist geflohen,
Hannover hat Preßfreiheit, freies Versammlungsrecht und Volksbewaffnung!“

Wer diese Zeit nicht selbst miterlebt hat, wird sich schwer eine Vorstellung von der Erregung machen, welche damals wie ein elektrischer Funke ganz Europa durchzuckte. Aehnlich mag einst die Kunde der Revolution von 1789 oder der Anschlag der 95 Thesen in Wittenberg im Jahre 1517 gezündet haben.

Auch uns Gymnasiasten steckte das allgemeine Fieber an. Bis dahin hatten sich die Schüler des protestantischen Rathsgymnasiums und des katholischen, von Karl dem Großen gestifteten oder doch benannten Carolinums ziemlich fremd gegenübergestanden; jetzt wurde mit Freiheit und Gleichheit auch allgemeine Brüderlichkeit die Parole, und die Primaner und Secundaner beider Anstalten gründeten gemeinsam einen Verein, „Concordia“ genannt, welcher weiße Mützen mit schwarz-roth-goldenem Bande trug, Samstag

abends auf der Musenburg, einem Kaffeehaus in der Nähe der Stadt, bis tief in die Nacht Bier trank und dann singend und lärmend nach Hause zog. Die Lieder, welche beim Bierschoppen gesungen wurden, waren nicht immer die anständigsten; ich erinnere mich sogar einer Parodie auf die heilige Messe, welche von den katholischen Schülern mitgesungen oder vielleicht gar angestimmt wurde. Dieses Treiben ward mir doch bald etwas zu bunt und ebenso einem meiner Collegen vom Carolinum, welcher mehrere Jahre später als Mitglied der Gesellschaft Jesu starb; wir beide waren, obgleich wohl die jüngsten unter allen, doch die ersten, welche aus der „Concordia" austraten und uns hierdurch einigermaßen den Ruf reactionärer Gesinnung zuzogen.

Indes blieb die neue Zeitströmung auch für mich nicht ohne Rückwirkung. Sie verleidete mir, ich weiß nicht wie, die Lust, mich für den juristischen Staatsdienst auszubilden. Vielleicht, daß der Krach von 1848, in welchem die bis dahin herrschende staatsmännische Weisheit zusammenbrach, mir einen Ekel an der Carriere eines Staatsmannes einflößte. Eine solche Carriere war es aber wohl, welche meine Angehörigen bei mir mit der Jurisprudenz im Auge hatten. Es trieb mich dagegen, ein naturwissenschaftliches oder künstlerisches Fach zu erwählen, etwa Mathematik, Physik, Astronomie oder Architektur. Für Mathematik hegte ich eine wahre Leidenschaft und konnte Essen und Trinken vergessen, wenn ich hinter meinen mathematischen Aufgaben saß. Für die Architektur hatte mich unser Zeichenlehrer, Stadtbaumeister R., in hohem Grade anzuregen gewußt; ich durfte ihn öfters besuchen, und es waren mir selige Stunden, wenn ich bei ihm weilte. Er lieh mir Verschiedenes, u. a. Kuglers Kunstgeschichte mit den Illustrationen von Eggert und Guhl, und ich studirte diese Sachen mit

wahrem Heißhunger. Auch eine Reise, welche ich um Ostern 1848 machte, und auf welcher ich Hamburg sah, wie es nach dem Brande von 1842 in neuer Pracht aus der Asche erstanden war, mochte in dieser Beziehung anregend wirken.

So dachte ich denn ernstlich daran, das Gymnasium mit der polytechnischen Schule in Hannover zu vertauschen. Als ich jedoch solche Pläne zu Hause eröffnete, gab es große Bestürzung, meine Absichten stimmten wenig zu den aristokratischen Ueberlieferungen der Familie. Der höhere Civilstaatsdienst und das Militär galten ja, wie schon erwähnt, im protestantischen Deutschland so ziemlich als die einzigen Berufsarten, denen sich die nachgeborenen Söhne des Adels widmen durften, im unvortheilhaften Gegensatze zu England, wo denselben auch andere Berufsarten, wie der Kaufmannsstand, die technischen und künstlerischen Fächer, offen stehen; und ebenso im Gegensatz zum katholischen Adel, auch in Deutschland, welcher dem geistlichen Stande wenigstens sich widmen kann, ohne seiner Stellung hierdurch das Geringste zu vergeben.

Man war also ungehalten über meine neuen Berufsgedanken und verlangte aufs nachdrücklichste von mir, dieselben aufzugeben. Ich that dies endlich aus Liebe zu meinen Angehörigen, aber es war mir ein schweres, recht schweres Opfer, und ein heftiges nervöses Fieber, an welchem ich lange daniederlag, war vielleicht theilweise die Folge dieser innern Kämpfe.

Mehrere Monate dauerte es, bis ich nach dieser Krankheit zu meinen Studien zurückkehren konnte. Die Mathematik ließ ich seitdem beinahe gänzlich unberücksichtigt; denn was sollte sie mir bei einer juristischen Laufbahn nützen? Für das Maturitätsexamen machte sie mir bei den geringen Anforderungen, welche gestellt wurden, wenig Sorge; nur bedaure ich die vielen, vielen Stunden, welche ich fast ohne

Nutzen für die Ausbildung, wohl aber zum Nachtheil für Gesundheit und geistige Frische im Mathematikunterrichte absitzen mußte. Die Architektur dagegen, welche ich jedoch ausschließlich vom künstlerischen und historischen Standpunkte betrachtete, blieb für mich dauernd ein Lieblingsgegenstand, und ihre verschiedenen Phasen der antiken Stile und der Stile der christlichen Zeit (des byzantinischen, romanischen, gotischen, Renaissance- und Zopfstils) schienen mir besser als irgend etwas anderes ein plastisches Bild des jedesmaligen Zeitalters zu geben. Anregend blieb für mich auch ferner der Verkehr mit Stadtbaumeister R., und es war mir ein hoher Genuß, ihn mitunter nach Gesmold begleiten zu dürfen, wo er im Auftrage meines ältesten Bruders einige Bauten leitete.

Mein Hauptstudium ward jedoch nunmehr die Geschichte. Morgens pflegte ich früher aufzustehen, um ihr vor Beginn der Schule bereits eine Stunde zu widmen; neben der historischen Lectüre arbeitete ich mir chronologische Tabellen aus, um eine klare Uebersicht über die ganzen sechs Jahrtausende des Menschengeschlechtes zu gewinnen. Der Geschichtsvortrag in der Schule ward selbstverständlich ganz in protestantischem Geiste gehalten. Luther galt als der Gottesmann, berufen, die Kirche von vielen Irrthümern zu reinigen und die Heilige Schrift wieder unter der Bank hervorzuziehen. Die Hohenstaufen und Männer wie Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten und Gustav Adolf waren unsere Heroen; Elisabeth von England erschien uns in strahlendem Lichte, und wenn man die Hinrichtung der schottischen Königin, die bei ihr eine Zuflucht gesucht, nicht, wie so vieles andere aus ihrer Regierung, todtschweigen konnte, so versuchte man, dieselbe zu rechtfertigen, und zwar mit einem Aufwand von Beredsamkeit, wie er vielleicht bei keiner andern Frage der Geschichte hervortrat. Es ward

die allgemeine Weltlage geschildert, welche überall eine Gefährdung des „reinen Evangeliums“ zeigte und gebieterisch den Tod der gefangenen Königin als einziges Rettungsmittel forderte; so habe denn das Haupt Maria Stuarts fallen müssen, um dem Protestantismus das Leben zu erhalten! Man schien also dem Grundsatze zu huldigen, daß der Zweck das Mittel heilige.

Geistige Anregung fand ich im allgemeinen weniger in der Schule als in Privatlectüre. Tacitus' Germania, das Nibelungenlied in altdeutscher Sprache, Lessings Laokoon waren mir ein wahrer Genuß. Schillers Balladen hatte ich als Kind von 10—12 Jahren fast sämtlich auswendig lernen müssen, und ich schwärmte damals für sie; jetzt sprachen sie mich weniger an und erschienen mir mitunter sogar flach im Vergleich mit den Dichtungen Goethes; nur Sachen wie Wallenstein oder Demetrius gefielen mir auch jetzt. Goethe dagegen erregte mehr und mehr meine Begeisterung.

Unser alter Director Abeken, welcher selbst die Glanzzeit in Weimar mit durchlebt, hatte Freude an derartigem Streben. Seine Frau war eine geb. v. Wolzogen, eine Cousine Schillers, und er war Hauslehrer in dem Hause Schillers gewesen. Er kam gern auf die Periode von Weimar zu sprechen und bewahrte verschiedene Andenken, wie die Feder, wenn ich nicht irre, mit welcher Schiller den Don Carlos geschrieben. Uns Gymnasiasten erlaubte er jedoch in lobenswerther Vorsicht von Goethe kaum etwas anderes, als Sachen wie „Iphigenie“, „Hermann und Dorothea“, „Wahrheit und Dichtung“. Letzteres fesselte mich ungemein. Vor dem „Faust“ aber hatte ich nach allem, was ich gehört, einen solchen Respect, daß ich als Gymnasiast nicht gewagt haben würde, ihn zu lesen, auch wenn man die Lectüre desselben mir gestattet hätte. Lebhaft interessirten mich

Humboldts „Ansichten der Natur"; ich nahm sie mit in die Ferien nach Gesmold, setzte mich mit denselben wohl auf eine Bank oben auf einer halbzerfallenen Brücke im Thiergarten und träumte mich von diesem einsamen Plätzchen aus hinein in die Prairien von Südamerika oder an die Vulkane der Cordilleren. Mehr noch fesselten mich wegen ihres historischen Hintergrundes Walter Scotts Romane. Mit „Kenilworth" begann ich, schlug unverdrossen jedes unbekannte Wort im Wörterbuch nach und war nach Durchlesung desselben im stande, „Ivanhoe", „Waverley" und anderes fast ohne Lexikon englisch zu lesen. In der Ursprache wollte ich sie genießen; denn gegen Uebersetzungen hatte ich eine grundsätzliche Abneigung. Für Walter Scott wurde vielfach ein anderes Plätzchen gewählt, nämlich auf einem Nebenthurm beim Hause, der oben ein flaches Dach mit steinernen Bänken hatte; hier sah ich den alten Evangelistenthurm vor mir und konnte die Eulen beobachten, wenn sie mit einbrechender Nacht aus ihren Verstecken hervorkamen und den Thurm schweigend umkreisten.

Das Historische gewann überhaupt, der Naturwissenschaft gegenüber, in meinen Augen mehr und mehr den Vorrang. Die Ferien wurden vielfach benutzt, um in dem alten Archiv des Schlosses, welches das unterste Stockwerk des Evangelistenthurmes einnahm, herumzustöbern und auch sonst alte Reminiscenzen aufzutreiben. So hatte ich bemerkt, daß über dem Eingange des Wohnhauses hinter einem größern Wappensteine, und von ihm fast gänzlich verdeckt, eine andere Inschrift verborgen war; mit unsäglicher Mühe und den künstlichsten Vorrichtungen suchte ich sie zu entziffern; man spottete meiner im Scherz: ich würde sie nie herausbekommen. Endlich aber triumphirte ich und konnte die ganze Inschrift vorlegen, die allerdings weniger alt war, als ich gehofft hatte; sie lautete:

„Arx Amelunxiadum, quae nomine floruit olim,
Principis et patriae, stirpe cadente, fuit;
Donec Hamersteinio mutatis reddita castris
Sic iterum voluit Nobilis esse domus."
„DeVs Maneat VIgIL et CVstos."

„Der Amelunxen Burg, die rühmlichen Namens sich freute,
Ward nach dem Falle des Stamms eigen dem Fürsten des Lands;
Bis sie dem Hammerstein durch Tausch der Schlösser zu theil ward
Und so wiederum wollt' sein eines Edelmanns Haus."

Die letzten Worte: „Gott bleibe Wächter und Schirmer", enthalten das Chronogramm 1667.

Diese Vorliebe für das Historische festigte in religiöser Hinsicht stets mehr meine positiv-gläubige Richtung. Ich wollte kein Christenthum, welches ein jeder sich nach seinem Gutdünken zurechtmodelte, sondern das objective, das von Christus gebrachte, das von den Aposteln gepredigte, das von den ersten Christen bekannte Christenthum; ich wollte es in seiner ganzen Reinheit und Vollständigkeit.

Es freute mich, in dem Religionslehrbuch von Petri, welches in den obern Klassen des Gymnasiums gebraucht wurde, eine ähnliche Richtung zu treffen; sogar fand ich hier zu meiner Freude Stellen von Kirchenvätern. Zwei solcher Stellen aus dem hl. Augustinus blieben mir unauslöschlich im Geiste haften. Die erstere lautete: „Fides praecedit intellectum, neque intellego, ut credam, sed credo, ut intellegam." „Der Glaube geht dem Verständniß voraus; ich verstehe nicht, um zu glauben, sondern ich glaube, um zu verstehen." Dies war mir wie aus der Seele gesprochen. Ich wollte die Geheimnisse des Glaubens, wie die Dreieinigkeit, nicht nur insoweit annehmen, als die Vernunft sie finden und beweisen würde, sondern ich wollte sie

glauben, weil Gott ſie geoffenbart, allerdings aber zugleich in der Abſicht, dieſelben nachträglich immer mehr mit der Vernunft zu ergründen. Jedoch verfiel ich meines Wiſſens nicht in den Traditionalismus, dieſen dem Rationalismus entgegengeſetzten Irrthum, welcher glauben will, ohne zuvor irgend etwas bewieſen zu haben, und welcher ſich lediglich an das hält, was ihm von andern überliefert ward. Hatte ich es doch früher bereits unternommen, unabhängig von derartiger Ueberlieferung mir das Daſein Gottes mit Hilfe meiner eigenen Vernunft zu beweiſen!

Was der oben erwähnte Ausſpruch für den Verſtand, das waren für das Herz die andern Worte des hl. Auguſtinus, die ich bei Petri fand: „Fecisti nos, Domine, ad Te, et irrequietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.“ „Du haſt uns, o Gott, für dich erſchaffen, und ruhelos iſt unſer Herz, bis es ruhet in dir.“ Ich fühlte es dunkel, daß weder Goethe noch Schiller, weder Humboldt noch Walter Scott, weder Architektur noch Muſik, ſo leidenſchaftlich ich dieſe auch liebte, das Herz dauernd befriedigen konnten, und indem ich dieſes ſchreibe, tauchen im Gedächtniß die längſt vergeſſenen und den Flammen übergebenen Verſe auf, welche ich damals niederſchrieb:

„Natur und Kunſt zeigt tiefe Harmonie'n
Dem ſuchenden, noch unverdorbnen Sinn;
Doch können ſie nicht ganz der Erd' entziehn,
Die tiefſte Sehnſucht zieht zum Himmel hin!“

Bei alledem wurde mir indes die nüchterne Wirklichkeit, ich meine das Schulſitzen, immer läſtiger. Die Schuld lag theilweiſe an dem ſonderbaren Schulplan, welcher faſt für alle Klaſſen die Schüler während zweier Jahre in derſelben Abtheilung hielt; theils auch lag dieſelbe an meiner eigenen

Ungeduld; denn wenigstens neun Monate vor dem Schluß hatte ich die Minuten berechnet, welche ich noch abzusitzen hatte; vor mir, auf dem eichenen Tische, hatte ich dieselben verzeichnet und strich nach jeder Schulstunde die wieder abgesessene Zeit mit Genugthuung aus.

Endlich erschien die Stunde der Erlösung, und das Maturitätsexamen war glücklich bestanden. Wir Abiturienten mußten im Frack in der großen Aula erscheinen; dort ward uns feierlich, in Gegenwart des ganzen Gymnasiums, das Zeugniß der Reife übergeben, und unser guter alter Director Abeken gab bei der Ueberreichung desselben einem jeden von uns einen mahnenden Spruch mit auf die Reise des Lebens. Mir, als dem jüngsten, fielen die Worte zu: „Bewahre deine Unschuld, wie du sie bisher bewahrt hast" — eine Mahnung, welche allerdings am Platze war bei einem jungen Menschen, der im Begriffe stand, eine deutsche Universität zu beziehen!

V.

Eine Rheinreise.

So konnte ich denn hinausfliegen in die weite Welt. Ich sehnte mich nach Reisen, nach Abenteuern, nach interessanten Bekanntschaften; daher wollte ich nicht, wie manche andere, die prosaische Landesuniversität Göttingen beziehen, sondern hatte mir Heidelberg, das poetische Heidelberg, für die ersten Semester auserkoren. Mein Vormund und meine Mutter willigten ein, und so reiste ich um Ostern 1851 dorthin ab.

Aber es ward meiner guten Mutter schwer, das jüngste ihrer elf Kinder allein in die Fremde ziehen zu sehen; sie wollte dasselbe wenigstens eine Strecke weit begleiten, und so reiste sie und zwei meiner ältern Schwestern mit mir an den Rhein.

Spät abends langten wir im Hotel Fuchs zu Deutz an. Sofort eilte ich zum Fenster, öffnete es, und vor mir lag, von zahllosen Lichtern erhellt, das alte, majestätische Köln. Ueber demselben ragte der halbvollendete Dom mit seinem Krahn in die dunkle Nacht empor, und unten rauschte geheimnißvoll der alte Vater Rhein. Es war mir, als träte ich ein in eine ganz neue Welt, die Welt der Geschichte. Dies also war jenes Köln, von dem ich so oft gehört! Dies der Dom, den ich als das herrlichste Bauwerk aller Zeiten verehrte! Dies der Rhein, der wie eine Goldader die schönsten Gauen Deutschlands durchströmt, an dessen Ufern so manches Lied gesungen, so mancher Kaiser und Ritter vorübergezogen war, die wichtigsten Begebenheiten der deutschen Geschichte sich abgespielt hatten!

Am andern Tage wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen. Was mich mehr als alles andere fesselte, war der Dom. Staunen und Ehrfurcht ergriffen mich beim Eintreten; ich fühlte mich so klein und doch von den schlanken Pfeilern gleichsam mit hinaufgezogen zum Himmel. Jene Pfeiler vor allem, welche den Chor umstehen, machten mir einen unvergeßlichen Eindruck; thurmhoch erheben sie sich, werden dann von einem Kapitäl gekrönt, und als wäre des Strebens zum Himmel noch nicht genug, setzen sie aufs neue in senkrechter Richtung an, um erst ganz in der Höhe zum Spitzbogen sich zusammenzuwölben. Vom Chore ließ ich den Blick fallen auf den Wald von Pfeilern, welcher mich in geheimnißvollem Halbdunkel rings umgab; auf die gewaltigen Fenster, welche mit ihrer Farbenpracht

das Licht zuvor veredeln mußten, ehe es zugelassen ward zum Heiligthum Gottes. Architektonisch bauen sie sich auf, dem Ganzen sich anschließend — die alten wenigstens; denn die neuen schienen sich um die Architektur nicht zu kümmern; sie schienen mir eher glänzende Bilder zu sein, die man an der Wand aufgehängt hat, und die auf sich die Aufmerksamkeit zu lenken, nicht aber dem Ganzen zu dienen bestrebt sind.

Von Köln ging's nach Bonn und auf den Drachenfels. — Aber jetzt schlug die Stunde der Trennung; meine Angehörigen reisten zurück, und ich schloß mich einer kleinen Karawane von Schulkameraden an, die theils schon zuvor in Heidelberg waren, theils, wie ich, zum erstenmal dorthin abgingen. Als wir zwischen Bonn und Andernach unter den Ruinen der alten Burg Hammerstein daherfuhren, mußte ich den Wirt machen, und wir Studenten leerten auf dem Verdeck des Dampfschiffes unsere Gläser auf das Wohl der alten Burggrafen, die vor Jahrhunderten droben gehaust.

Von Coblenz aus besuchten wir den Stolzenfels. — Als wir am andern Morgen früh um 6 Uhr das Dampfschiff wieder bestiegen, sehe ich auf dem Verdeck einen Herrn sitzen, den ich einige Tage zuvor schon auf der Eisenbahn bemerkt, für einen interessanten Engländer gehalten und gerne kennen gelernt hätte. Nun, jetzt war Gelegenheit hierzu. Wir begrüßten uns; er drückte mir in verbindlicher Weise seine Freude aus, die Bekanntschaft meiner Mutter gemacht zu haben, da diese in das Coupé eingestiegen war, in welchem er saß, während ich aus Mangel an Platz mir ein anderes Coupé hatte suchen müssen. Im Verlaufe des Gesprächs klagte er, daß er damals seine Reisetasche verloren, und da ich ahnte, die interessante Bekanntschaft möchte auf eine Anleihe hinauslaufen, versuchte ich bereits den Rückzug anzutreten; er aber rückte mit folgender Erklärung heraus: „Ich

bin Graf Münster, Bruder des Grafen Münster von Derneburg" (des nachmaligen deutschen Gesandten in London, später in Paris); „da ich Ihren Namen gehört, so dachte ich, Sie könnten mir vielleicht aus einer großen Verlegenheit helfen. Ich habe, wie gesagt, neulich meine Reisetasche und mit ihr fast alles Geld verloren, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir so viel vorschössen, daß ich bis Heidelberg komme; bis dort nämlich reise ich mit Ihnen, treffe daselbst meinen Bruder und meine Schwägerin, die über Kassel gehen, und kann Ihnen da alles zurückerstatten."

Mir kam sofort der Gedanke: Der Kerl ist ein Gauner! Denn ich hatte nie von einem Bruder des Derneburger Grafen Münster gehört. Ganz unbefangen erklärte ich also: „Sehen Sie, das kann jeder Gauner sagen! Haben Sie nichts, um sich zu legitimiren?"

„Nun," meinte er lächelnd, „eine solche Frechheit wird ein Gauner doch nicht leicht haben! Aber legitimiren kann ich mich nicht, weil ich mit meiner Reisetasche alles verloren; könnte ich mich legitimiren, so könnte ich mir anderweit helfen, so aber bin ich ganz auf Sie angewiesen. Uebrigens wenn es Ihnen irgendwie unangenehm ist, mir zu helfen, bitte, so lassen Sie es!"

Mir wurde die Sache bedenklich. War er ein Betrüger und gab ich ihm Geld, so war es natürlich um mein Geld geschehen. War er aber kein Betrüger und gab ich ihm kein Geld, so wäre das aus verschiedenen Gründen mir noch weit unangenehmer gewesen. Auch fiel mir ein, daß der Vater des Grafen Münster englischer Minister gewesen, daß also möglicherweise ein jüngerer Sohn in England oder in den englischen Kolonien zurückgeblieben sein konnte; hiermit stimmte einigermaßen, daß der Fremde viel von seinen Reisen in Australien und Brasilien erzählte. Zudem setzte

derselbe hinzu: „Ich kann Ihnen als Sicherheit eine Kassenanweisung vom Schaafhausenschen Bankverein in Köln, auf 100 Thaler lautend, geben; verwerthen kann ich sie nur in Köln, aber als Sicherheit kann sie Ihnen dienen."

„Behalten Sie dieselbe," entgegnete ich, „von diesen Dingen verstehe ich nichts; lieber will ich Ihnen ohne diese Garantie etwas leihen." Einstweilen setzte ich jedoch meine Inquisition fort:

„Haben Sie denn nicht einen Siegelring mit Ihrem Wappen bei sich?"

„Nein!"

„Oder ein Taschentuch, in welchem Ihr Name gezeichnet ist?"

„Nein! Das ist es ja eben; legitimiren kann ich mich in keiner Weise."

„Wie ist doch Ihr Wappen?"

„Ein Adler auf der einen Seite, und . . ." ich weiß nicht mehr, was auf der andern. Leider erinnerte ich mich des Münsterschen Wappens nicht gerade, konnte also die Richtigkeit der Antwort nicht controlliren. — Etwas ungeschickt stellte ich die folgende Frage:

„Nicht wahr, Ihre Schwägerin ist eine geborne Fürstin Gallitzin?"

„Ja, Gallitzin," wiederholte er, sprach aber den Namen fast aus, als hieße er „Galizien". Nun, dachte ich, das ist wohl die russische Aussprache!

So schwankte ich zwischen Mißtrauen und Zutrauen, bis ich endlich, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, meine versiegelte Goldrolle anbrach und ihm einen Louisdor aus derselben gab. Hiermit, dachte ich, kann er bis Heidelberg kommen.

Während des übrigen Tages blieb ich möglichst in seiner Nähe, theils um ihn zu beobachten, theils weil er mir

interessant war. Er erzählte von dem damals obschwebenden Proceß Bocarmé, zeigte mir einen Ring, welchen ihm die Königin Victoria geschenkt, renommirte mit den einzelnen Pferden seines Bruders, lud mich ein, ihn später bei demselben in Derneburg zu besuchen; von ihm lernte ich auch die edle Kunst des Rauchens, die ich bis dahin nie geübt; mittags dinirten wir zu dritt, indem einer meiner Schulbekannten sich uns zugesellte. Immer mehr schien es mir sicher, daß er wirklich Graf Münster sei; freilich renommirte er etwas stark, aber das stand dieser Annahme nicht entgegen.

So war es mir peinlich, daß ich anfangs solches Mißtrauen gezeigt hatte. Um meinen Fehler wieder gutzumachen, deutete ich an, daß ich gerne bereit sei, ihm mehr vorzustrecken, und gab ihm, als er mit einer höflichen Wendung auf mein Anerbieten einging, noch weitere vier Stücke aus meiner angebrochenen Rolle.

Und doch drängte sich immer wieder die Furcht auf: Der Kerl ist am Ende dennoch ein Gauner! — Da fährt mir wie ein Blitzstrahl folgender Gedanke durch den Kopf. Ich hatte gehört, daß, wenn Graf Münster von Derneburg ohne männliche Nachkommen stürbe, dessen Besitzungen an einen Vetter fielen, den Grafen Münster von Langelage; also — das folgt unabweislich — hat derselbe keinen Bruder, und meine interessante Bekanntschaft ist eben doch ein Hochstapler!

Nun handelte es sich bloß noch darum, ihn zu fangen. Anscheinend gleichgiltig fragte ich ihn: „Wie heißt doch das Gut, welches Ihr Bruder im Westfälischen (d. h. im hannoverschen Westfalen) besitzt?“

„Da hat mein Bruder kein Gut!“

„Doch,“ sage ich, „ich selbst bin oft dort gewesen, es heißt Ledenburg. — Und wie heißt denn Ihr Vetter auf Langelage“ (von dem wir gesprochen) „mit Vornamen?“

„Johann Heinrich.“

„Nein,“ erwiderte ich, „der heißt Hermann. — Und wie heißt Ihr Bruder mit Vornamen?“ — Er nannte mir einen beliebigen Namen.

„Nein,“ entgegnete ich, „der heißt George.“

„Was? Das muß ich als Bruder doch besser wissen!“

„Einerlei! Sie mögen sonst wohl Münster heißen, aber Sie sind nicht der Bruder des Grafen Münster von Derneburg; sonst wüßten Sie, wie Ihr Bruder mit Vornamen heißt. Uebrigens ist mir die Sache gleichgiltig, nur bitte ich mir mein Geld zurück.“

Nun ging's denn hinunter in die Kajüte, und er begann, mir das Geld hinzuzählen: da fiel mir ein, daß ich bei der ganzen Affaire noch keinen Zeugen hatte, und daß er außerdem, da wir im untern Schiffsraum allein waren, bei seiner überlegenen Stärke mich durch ein Fenster in den Rhein spediren konnte. Ich springe also aufs Verdeck, treffe einen meiner Schulkameraden und hole ihn, der von der ganzen Sache noch nichts wußte, rasch mit hinunter. Glücklicherweise fühlte sich mein Gegner bereits derart in der Klemme, daß er auch in Gegenwart meines Freundes nicht läugnete, vielmehr bat, ich möge ihn nicht unglücklich machen.

Er begann nun wieder, mir Geld aufzuzählen und zwar allerlei Silberstücke, die ich nicht kannte. „Ich habe es Ihnen in Gold gegeben,“ sagte ich, „ich möchte es daher in Gold zurück haben.“

„Gut!“ entgegnete er, „bitte, dann warten Sie hier, ich gehe aufs Verdeck, um einzuwechseln.“ Ich zog es indes vor, ihn zu begleiten, vielleicht zu meinem Glück, denn gerade war eine Kahnstation, und er hätte daher unvermerkt das Schiff verlassen können.

Endlich bekam ich meine fünf Louisdor zurück und war

darüber nicht wenig froh. Zur Sicherheit aber zähle ich die Rolle nach und sehe zu meinem Erstaunen, daß an derselben nicht fünf, sondern neun Louisdor fehlen. Meine Mutter hatte mir nämlich eine Rolle Gold mitgegeben und bemerkt, es seien vierzig Louisdor; jetzt beim Eröffnen aber fand ich nur einunddreißig. Das ist doch zu arg, dachte ich, so ist der Mensch auch noch ein Taschendieb und hat mir vier weitere Louisdor aus meiner Reisetasche gestohlen! Und doch wieder schien das unmöglich: auch hätte er wohl eher die ganze Rolle als nur vier Stück genommen. Also mußten die letzten vier Stücke, welche ich ihm gegeben, Doppel-Louisdor gewesen sein. Daher sagte ich: „Ich habe Ihnen neun Louisdor gegeben, nicht fünf; die letzten vier waren doppelte; ich bitte mir also noch weitere vier zurück."

„Ich will sie Ihnen geben," sagte er kleinlaut, „machen Sie mich nur nicht unglücklich!"

So zählte er mir alles hin bis auf vier Thaler, die er nicht im stande war, zurückzugeben; dafür gab er mir indes seine Uhr und seinen Ring als Pfand.

Als ich aus der hintern Kajüte in die Hauptkajüte heraustrat, sah ich alle Bänke mit Passagieren dicht besetzt. Man hatte den Wortwechsel gehört und sah mich neugierig an, als wollte man wissen, ob ich der Betrüger sei oder der Betrogene. Ich ging aufs Verdeck. Dort stürzten mir meine Bekannten entgegen und riefen: „Was hast du denn den ganzen Tag mit dem Menschen zu thun?" — „Gewiß will er dich anpumpen!" rief ein anderer. — „Am Ende hast du ihm schon gepumpt?" rief ein dritter. („Pumpen" ist bekanntlich der studentische Ausdruck für leihen.) — „Jawohl," antwortete ich ruhig. — „Aber Mensch! Wie kannst du so unvernünftig sein!" hieß es. — „Seid nur ruhig!" sagte ich, „ich hab' es schon wieder."

Zwei meiner Freunde stürzten nun hinunter, holten den Menschen herauf und setzten ihm so zu, daß ich ihn noch in Schutz nehmen mußte.

Da stand jetzt der angebliche Graf Münster, einer Leiche ähnlich, an die Kajüte gelehnt. Um ihn hatte sich die ganze Schiffsgesellschaft versammelt, und es ward berathen, was zu thun sei. Endlich meinte ein älterer Herr aus Mannheim, die Sache scheine ihm Nothhilfe eines sonst ordentlichen jungen Mannes zu sein; falls er sich legitimire, solle man ihm die Freiheit schenken.

Dies Urtheil wurde ihm angekündigt. Er jedoch blieb in stoischer Verzweiflung dabei: „Ich bin das, wofür ich mich ausgebe, aber legitimiren kann ich mich nicht."

Indes als es Abend wurde und wir den Festungswerken von Mainz uns näherten, erklärte er, er habe einen Paß, bitte aber, daß er denselben bloß Einem zu zeigen brauche, und daß dieser seinen Namen verschweige. Das ward ihm gewährt; einer meiner Bekannten ging mit ihm ins Rauchcoupé und erschien bald wieder mit der Erklärung: der Paß sei zwar alt, übrigens aber in Ordnung. Hierauf ward dem Hochstapler die Freiheit angekündigt; wir landeten in Mainz, und er verließ eilends das Schiff.

Der Verabredung gemäß begab ich mich einige Tage später, morgens 10 Uhr, in Heidelberg zur Post, um ihn seine Sachen einlösen zu lassen. Wie ich erwartet, erschien er nicht, begegnete mir jedoch zu meiner Verwunderung wiederholt auf der Straße und bat mich endlich, die Sachen zu verkaufen, da es ihm unmöglich sei, seine Schuld zu bezahlen. Ich vertrödelte also nach Studentenart die alte Uhr an einen Juden und bewahrte für den kleinen Rest, welcher hierdurch nicht gedeckt ward, noch lange den Ring als Andenken an das Abenteuer.

In meinem nächsten Briefe nach Hause schrieb ich natürlich, was für ein interessanter und galanter Engländer das gewesen, der unter anderem meiner Schwester, die gerade an Zahnweh litt, Eau de Cologne aufs Taschentuch gegossen. Man antwortete, es habe im Polizeiblatt bereits gestanden, ein Pharmaceut aus Hamburg, Namens S., werde steckbrieflich verfolgt wegen gefälschter oder gestohlener Kassenanweisungen des Schaafhausenschen Bankvereins in Köln; unter andern Betrügereien habe derselbe auch versucht, einem Heidelberger Studenten auf einem Dampfschiff der Düsseldorfer Gesellschaft neun Louisdor abzunehmen.

Das war eben mein Fall. — Als ich später auf demselben Schiffe den Rhein hinabfuhr, erkannte mich der treuherzige alte Kapitän wieder und fragte scherzend: „Waren Sie es nicht, welcher damals den Bankier machte?“ Ich bejahte es, und er erzählte mir, daß der Hochstapler aufs Schiff gekommen sei mit der Bemerkung, er wolle später bezahlen; es schien also, daß er gänzlich von Geld entblößt war und vielleicht auf meinen Beutel gerechnet hatte. Mir aber war auf dieser meiner ersten Universitätsreise gleich eine gute Lection gegeben über das Thema: „Trau, schau, wem?“

VI.

Heidelberg.

In Heidelberg angelangt, konnte ich nach Herzenslust die herrlichen Ruinen des Schlosses genießen, an den Ufern des Neckar herumstreifen, Fußtouren machen in den Odenwald, die Pfalz und den Schwarzwald und so mich entschädigen

für die langen Jahre, die ich auf den Schulbänken abgesessen. Indes auch das erste Semester wollte ich für meine Studien nicht ganz verlieren. Welche Vorlesungen aber sollte ich hören? In dieser Beziehung stand ich, wie es eben einem Studenten auf deutschen Hochschulen, wenigstens damals, ging, ziemlich rathlos da, d. h. ohne Gelegenheit, von competenter Seite mich leiten zu lassen. Das Natürlichste wäre gewesen, daß ich als angehender Jurist den Decan der juristischen Facultät aufgesucht hätte, um bei ihm Rath zu erholen über die Wahl der Vorlesungen. Das war aber einmal nicht Sitte, vielleicht weil es nicht genügend der akademischen Freiheit entsprach. So blieb mir nichts übrig, als bei meinen Bekannten, die ein oder das andere Semester älter waren, mich umzuhören. Glücklicherweise traf ich das Rechte, indem ich Vangerows Institutionen und Geschichte des römischen Rechts belegte; aber es hätte mir auch begegnen können, Vorlesungen zu wählen, welche nur für die spätern Semester gepaßt hätten.

In geselliger Beziehung mußte ich mich gleichfalls einrichten, und da kam mir ein Empfehlungsbrief trefflich zu statten, welchen meine gute Mutter an eine Jugendbekannte, Frau B. in Heidelberg, mir mitgegeben. Dieser achtbaren, bereits hochbejahrten Dame machte ich also meine Aufwartung und hatte ihr zwei Wohlthaten zu verdanken, die für mein späteres Leben von großer Tragweite wurden.

Die erste war, daß sie mich mit einem jungen Manne, v. H., bekannt machte, welcher, wie ich, seine juristischen Studien eben begann. Er gehörte einer angesehenen Frankfurter Familie an, die früher, ich glaube bei Aufhebung des Edicts von Nantes, als Hugenotten Frankreich verlassen hatte und auch jetzt noch in Frankfurt sich zu der französisch-reformirten Gemeinde hielt. Mit ihm schloß ich innige Freundschaft, die, so sehr auch später unsere Lebenswege

sich trennten, stets bestehen blieb. In Heidelberg waren wir fast unzertrennliche Kameraden, denn das gleiche lebhafte Interesse für Kunst und Wissenschaft kettete uns aneinander.

Diese Freundschaft, sowie der Umgang mit einigen andern, darunter einigen katholischen Münsteranern, verschafften mir eine angenehme gesellige Existenz, ohne daß ich genöthigt war, irgend einem Corps mich anzuschließen. Man hatte mir nämlich früher die Sachlage so dargestellt, als wenn es zum guten Tone gehöre, in ein Corps (nicht in eine Landsmannschaft oder Verbindung) einzutreten; in ersterem war das Duell vorgeschrieben, in der andern freigelassen, in der dritten verpönt; mir schien jedoch das Duell moralisch nicht recht zulässig zu sein, und so fand ich den glücklichen Ausweg, daß ich als „Wilder" mich weder einem Corps anschloß, noch in Gegensatz zu ihm versetzte, dabei aber alle Gelegenheiten, welche nach studentischen Begriffen ein Duell nöthig gemacht hätten, vermied. Wäre ich anders vorangegangen, so hätte es leicht dahin kommen können, daß ich, nach Beiseitesetzung dieses einen Punktes der Moral, auch die übrigen Punkte außer acht gelassen, auf diese Weise Vermögen und Gesundheit zerrüttet, den Sinn für alles Höhere verloren und für Zeit und Ewigkeit ein verunglücktes Dasein gefristet hätte. Unvergeßlich ist mir in dieser Beziehung der Eindruck, welchen ein junger Mensch machte, mit dem ich bei meiner Ankunft in Heidelberg auf dem Bahnzuge zusammentraf. Voll Begeisterung für alles Gute, in schönster Jugendfrische kam er vom Gymnasium zu Königsberg; ich hoffte an ihm einen angenehmen Umgang zu finden, sah ihn auch anfangs von Zeit zu Zeit; da erschien er plötzlich als „Fuchs" mit den Farben eines Corps. Als ich ihn sodann nach einem halben Jahre etwa wieder traf, sah ich ein aufgedunsenes, abgebleichtes Gesicht, matte Augen,

und es zeigte sich in seinem Wesen etwas widerwärtig Renommistisches. Eine vollständige Aenderung war mit ihm vorgegangen.

Die zweite Wohlthat, für welche ich der alten Frau B. stets dankbar sein werde, war, daß sie mich und meinen Freund v. H. in das Schlosserſche Haus auf Stift Neuburg einführte.

Stift Neuburg ist ein ehemaliges Kloster und liegt ein halbes Stündchen oberhalb Heidelberg, jedoch am entgegengesetzten Ufer des Neckars. Außer der Chaussee, welche den Fluß entlang geht, führt ein romantischer Fußpfad in halber Höhe des Berges durch das Waldesdickicht dorthin, indem er von Zeit zu Zeit einen malerischen Durchblick auf das Heidelberger Schloß und die übrige Gegend bietet. Am Stifte angelangt, tritt man durch die alten Umfassungsmauern des Klosters wie in ein Heiligthum ein; denn das wüste Studentengetriebe und das fade Wesen der gewöhnlichen Touristen findet hier keinen Eingang. Inmitten des schönen Parkes mit seinen Springbrunnen und dem plätschernden Bächlein liegt das Wohngebäude mit der daranstoßenden Kirche, deren Chor noch jetzt als Kapelle dient. Das Haus barg eine herrliche Bibliothek sowie verschiedene Sammlungen und Kunstwerke — alles sinnig geordnet. Im Empfangszimmer standen gewöhnlich Staffeleien mit Cartons von Steinle, unter denen mir besonders das Bild der hl. Margaretha von Cortona lieb war. Der ganze Wohnsitz war durchweht von einem wundersamen Frieden.

Das Schlosserſche Ehepaar war im Jahr 1815 zu Wien unter der Leitung des sel. Pater Hoffbauer katholisch geworden. Rath Schlosser, durch seine Schriften weithin bekannt, war seit einigen Monaten gestorben, als ich um Ostern 1851 nach Heidelberg kam. Indes seine Wittwe, Frau Sophie Schlosser, welcher die „Historisch-politi-

schen Blätter" bei ihrem im Jahr 1865 erfolgten Tode einen so ehrenvollen, aber wohlverdienten Nachruf widmeten, fuhr fort, ihr Haus einem Kreise hervorragender Männer zu öffnen. So war auch jetzt noch Stift Neuburg ein Brennpunkt katholischen Lebens im südwestlichen Deutschland. Es verkehrten dort die hochwürdigsten Bischöfe Räß von Straßburg und Weis von Speier, Männer wie Molitor und Beda Weber, Hofrath Zell und Professor Roßhirt. Frau Rath Schlosser selbst gehörte wohl zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit; es lag etwas Ehrfurchtgebietendes, doch zugleich etwas Vertrauenerweckendes und Anziehendes in ihrem Wesen; man fühlte, daß sie auf den verschiedensten geistigen Gebieten heimisch war. Die griechischen Classiker, sagte man, habe sie in der Ursprache gelesen; aber nicht leicht ließ sie dergleichen nach außen hervortreten. Was mich besonders interessirte, war, daß sie bei ihrem frühern Aufenthalt in Weimar Goethe persönlich gekannt hatte und durch ihren Mann in gewissem Sinne mit ihm verschwägert war.

Ein geselliger Kreis, wie der auf Stift Neuburg, war mir durchaus neu. Mit verschiedenen Protestanten war ich zusammengekommen und kam ich auch später zusammen, welche in künstlerischer oder wissenschaftlicher Hinsicht anziehend wirkten; aber ich fand häufig, daß solche Männer dem Christenthum fern standen. Umgekehrt lernte ich pietistische Kreise kennen, welche in hergebrachter Terminologie von religiösen Dingen recht andächtig sprachen; aber ich fand sie meist geistig unbedeutend und wenig anregend. Dabei beobachtete ich ferner, daß Protestanten von einiger Bedeutung selten in ihren religiösen Ansichten übereinstimmten, daher nicht wohl die Bestandtheile für ein harmonisches, geselliges Zusammenleben bilden konnten. Hier dagegen fand ich einen ganzen Kreis hervorragender Persönlichkeiten, gleich

unwandelbar am Christenthum festhaltend, ja in ihm lebend und webend und doch zugleich voll Sinn für Kunst und Wissenschaft, und alles das in vollster geistiger Harmonie untereinander. Die Religion beherrschte nicht bloß die Einzelnen, sondern auch das Ganze. Man war vielleicht im interessantesten Gespräche begriffen — da läutete es zum Ave Maria, und alles schweigt und betet, augenscheinlich in aufrichtigster Andacht; nur wir beiden jungen Protestanten saßen dabei, ohne zu beten; aber ich muß gestehen, ich ward merkwürdig ergriffen von dieser schönen Vereinigung wahrer, kindlicher Frömmigkeit und hoher geistiger Bildung.

Besonders zog es mich an, daß hier während der zwei Sommer, während welcher ich dort verkehrte, in meiner Gegenwart wenigstens, nie ein verletzendes Wort gegen den Protestantismus fiel, obgleich mein Freund v. H. und ich oft die einzigen Protestanten in der ganzen Gesellschaft waren und als ganz junge Menschen nicht eben viel Anspruch auf Berücksichtigung erheben konnten. Allerdings sprach man sich tadelnd gegen den Unglauben aus, welcher vielfach von den Heidelberger Kathedern gelehrt wurde; aber den gläubigen Protestantismus, zu welchem ich mich bekannte, griff man nicht an. Noch weniger versuchte man es je, mich zum Katholicismus hinüberzuziehen; ein solcher Versuch würde bei mir auch eher das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht haben.

Als ich einige Jahre später zur katholischen Kirche zurücktrat, argwöhnten meine Verwandten, Stift Neuburg trage die Schuld an meinem Religionswechsel. In dem Sinne, in welchem man es glaubte, war der Argwohn indes durchaus unbegründet; denn als ich Heidelberg verließ, stand ich dem Katholicismus noch so feindlich gegenüber, daß ich gegen Ende meines anderthalbjährigen Aufenthaltes einem Freunde ausdrücklich erklärte: „Es ist mir unbegreiflich,

wie ein Mensch katholisch werden kann, allein schon wegen der Lehre von der Rechtfertigung durch gute Werke!" Ich hielt nämlich für unbestritten katholische Lehre, daß der Mensch durch äußerlich, in welcher Absicht auch immer verrichtete sogen. gute Werke, wie Fasten und Almosengeben, ex opere operato gerechtfertigt würde. Ich bezweifelte das ebensowenig, als ich bezweifelte, daß Luther im 16. Jahrhundert gelebt habe. War das aber wirklich katholische Lehre, so hatte ich freilich durchaus recht, den Katholicismus von vornherein zu verwerfen, um so mehr, wenn er neben solchen Lehren noch den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhob.

Dennoch blieb der Verkehr auf Stift Neuburg nicht ohne günstige Wirkung für mich. Freilich war es mir ein Räthsel, daß Männer wie der ehrwürdige, greise Bischof von Speier mit solchen Lehren, wie die ebengenannte, sich abfanden, oder daß eine Dame wie Frau Rath Schlosser sogar mit Lossagung vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergehen konnte. Aber ich durfte solchen Persönlichkeiten meine hohe Achtung nicht versagen, und um ihretwillen mußte ich auch die Kirche achten, welcher sie mit so aufrichtiger Liebe und Ueberzeugung ergeben waren; ich konnte von dieser Kirche nicht in jenen verächtlichen Ausdrücken sprechen, wie es von Protestanten nicht selten geschieht. Dabei hatte der wohlthuende Friede, welchen ich auf Stift Neuburg wahrnahm, mein Herz gewonnen, und mit einer Art von Heimweh wanderten später noch oft meine Gedanken dorthin.

Interessant war es mir, neben diesem katholischen Kreise auch mit den beiden hauptsächlichsten andern religiösen Richtungen in Berührung zu kommen, nämlich dem positiven Protestantismus und der vom Christenthum gänzlich losgetrennten modernen Philosophie. Letztere war mir freilich längst ein überwundener Standpunkt: nicht als hätte ich alle

jene philosophischen Systeme des Unglaubens durchstudirt; aber ich wußte, daß sie das Christenthum und namentlich das Dasein eines persönlichen, außerweltlichen Schöpfers verwarfen. Da mir nun beides durch unumstößliche Beweise feststand, so konnte ich mit Recht die Folgerung ziehen, daß jene Systeme in dem allerwesentlichsten Punkte auf Irrthum beruhten; und das war genug, sie überhaupt zu verwerfen. Aehnlich würde ich mich auch der Mühe überhoben erachten, näher auf ein System der Euklidschen Geometrie einzugehen, als dessen Fundament ich den Satz fände, daß die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten eine krumme Linie sei, oder daß die Summe der Winkel in einem ebenen Dreieck nicht zwei, sondern nur einen rechten Winkel betrage; ähnlich hatte ich auch von vornherein dem Katholicismus wegen seiner vermeintlichen Lehre von den guten Werken abgesagt. Bei der modernen Philosophie kamen noch zwei Punkte hinzu, welche mir dieselbe wenig einladend erscheinen ließen: zunächst das beständige Auftauchen neuer Systeme, im Gegensatz zu dem unerschütterlichen Festhalten an derselben Lehre, wie ich es im Katholicismus bemerkte; denn dieser läßt eine Neuerung nur zu als genauere Entfaltung oder Erweiterung des Bisherigen, nicht als Bruch mit der Vergangenheit. Sodann stieß mich, im Gegensatz zu jener wohlthuenden, bescheidenen Ruhe, welche mich auf Stift Neuburg so mächtig anzog, die Selbstüberschätzung, das unruhige, arrogante Wesen, welches ich bei den Anhängern der modernen Philosophie gewöhnlich fand, und welches bei Hegel bekanntlich eine solche Höhe erreichte, daß er von jenem Augenblicke, in welchem ihm auf einer Berliner Straße ein gewisser Gedanke durch den Kopf fuhr, eine neue Epoche der Weltgeschichte datirte.

Bei dieser Richtung gerieth ich natürlich nicht selten in Meinungsverschiedenheit mit andern Studenten, welche eben

der Mehrzahl nach, soweit sie überhaupt mit solchen Fragen sich befaßten, dem Unglauben huldigten. Einer derselben, ein Jurist, wollte mich durchaus zu einem Proselyten machen für Kuno Fischer, dessen Vorlesungen er mit Begeisterung hörte und dessen nachgeschriebene Collegienhefte er mir förmlich aufdrängte. Aber seine Bemühungen waren umsonst; er fand an mir stets einen verstockten und unverbesserlichen Sünder. Ich aber danke meinem Schöpfer, daß er mich bewahrt hat vor einer Philosophie, welche in theoretischer Hinsicht das Grab aller wahren Wissenschaft ist, und welche für das praktische Leben die Grundlagen einer gesunden Socialordnung unterminirt und zur Hochschule der Socialdemokratie geworden ist.

Positivere Protestanten traf ich verschiedentlich bei der guten, alten Frau B., unter andern Professor Ullmann, welchem ich gelegentlich erzählte, daß ich mir ein griechisches Neues Testament angeschafft, um dasselbe in der Ursprache zu lesen. Natürlich hatte ich von einem protestantischen Professor der Theologie nur eine Billigung dieses Vorgehens erwartet und war daher nicht wenig erstaunt, als er seine Bedenken äußerte. Er hatte allerdings recht, aber zugleich auch unrecht. Er hatte recht; denn wie sollte ich ohne die erforderliche philologische, theologische und historische Vorbildung sicher sein können, daß ich nicht ganz schiefe Ideen in die Heilige Schrift hineinläse? Er hatte als protestantischer Theologe aber auch unrecht, und dies war es, was ich herausfühlte. Denn der Protestantismus war ja wesentlich dadurch entstanden, daß man jedem Einzelnen die Heilige Schrift in die Hand gab, damit er in deren angeblich klarem Sinn sein Christenthum finde. Es sollte ja keine menschliche Autorität, selbst die der Kirche nicht, ferner zwischen Gott und dem Einzelnen stehen. Wenn aber im 16. Jahrhundert die Autorität der katholischen Kirche

bei Auslegung der Heiligen Schrift beseitigt wurde, so wollte ich im 19. Jahrhundert doch wahrlich nicht wieder unter die Autorität irgend eines Professors mich beugen!

Auf eigenthümliche Weise kam ich in Berührung mit einem andern Professor der Theologie, dem nachmals wegen seiner radikalen Richtung so oft genannten Dr. Daniel Schenkel. Ich hatte seiner Predigt in der Universitätskirche beigewohnt und hörte, wie er am Schluß verkündigte, es werde am nächsten Sonntag daselbst das Abendmahl ausgetheilt. Da kam mir der Gedanke, ich sollte doch auch einmal wieder communiciren; denn seit meiner Confirmation hatte ich es nicht mehr gethan. Ein Katholik sieht hierin vielleicht ein Zeichen von Lauigkeit, da er gewohnt ist, öfter im Jahre, oder doch wenigstens um Ostern, die heilige Communion zu empfangen; als Protestant aber glaubte ich noch besonders eifrig zu sein, indem ich nach einigen Jahren bereits wieder und zwar auf der Universität zum Abendmahl gehen wollte. Ich machte also am nächsten Samstag Herrn Professor Schenkel einen Besuch, um mich zum Abendmahl anzumelden. Zu meiner Enttäuschung erfuhr ich jedoch, daß die Ankündigung nicht dem Universitätsgottesdienst und folglich nicht den Studenten gegolten, sondern dem Pfarrgottesdienst, welcher abwechselnd mit jenem ein um den andern Sonntag in der Universitätskirche gehalten wurde. Professor Schenkel meinte, ich thäte besser, mich an die Pfarrkirche zu halten, in deren Bezirk ich wohne.

So ging ich denn unverrichteter Sache nach Hause und fragte gelegentlich die alte Aufwärterin, wie ich es anzustellen habe, um am andern Morgen das Abendmahl zu empfangen, wann der Beichtunterricht sei, bei welchem man den Beichtgroschen zu geben pflegt und der Prediger den Anwesenden die Nachlassung ihrer Sünden verkündet. Aber auch hier ward ich enttäuscht; denn die alte Frau sagte

mir, der Beichtunterricht habe schon stattgefunden; übrigens mache das nichts, ich solle nur ohne denselben getrost zum Abendmahl gehen.

Diesem Rathe folgend, stellte ich mich am andern Morgen in der Heiliggeistkirche unter die Reihe derjenigen, welche um den Altar herumgingen, um gespeist zu werden, und empfing so das Abendmahl. Aber auch hier wartete meiner eine doppelte Ueberraschung. Zunächst sah ich, daß man mir ein viereckiges Stück Brod in den Mund steckte statt einer runden Oblate, wie ich es früher gesehen. Das war nun an sich freilich gleichgiltig, aber es brachte mir den fernern Umstand zum Bewußtsein, welchen ich bisher nicht beachtet hatte, daß ich mich nämlich gar nicht in einer lutherischen, sondern in einer badisch-unirten Kirche befand, in einer Kirche also, welche, im Gegensatz zu der lutherischen, die wirkliche Gegenwart im Abendmahl läugnet oder doch in Zweifel läßt.

Alles dies vermochte indes keineswegs mein Festhalten am Lutherthum und am Protestantismus überhaupt zu erschüttern. Vielmehr erinnere ich mich, daß ich meinem calvinistischen Freunde v. H: auf einem Spaziergange erklärte: Die lutherische Lehre vom Abendmahle scheine mir die allein richtige, denn die katholische sei doch gar zu kraß und die calvinische zu rationalistisch. Mein Freund hätte mir mit allem Recht erwidern können: die Worte Christi: „Dies ist mein Leib", seien entweder buchstäblich oder bildlich zu verstehen; im erstern Falle sei ich genöthigt, mit den Katholiken eine Verwandlung der Substanz, eine Transsubstantiation, sei es im Augenblick des Genusses, sei es schon in dem Augenblick, in welchem die Worte gesprochen werden, anzunehmen, da sonst die Worte nicht bewahrheitet würden. Im andern Falle dagegen müßte ich mit Calvin im Abendmahl lediglich eine Gedächtnißfeier erblicken, bestimmt, an den Leib Christi zwar zu erinnern, nicht aber

denſelben durch ein Wunder gegenwärtig zu machen. Die lutheriſche Auffaſſung dagegen ſtehe vollſtändig in der Luft und beruhe auf Willkür. So hätte, wie geſagt, mein Freund mir antworten können; mir ſelbſt aber kam damals dieſer Einwand nicht in den Sinn, denn ich war einſtweilen noch zu ſehr eingenommen für die mir anerzogene lutheriſche Lehre.

Der erwähnte Beſuch hatte mich alſo mit Profeſſor Schenkel in Berührung gebracht, und ich fuhr fort, öfter in ſeinem Hauſe zu verkehren; ich wohnte ſelbſt dem theologiſchen Kränzchen bei, welches er mit den Alumnen des Predigerſeminars hielt; dabei wurde ich natürlich als Juriſt, welcher Intereſſe für religiöſe Fragen zeigte, nicht ungern geſehen. Auch eine theologiſche Vorleſung hörte ich bei Schenkel, nämlich „Ueber den Lehrbegriff des Apoſtels Paulus“ — ein Titel, welcher die proteſtantiſche Auffaſſung verräth, als hätten die verſchiedenen Apoſtel verſchiedene „Lehrbegriffe“ und nicht ein und dieſelbe chriſtliche Lehre gepredigt. Mir erregte dieſer Titel damals kein Bedenken; wohl aber ward ich ſtutzig, als Schenkel in ſeiner Erklärung zu der Stelle im 1. Korintherbrief (1, 11 u. 12) kam, in welcher es heißt: „Es iſt mir kund worden von euch ... daß Streitigkeiten unter euch ſind. Ich meine nämlich dieſes, daß ein jeder von euch ſagt: Ich bin des Paulus, ich aber des Apollo, ich aber des Kephas, ich aber Chriſti.“ Es kam mir unwillkürlich in den Sinn, der Apoſtel könne, wie er die Korinther gerügt, ſo auch die modernen Chriſten tadeln, daß einer ſich nach Luther, ein anderer nach Calvin u. ſ. w. nenne; doch ich beruhigte mich ſchließlich mit dem Gedanken: Auf den Namen kommt es nicht an, wenn wir Lutheraner in der Sache nur das wahre Chriſtenthum haben!

Ueber dieſen theologiſchen Fragen verſäumte ich indes nicht, mich mit meinem Fachſtudium zu beſchäftigen, aber

auch die Studentenjahre in gutem Sinne gründlich zu genießen. Für die zweimonatlichen Herbstferien nach Schluß des ersten Semesters hatte ich mit meinem Freunde v. H. eine Reise in die Schweiz und nach Oberitalien verabredet. Leider erkrankte jedoch mein Freund, und so unternahm ich die Reise allein, fand übrigens fast stets Reisegesellschaft in reichster Abwechslung; bald schloß ich mich einem Maler aus New York an, welchen ich auf dem Rigi kennen lernte, bald einem Arzt aus Paris, bald einigen Berliner Kaufleuten und bald einigen Studenten aus Bonn; an Abenteuern fehlte es auch nicht. In Mailand sah ich Kaiser Franz Joseph nach seinen Siegen über Piemont feierlich im Triumphe einziehen; in kurzem Galopp kam der damals noch jugendliche Kaiser von Monza hereingeritten und hinter ihm in festem, gemessenem Trab, als müsse er den Kaiser beschützen, der greise Radetzky; dann, erst nach einigem Zwischenraum, das übrige glänzende Gefolge. Auf der Piazza militare ward große Revue gehalten, die einzelnen Regimenter defilirten mit ihrem Regimentsmarsch vorüber, und als das Regiment kam, dessen Inhaber Radetzky war, setzte der greise Held sich selbst an die Spitze desselben und führte es seinem Monarchen vor. — Die kirchliche Empfangsfeier im Dom ließ mich kalt, ebenso dieser Dom selbst, trotz seiner Marmorpracht.

Von Mailand ging's über Verona und Padua nach Venedig, dieser gefallenen Größe; dann zurück über den Gardasee und den Brenner durch das herzliche Tirol, dessen Bevölkerung mir ungleich mehr zusagte als die des Berner Oberlandes; denn letztere machte mir vielfach den Eindruck einer Schauspielertruppe, die im Nationalcostüm auf der Bühne ein Stück aufführt und dabei nicht bloß einmal Entree verlangt, sondern stets aufs neue sich an den Geldbeutel des Zuschauers wendet.

An religiösen Eindrücken blieb die Reise, trotz der vielen Kirchen, die ich gesehen, ziemlich leer. Nur folgender Vorfall weckte mein Interesse. Vom Brenner herab fuhr ich in einem Stellwagen auf Innsbruck zu; es saßen im Wagen zwei junge Tirolerinnen vom Lande, die mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit, aber zugleich mit der größten Bescheidenheit alles erzählten, was sie auf dem Herzen hatten. Die eine war 18, die andere 16 Jahre alt, und sie hatten gerade ihr elterliches Haus verlassen, um in einem Kloster in Innsbruck als Novizinnen einzutreten. Aus ihrem natürlichen, offenen Wesen sah ich, daß auch keine Spur von jenem äußern Zwang oder innern Weltschmerz vorlag, welchen Protestanten häufig als Beweggrund für den Eintritt in ein Kloster vermuthen; daß sie vielmehr weiter nichts wollten, als sich gänzlich dem Dienste Gottes weihen und jenen Rath befolgen, welchen Christus einst, wiewohl vergebens, dem reichen Jünglinge im Evangelium ertheilte: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“[1] Dabei sah ich aber doch, daß die guten Mädchen ein Herz hatten wie andere Menschen auch, und daß es ihnen recht schwer werden mochte, Vater und Mutter zu verlassen und in ein Kloster zu gehen. Denn als wir in der Ferne die Thürme von Innsbruck erblickten, wo sie dies ihr Opfer Gott darbringen sollten, begannen beide recht bitterlich zu weinen, faßten sich aber bald wieder und ließen sich in ihrem Entschluß nicht wankend machen.

Ueber München ging's zurück nach Heidelberg, und der Winter, der zu Ausflügen weniger günstig war, wurde eifrig für das Studium der Pandekten benutzt. Musik und

[1] Matth. 19, 21.

Poesie wurden indes nicht vergessen. Beethoven und Mendelssohn bereiteten mir manche schöne Stunde; zu Weihnachten aber ließ ich mir Goethes Werke schenken und schwelgte in ihnen. Den „Faust" zu lesen erlaubte ich mir jetzt zum erstenmal; er ward aber seitdem für längere Zeit meine Lieblingslectüre, und es blieb mir, ohne daß ich es beabsichtigt hatte, ein großer Theil desselben im Gedächtniß haften.

So gingen denn dies und das folgende Sommer-Semester vorüber, und ich gedachte, den zweiten Winter in einer größern Stadt, etwa Berlin oder München, zu verbringen. Letzterem gab ich den Vorzug. Mit Wehmuth nahm ich Abschied von dem lieben Stift Neuburg, in welchem ich mich so heimisch gefühlt, verließ Heidelberg, fuhr mit dem Dampfschiff den Rhein hinab und verbrachte die Herbstferien in der alten Heimat, auf Schloß Gesmold.

VII.

München.

Im October 1852 langte ich in München an und gedachte, den Aufenthalt in „Deutsch-Athen" möglichst für die Kunst auszunutzen; denn später, einmal im hannoverschen Staatsdienste angestellt, hatte ich wenig Aussicht mehr, dieser Lieblingsneigung zu folgen. Gern verkehrte ich mit Malern und Architekten, fand aber meinen vertrautesten täglichen Umgang an einem Collegen in der Jurisprudenz, H. aus Nürnberg, welcher, wie ich, für Architektur, Malerei und Musik sich lebhaft interessirte. Häufig besuchten wir die alte Pinakothek, die Oper, die herrlichen, von Lachner dirigirten Odeonsconcerte und die Allerheiligen-Hofkapelle, in welcher alt-italienische Kirchenmusik zur Aufführung kam.

Für diese war ich durch Thibauts „Reinheit der Tonkunst“ begeistert, und sie zog mich jeden Sonntag dorthin zum Hochamt. Die Messe selbst hatte für mich nur eine Art von antiquarischem Interesse, und ich hielt dauernd fest am Protestantismus, besuchte die Predigten des protestantischen Hofpredigers Harleß und empfing bei ihm aufs neue das Abendmahl. Es regte sich sogar eine gewisse Abneigung gegen katholisches Wesen, z. B. wenn ich etwa ein altes Mütterchen anscheinend gedankenlos ihren Rosenkranz herplappern sah, oder bemerkte, wie ein Küster beim Vorübergehen vor dem Altar maschinenmäßig eine Viertels-Kniebeugung in einer Achtels-Sekunde vollführte. Doch sah ich auch manches unläugbar Erbauliche: so bemerkte ich regelmäßig Sonntags in der Allerheiligen-Kapelle die Prinzessin Luitpold, wie sie mit ihren beiden Söhnen der Messe andächtig beiwohnte. Auch der Gottesdienst während der Weihnachtstage zog mich an; ich suchte die lateinischen Worte des Gloria und Credo aufzufangen, fühlte mich aber durch alles das wenig berührt in betreff meiner religiösen Richtung.

Da befand ich mich einst — es war einige Wochen nach Weihnachten — im Universitätsgebäude. Ich hatte eine Vorlesung besucht und wollte etwas später einer andern beiwohnen; nach Hause zu gehen schien mir der Mühe nicht werth, und so ging ich aufs Lesezimmer, um dort die Zwischenzeit zu verbringen. An den Büchergestellen vorübergehend, sehe ich ein Buch mit dem Titel „Möhler, Symbolik“. Den Namen „Möhler“ hatte ich früher in Radowitz' „Gesprächen über Staat und Kirche“ rühmlichst erwähnt gefunden. „Symbolik?“ — Das Buch, denke ich, wird über Kunst handeln! Ich lasse es mir geben und setze mich. Es ist aber, wie ich sehe, theologischen Inhalts und bespricht die Controverspunkte; der Verfasser, augenscheinlich ein Mann von tiefem Wissen und mit dem Protestantismus

wie mit dem Katholicismus gründlich vertraut, redet mit ruhiger Ueberzeugung und Zuversicht von der Wahrheit, von der dogmatischen Alleinberechtigung des letztern! Ist das möglich? Nein! Eine interessante Ruine ist die katholische Kirche, über deren romantische Schönheit man sich freut; ein mächtiger, ehrwürdiger Bau aus alten Zeiten. Aber dogmatisch berechtigt? einzig und allein aus allen christlichen Confessionen berechtigt? Das ist unmöglich!

Ich schließe das Buch, um einige Augenblicke ruhig zu überlegen. — Und doch, spreche ich zu mir selbst, du mußt dir gestehen, daß du über Controverspunkte stets nur Gewährsmänner der einen Partei, des Protestantismus nämlich, gehört hast. Von einem katholischen Verfasser hast du hierüber nie etwas gelesen. Ehrlichkeit und Gerechtigkeit verbieten dir, den Katholicismus ungehört zu verwerfen; das „Audiatur et altera pars“ muß auch hier beobachtet werden. Möglich wäre es ja — bei diesem Gedanken war es mir, als wankte der Boden unter meinen Füßen — möglich wäre es ja, daß du und mit dir das ganze Lutherthum auf dem Irrwege und die Katholiken im Rechte wären. Der Umstand, daß du im Lutherthum geboren und erzogen bist, beweist doch gewiß nicht die Wahrheit dieser Religion! Ebensowenig wie der Calvinismus oder der Katholicismus deshalb wahr ist, weil andere in demselben geboren und erzogen werden. — Was ist also zu thun? Ich muß sehen, wer recht hat: Möhler oder Luther! Entweder muß ich mir klar und bestimmt Rechenschaft geben, daß und worin Möhler irrt; oder wenn das unmöglich ist, wenn Möhler recht haben sollte, dann — ja dann — muß ich katholisch werden und offen und ehrlich vor der Welt bekennen, wovon ich im Herzen überzeugt bin! Ein Drittes gibt es nicht.

Es war dieser ganze Gedankengang das Werk weniger Augenblicke. Aber es waren Augenblicke der furchtbarsten

Aufregung, Augenblicke, von denen ich fühlte, daß sie für meine ganze Zukunft entscheidend sein würden.

Voller Spannung öffne ich aufs neue das Buch. Sofort suche ich den Cardinalpunkt des Lutherthums; jenen Punkt, welcher mir bisher für die Verdammung des Katholicismus entscheidend war, die Lehre von der Rechtfertigung. Und was finde ich? Daß die wirkliche katholische Lehre grundverschieden ist von jener, die man mir bisher als solche ausgegeben! Ich hatte bisher gehört, die katholische Kirche schmälere die Verdienste Christi, indem sie lehre, wir könnten durch unsere eigenen Werke Gerechtigkeit erlangen. Und was finde ich? Daß die katholische Kirche lehrt, unser ganzes Heilswerk sei aufgebaut auf den Verdiensten Christi, auf dem Kreuzestod Christi! Ich hatte bisher gehört, die katholische Kirche sei, wenn nicht in den Pelagianismus, so doch in den Semipelagianismus gerathen, nach welchem wenigstens der Anfang des Heilsgeschäftes von uns ausgehen könne ohne die zuvorkommende Gnade Christi. Und was finde ich? Schon Jahrhunderte vor dem Auftreten Luthers hatte die Kirche Pelagianismus und Semipelagianismus feierlich verworfen und gelehrt, wir vermöchten in unserem Heilsgeschäft nichts, auch gar nichts ohne die Gnade Christi. — Ich hatte bisher gedacht, die katholische Kirche unterschätze den Glauben, und Luther erst habe denselben wieder auf den Leuchter gestellt. Und was finde ich? Daß die katholische Kirche zu allen Zeiten mit dem hl. Paulus gelehrt: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen."

Ich sah, von Jugend auf hatte man mich in betreff der katholischen Lehre in einem der wesentlichsten Punkte getäuscht und mir ein Gespenst gezeigt, statt des wirklichen Katholicismus; nicht zwar aus böser Absicht, sondern weil man es selbst ebenso gelernt hatte. Als wirkliche katholische Rechtfertigungslehre fand ich etwas durchaus

Vernünftiges und Schriftgemäßes, nämlich folgendes: Von der Gnade Gottes, welche uns Christus verdient hat, angeregt und von ihr beständig getragen, glaubt der Mensch der Predigt des Evangeliums und unterwirft hierdurch seinen Verstand dem Worte Gottes. Da aber nicht bloß der Verstand, sondern vor allem der Wille durch die Sünde von Gott abgekehrt ist, so muß, wie der Verstand durch den Glauben, so der Wille durch die Liebe sich wieder zu Gott hinwenden, eine Liebe, welche besonders in der Reue, d. h. in dem Schmerz, Gott beleidigt zu haben, sich äußert. Ist Glaube und Liebe vorhanden, so läßt Gott die Sündenschuld nach und nimmt den Sünder wieder in Gnaden auf, wie der Vater den verlornen Sohn, der reuig zurückkehrt. Die guten Werke sind nach katholischer Lehre nicht der Grund unserer Rechtfertigung, wohl aber nach eingetretener Rechtfertigung der Grund unseres dereinstigen Lohnes; sie sind in gewissem Sinne strenge Pflicht, und wer pflichtmäßige Werke unterließe, würde eine Sünde, und wenn es sich um bedeutendere Dinge handelte, eine schwere Sünde begehen; hierdurch würde er aber die erlangte Rechtfertigung und das Recht auf den Himmel verlieren. Wer dagegen, einmal gerechtfertigt, als fruchtbarer Rebzweig am Weinstocke Christi Gutes thut, gute Werke verrichtet, wird dafür seinen Lohn erhalten kraft der Worte Christi: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, besitzet das Reich, welches seit Grundlegung der Welt euch bereitet ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt.“ [1]

Dieser Lehre entsprechend war schon Jahrhunderte vor dem Auftreten Luthers von den katholischen Theologen die Frage erörtert, ob der Glaube allein rechtfertige. Man

[1] Matth. 25, 34. 35.

unterschied einen todten Glauben, welcher nicht zur Liebe übergeht (fides informis), und einen lebendigen, welcher in Liebe sich ausgestaltet (fides formata, scil. charitate); von jenem läugnete, von diesem bejahte man, daß er den Sünder rechtfertige.

Es ist mir deutlich in Erinnerung, welch gewaltigen Eindruck es auf mich machte, daß dies nicht bloß katholische Lehre war, sondern gleich anfangs als solche den Neuerern entgegengehalten ward; diese wurden also vor die Alternative gestellt, entweder zu behaupten, der todte Glaube rechtfertige, oder aber (wenn sie den lebendigen Glauben wollten) zuzugestehen, daß sie in der Rechtfertigungslehre keinen Grund hätten, sich von der Kirche zu trennen. In welchem Actenstücke man dies von katholischer Seite betonte, ist mir nicht mehr genau im Gedächtniß; vielleicht war es in der katholischen Antwort auf die Augsburger Confession, die ich einige Tage später las. Doch erinnere ich mich, daß es etwa hieß: „Meint Luther den lebendigen Glauben, so sind wir einverstanden; meint er den todten, so ist seine Lehre falsch." Jedenfalls war die Sache klar ausgedrückt bereits in folgender Stelle des hl. Thomas von Aquin, dessen Lehre seit sechs Jahrhunderten in den katholischen Schulen maßgebend ist, eine Stelle, die ich bei Möhler fand. Sie lautet: „Der Glaube aber, durch welchen wir von der Sünde gereinigt werden, ist nicht der unlebendige (informis) Glaube, der mit der Sünde vorhanden sein kann, sondern der durch die Liebe lebendige (formata), so daß uns das Leiden Christi nicht nur rücksichtlich des Verstandes, sondern auch der Gesinnung zu eigen wird. In dieser Weise werden uns auch die Sünden durch die Kraft des Leidens Christi vergeben." [1]

[1] *S. Thom. Aquin.*, Summa theol. 3, q. 44, a. 1. (Bei Möhler, Symbolik [6. Aufl., Mainz 1843] S. 151.)

Das war also die katholische Lehre beim Auftreten Luthers. Und was fand er an ihr so Großes auszusetzen, daß er ihretwegen sich von der Einheit der Kirche lossagte und Millionen mit sich in die Spaltung fortriß? Hören wir ihn selbst!

„Unsere Pabisten und Sophisten haben dergleichen auch geleret, als nemlich, das man solt an Christum glauben, und das der glaube die grundfeste were der seligkeit. Aber doch künde derselbige glaube niemand gerecht machen, Es were denn fides formata. Das ist, er hette seine rechte gestalt von der liebe zuvor empfangen. Dieses ist denn nicht die wahrheit, sondern ein eitler, ertichter schein und falsche triegliche teuscherei des Evangelii.“ Wirklich? Und weshalb?

„Darumb ists nur ungeheuers unnützs gewesche, wie die tollen Sophisten vom fide formata, das ist, von dem glauben, der seine rechte art und gestalt von der liebe empfahen sol, geleret haben. Denn allein der glaube machet gerecht, der durchs wort Christum ergreifet, und mit dem geschmückt oder gezieret wird, und nicht der glaube, der die liebe in sich schleußt. Denn sol der glaube gewiß und beständig sein, so muß er sonst nichts anders ergreifen, noch sich an etwas anders halten, denn nur an den einigen Christum. Denn in not des gewissens, kan er sonst auf keinem andern grund bestehen, denn auf dieser edlen perlen allein. Derhalben, es schrecke einen das gesetz und drücke jn der sünde last, wie seer sie immer künnen, so kan er dennoch, wo er Christum durch den glauben ergrieffen hat, gleichwol nichts deste weniger jmmerdar rhümen, das er dennoch gerecht und from sei. Wie gehet aber das zu? und wodurch ist er so gerecht? Durch den edlen schatz und perle, so da heißt Jesus Christus, welchen er durch den glauben zu eigen hat.“ [1]

---

[1] Luthers Werke. Wittenberg. Ausg. I. Th. fol. 47 b. (Bei Möhler a. a. O. S. 155. 156.)

Und ferner: „Wenn aber der Menſch höret, das er an Chriſtum glauben ſol und das aber doch ſolcher glaube ihm nichts helfe noch nutz ſei, es komme denn die liebe auch dazu, welche dem glauben die krafft gebe, und alſo geſchickt macht, das er den Menſchen gerecht machen küne, So kann es nimmer feilen [fehlen], der Menſch mus allſobald vom glauben abfallen, verzweifeln und alſo denken, Iſt dem alſo, das der Glaube on die liebe nicht gerecht macht, So iſt er allerding unnütz und nichts werd, und die liebe allein kann gerecht machen, denn wenn der glaube die liebe nicht bei ſich hat, die ihm ſeine rechte formam gebe, das iſt, die jn alſo geſchicket und anrichtet, das er gerecht machen kann, ſo iſt er nichts, Iſt er aber nichts, wie kann er denn gerecht machen?“

Prächtige Logik! Aehnlich beweiſen wir, daß Holz nicht brennt. Nämlich alſo: Wenn das Holz ohne Feuer nicht brennt, ſo iſt es allerdings unnütz und nichts werth, und das Feuer allein kann brennen; denn wenn kein Feuer an das Holz gelegt wird, um ihm die rechte formam zu geben, das iſt, um es anzuzünden, ſo iſt es nichts; iſt es aber nichts, wie kann es denn brennen? — Doch der Wittenberger Profeſſor fährt fort:

„Und auff das die Widerſacher dieſe jre ſchädliche und gifftige auslegung beſtetigen, ziehen ſie den ſpruch an, aus dem 13. Kap. der erſten Epiſtel an die Korinther: ‚Wenn ich mit Menſchen und Engel zungen redete, und wenn ich weiſſagen künde, und wüßte alle geheimniß und erkenntniß und hette allen glauben, alſo das ich berge verſetzete, und hette die liebe nicht, ſo were ich nichts.‘ Welchen ſpruch ſie halten, das er jnen eine eiſerne maur ſei. Aber unverſtändige, grobe eſel ſind’s, darumb künnen ſie in S. Pauli ſchrifften gar nichts, weder verſtehen, noch ſehen, haben derhalben mit dieſer falſchen Auslegung nicht allein

S. Pauli worten gewalt gethan, sondern auch noch dazu Christum verleugnet und alle seine wohlthaten unterdrückt. Darumb sol man sich auch dafür hüten und fürsehen als für einen recht Teufflischen und hellischen gifft, und sol mit S. Paulo also schließen, daß wir gerecht werden durch den glauben allein und nicht per fidem formatam charitate." [1]

Wirklich? Dann müssen wir uns vor der Heiligen Schrift gleichfalls „hüten und fürsehen als für einen recht Teufflischen und hellischen gifft"! Denn sie lehrt ausdrücklich: „So sehet ihr, daß der Mensch durch Werke gerechtfertigt werde und nicht durch Glauben allein" (Jacobus 2, 24). Wo aber in aller Welt schließt St. Paulus, „daß wir gerecht werden durch den Glauben allein und nicht per fidem formatam charitate", d. h. nicht durch den Glauben, welcher in der Liebe sich ausgestaltet? Nirgends in der ganzen Heiligen Schrift! — Wohl kennen wir die Stelle im Römerbrief (3, 28): „Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne die Werke des Gesetzes"; es ist die Stelle, auf welche der Wittenberger Professor anspielt. Aber wir wissen auch, daß Luther es ist, welcher das Wörtchen „allein" hineingeschoben; denn im Urtext steht davon nichts. Und wir wissen ferner, daß man blind sein muß, um die Stelle nach ihrem ganzen Zusammenhang auf die hier in Frage stehende Controverse zu beziehen. Sie handelt vielmehr von dem Gegensatz zwischen dem christlichen Glauben und dem jüdischen Ceremonialgesetz, nicht aber vom Gegensatz zwischen todtem und lebendigem Glauben.

Auf solche Gründe hin also hatte man das alte Band

[1] Luthers Werke a. a. O. S. 70a. (Bei Möhler a. a. O. S. 157.)

der Glaubenseinheit zerrissen? auf solche Gründe hin sich losgesagt von jener Kirche, welche das Christenthum nach Deutschland gebracht? auf solche Gründe hin dieselbe beschimpft als die Kirche des Antichrists und mit noch gemeineren Schimpfworten? — Für mich aber fiel mit der Erkenntniß der wahren Sachlage jene Stütze, welche mein ganzes Lutherthum eigentlich getragen. Denn ich war nicht Protestant, bloß um zu protestiren: ich war vielmehr Protestant, weil ich das gläubige, kirchliche Christenthum wollte. Und wie ich das Auftreten Luthers gegen das bestehende Kirchenthum nur deshalb und insoweit für berechtigt hielt, als ich glaubte, die alte Kirche habe das Christenthum in seinen wesentlichsten Lehren gefälscht: so erschien mir dieses Auftreten — damit aber auch mein eigener Protestantismus — als unberechtigt, sobald sich herausstellte, daß diese Annahme eine irrige war. Ich sah, daß Luther, und nicht die Kirche, in jenem Punkte unrecht hatte, welchen Luther selbst für den Cardinalpunkt seiner ganzen Lehre hielt, und welcher auch für mich der entscheidende Grund gewesen, dauernd in der Protestation zu verharren; mit dieser Erkenntniß aber war die Neuerung im wesentlichen gerichtet.

Gründlich enttäuscht in dem Hauptpunkte des Streites, erwartete ich kaum noch ein anderes Ergebniß in betreff der übrigen Streitpunkte. Wäre es doch auch unerklärlich, daß man einen so schlecht begründeten Punkt wie die neue Rechtfertigungslehre als hauptsächlichen Grund für die Lossagung von der alten Kirche verwerthet hätte, wenn besser begründete Einwendungen gegen dieselbe sich hätten erheben lassen.

Was ich erwartet, geschah. Stück für Stück erwiesen sich die übrigen Anklagepunkte der Neuerer gleichfalls als nichtig und somit ihr Werk als unberechtigt.

Vor dem Auftreten der Neuerer glaubte man allgemein, nach dem Tode gebe es nicht bloß Himmel und Hölle, sondern auch einen Reinigungsort, in welchem die Seelen der Gerechten, ehe sie in den Himmel eingingen, die etwaigen leichtern Makeln noch abbüßen müßten. Nun erscheint Luther, klagt die katholische Kirche dieserhalb als wegen einer diabolischen Erfindung an[1]. Aber wo sind seine Beweise? Vergebens suchen wir nach ihnen. Die katholische Kirche thut ein übriges und zeigt, daß man einen solchen Reinigungsort annehmen müsse, wolle man nicht beinahe die ganze Menschheit auch wegen der geringsten Fehler, etwa wegen einer Zerstreuung im Gebet, zur Hölle verdammen, da ja nichts Unreines in den Himmel eingehen kann; sie beruft sich für ihren Glauben auf eine Stelle in den Büchern der Makkabäer. Und was thut Luther? Er wirft diese Bücher, die seit mehr als einem Jahrtausend zur Heiligen Schrift gezählt wurden, einfach aus derselben hinaus! Aehnlich hatte er ja auch den Brief des Apostels Jacobus, weil er mit seiner Rechtfertigungslehre nicht stimmte, als „stroherne Epistel" verworfen!

Vor dem Auftreten der Neuerer glaubte man in der Kirche allgemein, Christus habe sieben Sacramente eingesetzt. Nun kommen die Neuerer und streichen fünf derselben! Und wie beweisen sie, daß Christus diese fünf Sacramente nicht eingesetzt habe? Wiederum fragen wir vergebens nach Beweisen! Aber die katholische Kirche thut auch hier ein übriges und beweist die Einsetzung der einzelnen Sacramente;

[1] Die von Luther verfaßten Schmalkaldischen Artikel (P. II, c. 2, § 9) sagen vom Reinigungsort: „Es ist nichts als ein Trugbild des Teufels (mera diaboli larva est). Denn es streitet mit dem ersten Glaubenssätz, welcher lehrt, daß Christus allein und nicht der Menschen Werke die Seelen befreien."

sie zeigt unter anderem, daß das Sacrament der Buße klar in den Worten Christi bei Johannes (20, 23) enthalten ist: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen", ebenso klar, wie anderswo die Einsetzung der Taufe oder des Abendmahls. Und so verlief Punkt für Punkt der Rechtsstreit zwischen Luther und der Kirche unserer Väter in betreff des Ablasses, der Heiligenverehrung u. s. w. Aber, was die Hauptsache war, das Fundament, auf welchem der ganze Protestantismus fußte, die Lehre von der Heiligen Schrift als einziger Quelle und Norm unseres Glaubens, erwies sich als willkürliche, unerwiesene Behauptung, ja als ein Widerspruch in sich selbst!

Wo in aller Welt steht denn geschrieben, daß wir nur aus dem Buche, welches wir die Bibel nennen, die Lehre Christi zu schöpfen berechtigt sind, und nicht auch aus andern gleichzeitigen Schriften des christlichen Alterthums, z. B. aus den Briefen des hl. Barnabas und des hl. Polykarp, oder aus dem „Pastor" des Hermas, oder aus der Zwölfapostellehre? Folgt das etwa daraus, daß die Schriften, welche zur Bibel gehören, von Gott inspirirt, also Gottes Wort sind und jene andere Schriften nicht? Aber woher, so fragen wir abermals, woher weiß Luther, daß gerade diese Schriften inspirirt sind und nicht auch jene andern? woher, wenn nicht aus der Lehre der Kirche und aus der Tradition? Und zwar aus einer Tradition, welche vielleicht weit weniger klar ist als in betreff anderer Punkte, in denen Luther sie verwirft? Denn in den ersten Jahrhunderten, bevor eine kirchliche Entscheidung vorlag, waren außer unsern vier Evangelien und den übrigen Büchern des Neuen Testaments manche andere im Umlauf, welche gleichfalls als Gottes Wort vielfach angesehen worden, während umgekehrt solche Bücher, die jetzt als Theile

der Heiligen Schrift gelten, wie die Offenbarung Johannes', nicht allgemein als solche galten.

Oder glaubt Luther etwa, nur aus solchen Büchern schöpfen zu dürfen, welche von einem der zwölf Apostel herrühren? Aber die Evangelien von Marcus und Lucas rühren ebensogut wie die Briefe des hl. Ignatius oder des hl. Clemens nur von Apostelschülern her und nicht von Aposteln.

Oder hat Christus irgendwo erklärt, oder lehrt etwa die Heilige Schrift, daß man nur aus ihr erfahren dürfe, was Christus gepredigt habe? Die letzten Worte im Evangelium des hl. Johannes deuten vielmehr das Gegentheil an, daß nämlich außerordentlich vieles gar nicht zu Papier gebracht sei; Christus selbst entsendet seine Apostel nicht mit dem Auftrage, Bücher zu schreiben, sondern zu predigen. Jahrelang bestand das Christenthum, ohne daß irgend etwas vom Neuen Testament, und über ein halbes Jahrhundert, ehe das Ganze geschrieben war; auch tragen die Bücher der Heiligen Schrift nicht entfernt den Charakter eines systematischen, erschöpfenden Lehrbuches, sondern den Charakter von historischen Aufzeichnungen und gelegentlichen Briefen.

Wenn ferner die Neuerer glauben, die Heilige Schrift sei überall so klar, daß man das Lehramt der Kirche bei Auslegung derselben entbehren könne, und daß man jedem einzelnen Gläubigen die Bibel übergeben müsse, damit dieser ohne ein solches Lehramt selbst seinen Glauben daraus schöpfe, so sollte man meinen, sie hätten nie gelesen, was die Heilige Schrift selbst sagt, daß nämlich in den Briefen des hl. Paulus „manches schwer verständlich ist, welches, sowie die übrigen Schriften, ununterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten" (2 Petri 3, 16). Obendrein scheint die Uneinigkeit der protestantischen Theologen sowohl bei Entscheidung der Frage, was zur Heiligen

Schrift gehöre, als wie die einzelnen Stellen derselben erklärt werden müßten, nicht eben sehr dafür zu sprechen, daß die Bibel für einen jeden leicht verständlich sei, und daß man daher eines von Christus gesetzten Lehramtes entrathen könne.

Indes Luther mußte nun einmal Tradition und Lehramt verwerfen, um mit seiner neuen Lehre durchzukommen. Und der Grundsatz von der Alleinberechtigung der Heiligen Schrift und der Unzuverlässigkeit von Tradition und Lehramt mußte das Fundament des ganzen Protestantismus werden; denn durch Zulassung dieser beiden Autoritäten hätte er sofort sich selbst gerichtet. Aber freilich wurden Logik und Consequenz damit zu Grabe getragen. Consequenz ist einzig im Katholicismus zu suchen und einigermaßen im vollständigen, alles Christenthum läugnenden Unglauben, in diesem aber nur eine Consequenz des vollsten Truges. Der gläubige Protestantismus dagegen ist Halbheit und Inconsequenz bis in sein innerstes Mark und bis in sein tiefstes Fundament. Denn einerseits beruht er ganz und gar, wie er leibt und lebt, auf der Tradition, die ihm die Bibel gegeben und ihm sagt, welche Bücher echt, welche Bücher von Gott inspirirt seien; andererseits verwirft er die Tradition als nicht zuverlässig genug, um sich in Glaubenssachen auf sie zu stützen, nämlich sobald es sich handelt um Begründung specifisch katholischer Dogmen, wie der Messe, des Fegfeuers, der Priesterweihe, der letzten Oelung u. s. w.

Sollen wir dieses Verfahren plastisch veranschaulichen, so möchten wir uns folgenden Vergleiches bedienen: Ein Mann, welcher jahrelang in Ruhe und Frieden das erste und zweite Stockwerk seines Hauses bewohnt hat, geräth plötzlich auf den Gedanken, eine unterirdische Quelle unter dem ersten Stock könne diesen unterwühlen und zusammenstürzen machen. Voll Sorge für sein Leben bewohnt er

alſo nur noch das zweite Stockwerk, ohne zu bedenken, daß, wenn die untere Etage einſtürzt, die obere ſchwerlich in der Luft wird ſchweben bleiben. Machen wir die Anwendung! Das erſte Stockwerk iſt die Tradition, das zweite die Heilige Schrift. So wenigſtens für unſer Erkennen. Denn die Heilige Schrift hat für uns Feſtigkeit, gilt für uns als Gottes Wort nur auf Grund der Tradition. Die Proteſtanten haben nun das untere Stockwerk (die Tradition) für unzuverläſſig erklärt, errichten aber trotzdem ihr ganzes religiöſes Gebäude in der zweiten Etage, als wären ſie ohne Tradition ſicher, Gottes Wort in jenen Schriften zu beſitzen, welche man auf Grund der Ueberlieferung als Heilige Schrift bezeichnet: alſo machen ſie es vollſtändig wie jener Mann, der in der zweiten Etage Sicherheit ſucht, wenn die erſte zuſammenbricht. Oder ſollen wir einen kürzern und derbern, freilich ſchon oft gebrauchten Vergleich bringen, ſo ſagen wir: Durch Verwerfung der Tradition ſägen die Proteſtanten den Aſt ab, auf welchem ſie mit der Heiligen Schrift ſitzen.

Hartmann, der Philoſoph „des Unbewußten", welcher dem geſamten Chriſtenthum fernſteht, ſagt von dieſem Verfahren: „Die Reformatoren merkten es gar nicht, daß ihr Glaube an die Unfehlbarkeit der canoniſchen Schriften, den ſie mit der Muttermilch eingeſogen hatten, ganz ausſchließlich auf dem Glauben an die ihn bezeugende Unfehlbarkeit der Kirche und der kirchlichen Tradition beruhe."[1]

Hiermit lag denn vor meinen Augen das poſitive, das gläubige Lutherthum in Trümmern, einem Kartenhaus gleich, welches fiel, ſobald es jemand in den Sinn kam, ernſtlich gegen dasſelbe zu blaſen! Der chriſtenthumsfeindliche Rationalismus mochte Luther auch ferner wegen ſeiner negativen,

[1] v. Hartmann, Selbſtzerſetzung des Chriſtenthums S. 9.

seiner zerstörenden Thätigkeit als seinen Heros feiern; mir, der ich im Lutherthum das positive, das reine, unverfälschte Christenthum gesucht, war dasselbe nach solchen Entdeckungen für immer eine abgethane Sache. Die katholische Kirche dagegen stand in nie geahnter Größe vor meinen Augen; denn wie makellos mußte ihre Lehre sein, wenn ihre Feinde, um sie zu bekämpfen, zu solchen Entstellungen, zu solch grundlosen und absurden Behauptungen schreiten mußten! Ich zweifelte kaum mehr, daß sie die echte Kirche Jesu Christi, die rechtmäßige Lehrerin aller Völker sei; mein Uebertritt zu ihr war wenige Tage, nachdem Möhlers Symbolik in meine Hände gefallen — vorläufig wenigstens, bis nicht bei eingehendern Studien Möhler widerlegt wäre — beschlossene Sache.

VIII.

Festigung und Ausbau.

Was ich von frühester Jugend, gestützt auf die Autorität meiner Lehrer, nicht auf Grund eigener, freier Forschung in der Heiligen Schrift, wie ich als Protestant hätte thun sollen, geglaubt, das hatte sich als Irrthum erwiesen. Um so mehr war ich daher zu Vorsicht genöthigt, um bei meiner neuen Entdeckung nicht abermals einer Täuschung anheimzufallen. Das bloße Lesen und Studiren von Möhlers Symbolik und der in derselben abgedruckten Quellentexte durfte nicht genügen. Ich mußte *erstens* die Quellen selbst zur Hand nehmen und *zweitens* hören, was von protestantischer Seite auf Möhler geantwortet wurde.

So holte ich mir denn von der Münchener Staatsbibliothek eine Zusammenstellung aller symbolischen Schriften der Protestanten und las sie durch von Anfang bis zu Ende; insbesondere die Augsburger Confession mit der Antwort von katholischer Seite; Melanchthons Replik in der Apologie; die Schmalkaldener Artikel und die Concordienformel. Aber auf Schritt und Tritt fand ich das früher gewonnene Ergebniß bestätigt, das Ergebniß, daß dieser religiöse Rechtsstreit durchaus gegen die Neuerer und zu Gunsten der alten Kirche entschieden werden müsse.

Nun sah ich mich um nach sämtlichen protestantischen Entgegnungen auf Möhler. Nitzsch und Marheineke, welche mehr vom Standpunkt des gläubigen Protestantismus ausgingen, waren bald erledigt; sie konnten sich ebensowenig wie Luther aus den logischen Widersprüchen ihrer Stellung herauswinden. Mehr Berücksichtigung verlangte der Tübinger Professor Baur, welcher, weil radicaler, auch weniger den Halbheiten der andern ausgesetzt war. Sein Buch beschäftigte mich nach mehreren Monaten noch, und ich griff zur Feder, um mir schriftlich über alles die strengste Rechenschaft zu geben. Baur ist meines Wissens auch der einzige, welchen Möhler in seinen „Neuen Gegensätzen" einer eingehenden Erwiderung gewürdigt hat.

Für mich blieb es nach alledem beim frühern Ergebniß: das Lutherthum war eine unrettbar verlorene Sache, und eher hätte man mich vermögen können, am Christenthum überhaupt, ja mit Kant an jeglicher Gewißheit zu verzweifeln, als ferner zu den Widersprüchen des Protestantismus zurückzukehren. Ich würde aus der lutherischen Kirche ausgetreten sein, auch wenn ich der katholischen mich nicht hätte anschließen wollen. Der Protestantismus war und blieb für mich eben das zerfallene Kartenhaus!

Mit der Erkenntniß von der Unechtheit des protestantischen

Christenthums mußten vor und nach, wenn auch theilweise erst im Verlauf der spätern Zeit, die alten Ideale fallen, Glasperlen vergleichbar, die bisher als Edelsteine galten, nun aber als unecht entlarvt und fortgethan werden.

Luther hatte mir gegolten als der Mann Gottes, der heiligmäßige, große Reformator, die Perle Deutschlands, der Wiederhersteller des reinen Christenthums. Jetzt verwandelte er sich in einen Sectenstifter, ähnlich wie Arius und Pelagius, Hus und Ronge, deren Schöpfungen eine Zeitlang die Kirche Christi anfechten, bald aber in das Bereich der Antiquitäten dahinsinken, während die Kirche Christi, mit ihrem Nachfolger des hl. Petrus an der Spitze, ruhig bis zum jüngsten Gericht ihre göttliche Sendung verfolgt. Ich sah, daß Luther, wenn auch mit herrlichen Gaben einer populären Beredsamkeit ausgerüstet, diese mißbrauchte, Deutschland und die Kirche, soviel an ihm lag, zu verderben, daß er in sittlicher Beziehung nicht eben höher stand, als seine Collegen Calvin, Zwingli und Heinrich VIII.

Ulrich von Hutten hatte mir gegolten als der edle Ritter, welcher Schwert und Feder gleich tüchtig zu führen verstand. Jetzt erkannte ich in ihm den feilen Wüstling, welcher, zu jeder Schandthat bereit, als Schmarotzer sich umhertrieb.

Elisabeth von England war mir die hehre jungfräuliche Königin gewesen. Jetzt erkannte ich in ihr eine unverheiratete Dame, die ihre weibliche Ehre mit Füßen trat, an Grausamkeit aber in Verfolgung der Kirche mit einem Nero wetteiferte.

Gustav Wasa war mir jener reine, edle nordische Held gewesen. Er ward nunmehr ein doppelzüngiger, grausamer, gemeiner Charakter.

Gustav Adolf hatte mir gegolten als der Heldenkönig voll Gottesglauben, als der Befreier Deutschlands vom Joche

des Papstthums. Bei näherer Betrachtung blieb von ihm nur der ehrgeizige Eroberer, welcher die Religion als Deckmantel benutzte für Erreichung seiner politischen Pläne, welcher sich, von Frankreich bezahlt, mit den Rebellen Deutschlands verband gegen deren rechtmäßigen Kaiser und einen Krieg führte, welcher Deutschland für lange Zeit in das gräßlichste Elend und die schmählichste Erniedrigung stürzte.

Ein befreundeter Protestant, mit dem ich viele Jahre später gelegentlich in ein Gespräch über derartige Gegenstände gerieth, erklärte mir staunend: „Aber du stellst ja alles auf den Kopf, was wir von Jugend auf gehört haben!" — „Freilich!" entgegnete ich; „denn von Jugend auf hat man uns mit historischen Fälschungen genährt."

Natürlich entrollte sich mir der wahre Charakter der sogen. Reformation und ihrer gepriesenen Heroen nicht mit einem Schlage. Je mehr ich indes während der folgenden Jahre mich mit derartigen Fragen beschäftigte, um so mehr gewann die katholische Kirche in meinen Augen und sanken jene falschen Größen in den Staub. Ich muß gestehen, selbst noch die spätern Veröffentlichungen von Janssen und Evers zeigten mir abermals, daß das Bild, welches ich von der sogen. Reformation mir entworfen hatte, noch immer nicht schwarz genug war, um vollständig der Wahrheit zu entsprechen.

Etwaige protestantische Leser werden diese Aeußerungen für übertrieben erachten und Beweise fordern. Daher scheint es mir am Platze, wenigstens in betreff der Persönlichkeit Luthers einige Belege zu bringen, um einen jeden urtheilen zu lassen, ob Luther der geeignete Gottesmann war, berufen, als auserlesenes Rüstzeug in der Hand der Vorsehung die Kirche Jesu Christi zu reformiren. Wer Ausführlicheres über diesen Gegenstand wünscht, möge den zweiten Band von Janssens berühmtem Geschichtswerke zur Hand

nehmen oder die Conversionsschrift des ehemaligen orthodox-lutherischen Predigers Evers[1], oder die „Briefe aus Hamburg“ (3. Aufl., Berlin 1886). Ehe ich jedoch auf die Persönlichkeit Luthers näher eingehe, sehe ich mich durch verschiedene Angriffe, welche sich gegen meine Besprechung Luthers in den frühern Auflagen dieser Schrift richteten, veranlaßt, dieser Besprechung nunmehr einige Bemerkungen vorauszusenden.

Man schien verletzt, daß die Persönlichkeit Luthers öffentlich bloßgestellt war. — Hiervon unten ein mehreres. Einstweilen die Bemerkung, daß alle Geschichtschreibung aufhören würde, wenn historische Persönlichkeiten von der Bedeutung eines Luther nicht mehr in ihrem wahren Lichte gezeigt werden dürften.

Man glaubte, so schien es, ich wolle fast ausschließlich aus der Persönlichkeit Luthers mein Urtheil gegen den Protestantismus begründen. — Das ist nicht der Fall; denn mein Urtheil war, wie oben gezeigt, aus sachlichen Gründen bereits gefällt. Als Bestätigung konnte freilich die Persönlichkeit Luthers dienen, nach dem Grundsatz, daß die Frucht dem Baume zu entsprechen pflegt. Die katholische Kirche ist nicht das Werk dieses oder jenes aus der langen Reihe der 260 Päpste, aber die „Reformation“ war an erster Stelle das Werk des Wittenberger „Reformators“.

Man hat mir gegenüber die Beweiskraft der angeführten Stellen zu schwächen gesucht durch folgende Behauptungen:

---

[1] Evers, Katholisch oder protestantisch? (3. Aufl., Hildesheim 1881.) — Der Verfasser beschäftigt sich in dieser Schrift ganz vorherrschend mit Luther und hat namentlich auch dessen vertrauliche Privatcorrespondenz sorgfältig studirt, ein Studium, welches ihn dahin führte, seine Stellung als lutherischer Prediger aufzugeben und unter den größten Opfern für sich und seine Familie „nach Rom zu gehen“.

„Luthers reiner Charakter und tadelloser Lebenswandel steht historisch klar und unanfechtbar fest; seine kräftigen Ausdrücke sind aber lediglich auf den damaligen Zeitgeist und Sprachgebrauch zurückzuführen und müssen im Zusammenhange gelesen werden, nicht mit der Absicht, zu verleumden, sondern mit der Bitte um Erleuchtung. Wenn Luther bekennt, gegen alle Gebote gesündigt zu haben, so ist dieses eben die Folge seiner Demuth und seines feinfühlenden Gewissens, welches auch Gedankensünden als wirkliche Sünden anerkennt und mit Paulus sich den vornehmsten aller Sünder nennt."

Wir warnen somit den Leser zum voraus vor uns selbst und bitten ihn, alle Aeußerungen Luthers, wenn es ihm möglich ist, aus dessen Demuth, aus dem Zeitgeist und dem Sprachgebrauch zu erklären.

Nunmehr also zur Sache! — Ich frage: War Dr. Martin Luther die geeignete Persönlichkeit, um die angeblich entartete Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen?

1. Als erstes Erforderniß für einen so göttlichen Beruf, wie der eines Reformators ist, erkennen wir die Demuth; denn „Gott widersteht den Hoffärtigen; den Demüthigen aber gibt er Gnade"!

Wie stand es in dieser Beziehung mit Luther? Er selbst schreibt: „Ich hab meine Lehre von Gottes Gnaden nicht allein vom Himmel erlanget, sondern auch für einem erhalten, der mehr vermag in seinem kleinen Finger, denn 1000 Päpste, Könige, Fürsten und Doctores" (Luthers Werke, Erl. Ausg. XXVIII, 343 ff.). „Denn sintemalen ich ihr gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel, wie St. Paulus (Gal. 1, 18) schreibt, Richter sein, daß wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden" (Erl. Ausg. XXVIII, 143). „Also kann ich kurzum auch nichts hören

noch leiden, das meiner Lehr entgegen ist" (Walch VIII, 1973 ff.). „Die ganze Welt", meint Luther, „sei nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen; ja, Maria und alle Heiligen im Himmel würden ihm, wenn sie auf Erden wären, die Hände unter die Füße legen" (Jen. Ausg. III, 363; vergl. „Briefe aus Hamburg" S. 711).

Vielleicht ist man versucht, in diesen Aeußerungen nur den Ausdruck einer freudigen Glaubensfestigkeit zu erblicken. Allein die echte Glaubensfestigkeit spricht bescheidener, und wie es in Wahrheit mit dieser gepriesenen Glaubensfestigkeit des Wittenberger Evangelisten stand, zeigen folgende vertrauliche Aeußerungen desselben: „Ich glaube, daß St. Paulus selber nicht hat so stark können glauben, als er davon geredet. Ich wahrlich kann's auch so stark leider nicht glauben, als ich davon predigen, reden, schreiben kann, und wie andere Leute von mir wohl denken, daß ich so fest glaube" (Walch XXII, 202). „Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einig stärkest Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie wenn du irrtest und so viel Leute in Irrtumb verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden" (Walch XIX, 1305)? In der That: Luther hatte wohl Grund, einiges Mißtrauen in seine Gelehrsamkeit und somit in seine Lehre zu setzen! Denn von seinem Hauptwerk, der Bibelübersetzung, erklärte der bekannte Protestant Ritter von Bunsen, sie sei „die ungenaueste" und „dreitausend Stellen derselben bedürften der Berichtigung"[1].

Daß Luther trotzdem sich selbst vielfach einen Evangelisten nannte und mit einem Heiligenschein abbilden ließ, ist bekannt.

---

[1] Janssen, An meine Kritiker S. 63.

2. Das zweite Erforderniß für einen Mann, welcher von Gott berufen wird, um Großes für die Kirche und das Heil der Menschen zu vollbringen, ist eine glühende Nächstenliebe und ein brennender Eifer für das Heil der Seelen, ein Eifer, welcher, wie Gott, „nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe“?

Wie stand es in dieser Hinsicht mit Luther? Derselbe erklärt: „So sage ich, Doctor Martinus Luther, unsers Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, daß diesen Artikel sollen lassen stehen und bleiben der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der tartarische Kaiser, der Persen Kaiser, der Pabst, alle Cardinäl, Bischoffe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, Könige, Fürsten, Herrn, alle Welt samt allen Teufeln, und sollen das hölliſche Feuer zu haben auf ihren Kopf und keinen Dank dazu. Das sei mein, Doctor Luthers, Endsprechen vom Heiligen Geist, und das rechte heilige Evangelium“ (Erl. Ausg. XXV, 76). „Darnach sollte man ihn selbst, den Pabst, Cardinäl, und was seiner Abgötterei und päbstlichen Heiligkeit Gesind ist, nehmen und ihnen als Gottesläſterern die Zungen hinten zum Hals herausreißen und an den Galgen annageln an der Reihe her“ (De Wette XXVI, 155; vergl. Evers S. 106. 321. 330. 333). An einer andern Stelle (Op. lat. II, 107) fordert der „Evangelist Jesu Christi“ auf, man solle sich die Hände im Blute der Päpste waschen. Daß der Papst der Antichrist sei, versichert er uns in den Schmalkaldener Artikeln und erhob hierdurch diesen Satz sogar zum Dogma der lutherischen Kirche. Seine Gegner beehrt er mit Titeln wie: „Wölfe“, „Bluthunde“, „Teufel“, „blutdürstige Tyrannen“, „Unflath und Rotz am Aermel“, „mörderische und blutgierige Papisten“; den Papst nennt er „Rattenkönig“, „Papsteſel“, „Teufelskopf“, „den hölliſchen Vater zu Rom“, die Cardinäle „Rattengeschmeiß“,

den Kaiser einen „armen sterblichen Madensack", Kaiser und Fürsten „tolle, thörichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren". Die gemeinern Ausdrücke Luthers wollen wir dem Leser ersparen (vergl. z. B. Evers S. 94. 100. 288. 384).

Das Urtheil Luthers über Herzog Georg von Sachsen lautet: „Doct. Mart. Luther sagt für bestendig und gewis, das H. G. nicht allein geistlich, sondern auch leiblich vom Teufel besessen sei, und das er nicht vor seinem Ende, sondern vor seinem Verderben, das nu mehr nah ist, so toll und rasend sei, derhalben auch nicht zu hoffen, das er sich bekehre und Buße thue, derhalben auch nicht für ihn sondern wider ihn zu beten, das Gott endlich diese Landplage von der Welt neme und stürze sie in Abgrund der Helle. Der Bapst . . . hat sich niemals beflissen, über ir [der Leute] Gewissen zu herrschen, noch dieselbigen zu erforschen"; der Herzog aber habe solches gethan (Jenaer Ausg. von 1568, Bd. VI, S. 5. 6 „aller Bücher und Schrifften des theuren seligen Mans Gottes, Doctoris Martini Lutheri").

3. Der wahre Apostel Jesu Christi soll ferner einen unauslöschlichen Haß gegen die Sünde im Herzen tragen. Wie Luther in dieser Beziehung dachte, zeigen folgende Aeußerungen: „Was ist das [d. h. nach dem Zusammenhange: was schadet's], daß wir eine frische Sünde thun? So wir [nur] nicht so bald verzweifeln, sondern gedenken: ach Gott, du lebst noch; Christus, mein Herr, ist Zerstörer der Sünde: so bald ist die Sünde davon" (Evers S. 156). Daher gab Luther den Rath, nur tapfer drauf los zu sündigen, aber um so tapferer auch zu glauben. So machte ihn seine Glaubenstheorie nicht verlegen in der Wahl der Mittel gegen jene, welche er im Irrthum glaubte. „Wir hier", schreibt er an Lange am 18. August 1520, „sind überzeugt, daß das Papstthum der Sitz des wahren und leibhaftigen Antichrists ist, und glauben, daß gegen dessen Tücke und Schlechtigkeit um des Heils der

Seelen willen uns alles erlaubt ist" (De Wette I, 478). Und nach dieser Lehre handelte der Mann. Denn um dieselbe Zeit, in der er gegen den „Antichrist" donnerte, schrieb er an Papst Leo X.: „Daher, seligster Vater, werfe ich mich nieder zu den Füßen Deiner Seligkeit und bringe mich mit allem, was ich bin und habe, Dir dar: belebe, tödte, rufe, widerrufe, billige, verwirf nach Deinem Gefallen. Deine Stimme erkenne ich an als die Stimme Christi, der in Dir wohnt" (Evers S. 118; vergl. S. 109 ff. 119. 138. 141).

Dies ganze Treiben mochte in den spätern Jahren das Gewissen Luthers doch ein wenig beunruhigen. In der That machten ihm diese Gedanken, die er für Anfechtungen des Satans hielt, eine wahre Höllenpein. Und wie suchte er ihrer ledig zu werden? „So oft dich der Teufel mit derartigen Gedanken quält, nämlich mit den Anklagen von Sünden, dann suche die Unterhaltung der Menschen auf, oder trinke reichlicher, oder scherze, treib Muthwillen oder thue irgend einen lustigen Streich. Man muß je zuweilen reichlich trinken, spielen, Muthwillen treiben, und so sehr irgend eine Sünde thun in Verachtung und Haß des Teufels" [De Wette IV, 188]. „Jeder, der jene satanischen Gedanken [die Gewissensbisse] durch andere Gedanken, wie an ein schönes Mädchen, durch Geiz, Trunkenheit 2c. vertreiben kann oder durch einen heftigen Zornaffect, dem rathe ich dazu" (Colloquia II, 2256). „O wenn ich doch eine ganz besondere Sünde namhaft machen könnte, bloß um den Teufel damit zu verspotten und ihm begreiflich zu machen, daß ich keine Sünde anerkenne und mir keiner Sünde bewußt bin. Ueberhaupt müssen wir", sagt er, „den ganzen Dekalog [d. h. die zehn Gebote Gottes] aus den Augen setzen und aus dem Herzen fortschaffen, wir, sage ich, die uns der Teufel also sucht und quält" (De Wette IV, 188). Sonderbare Moral für einen Reformator der Kirche!

4. Es gibt eine Tugend, deren Symbol die Lilie ist. Es ist die Tugend der Engel, die heilige jungfräuliche Reinheit. Sie ist die Zierde der Lieblinge Christi. Von einer jungfräulichen Mutter wollte Jesus geboren werden; Johannes, der jungfräuliche Evangelist, war sein Lieblingsjünger; Paulus aber, der Völkerapostel, pries den ehelosen Stand mit den schönen Worten: „Wer kein Weib hat, sorgt nur für das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge. Wer aber ein Weib hat, sorgt für das, was der Welt ist, wie er dem Weibe gefallen möge, und er ist getheilt" (1 Kor. 7, 32. 33).

Von einem Manne, welcher, wie Luther, die ganze Kirche regeneriren, zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen wollte, erwartet man, daß er sich, einem hl. Johannes und Paulus gleich, nicht mit Ehestandssorgen belaste. Luther entsprach bekanntlich dieser Erwartung nicht. Aber Eines müssen wir zum wenigsten von dem Verkündiger des neuen Evangeliums verlangen, daß er jene groben Verirrungen meide, welche selbst den einfachen Seelsorger in seiner Gemeinde unmöglich machen. Hat er sie gemieden?

Luther hatte Gott ewige Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobt. Daß er diese Gelübde nicht hielt, weiß man, sowie daß er zahlreiche Ordensmänner und Ordensfrauen zu einer gleichen Untreue gegen ihren heiligen Beruf verleitete. Doch er ließ es sich ferner angelegen sein, er, ein unverheirateter Mann, solch ausgesprungene Nonnen in großer Zahl bei sich zu beherbergen. „Er ist", schreibt Melanchthon von ihm, „ein äußerst leichtsinniger (εὐχερής) Mensch, und die Nonnen haben ihn mit allen möglichen Nachstellungen an sich gezogen. Vielleicht hätte das viele Zusammensein mit den Nonnen auch einen edlen und hochsinnigen Mann verweichlicht oder auch entzündet. Auf diese Weise scheint er hereingefallen zu sein in den unzeitigen Standeswechsel [die

Verbindung mit Katharina] ... Zudem hoffe ich auch, dies Leben werde ihn achtbarer [σεμνότερον] machen, so daß er auch ablege die β . . λ . . ίαν [βδελυρίαν? Liederlichkeit], deretwegen wir ihn oft tadelten."[1] Luther selbst schildert seine Lebensweise in noch stärkern Farben und fügt hinzu: „Denn drei Weiber habe ich zugleich gehabt und habe sie so heftig geliebt, daß ich zwei verloren habe, welche andere Bräutigämer erhalten werden. Die dritte halte ich kaum mit dem linken Arm, und auch diese selbst mag mir vielleicht noch vor der Nase weggeschnappt werden" (De Wette II, 646). Wollte man diese Stelle auch nur als einen dummen Scherz betrachten, so wirft sie doch ein eigenthümliches Licht auf den Charakter Luthers.

---

[1] Bei dieser Stelle, welche die Frankfurter Broschüren auf Grund von Janssen und Evers brachten, glaubte man, glücklich einmal eine Ungenauigkeit oder gar eine Fälschung entdeckt zu haben.

Der protestantische „Reichsbote", das Blatt des Oberhofpredigers Stöcker (Nr. 88 Beilage, Sonnabend den 15. April 1882), bringt nämlich den Wortlaut des Briefes Melanchthons an Camerarius vom 24. Juli 1525 mit dem Bemerken: „zu lesen griechisch und lateinisch im Corp. Reform. I. S. 753 ff."; und dieser Wortlaut weicht allerdings bedeutend von jenem ab, welchen Evers bringt. Also eine Fälschung? — Freilich! Aber nicht von seiten der katholischen Schriftsteller, sondern von seiten des Protestanten Camerarius, an welchen der Brief gerichtet war. Denn Melanchthons Originalbrief, um welchen es sich handelt, ist in der Chigischen Bibliothek zu Rom wieder aufgefunden und 1876 in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie S. 601 ff. veröffentlicht (worauf Evers S. 60 sich ausdrücklich beruft). Das Melanchthonsche Original zeigt noch die von Camerarius' Hand mit rother Tinte beigefügten Correcturen und Durchstreichungen („Deutsche Reichszeitung" vom 20. April 1882, Nr. 108). — Vgl. Briefe aus Hamburg S. 251—256.

Was läge übrigens daran, wenn aus den hundert compromittirenden Stellen eine entkräftet wäre? Es ließe sich sofort ein Dutzend anderer Stellen bringen, ihren Platz einzunehmen.

Seine Ehe mit Katharina Bora hat Luther wohl kaum für eine wirkliche Ehe gehalten. Luther wußte ja, daß diese Ehe nicht bloß nach kirchlichem, sondern auch nach damaligem weltlichem Rechte null und nichtig war, und das weltliche Recht hielt er in Ehesachen für maßgebend, soweit er überhaupt außer sich selbst etwas als maßgebend anerkannte. Das gemeine Wort, mit welchem er die Katharina bezeichnet (De Wette III, 9) und welches wir hier nicht wiedergeben wollen, deutet auf etwas ganz anderes als auf eine rechtmäßige Ehefrau; vielleicht bezieht es sich indes nur auf sein Verhältniß zu ihr vor der „Verheiratung".

Solcher Praxis mußte natürlich eine neue Theorie in Ehesachen entsprechen. Daher erklärte Luther die Vielweiberei für erlaubt, ließ bekanntlich dem Landgrafen Philipp von Hessen wegen seiner großen Verdienste um das „Evangelium" neben der ersten noch eine zweite Frau antrauen und empfahl für gewisse Fälle den Ehebruch (Janssen, An meine Kritiker S. 199. Evers S. 414—417). — Während seine Lehre von der Vielweiberei glücklicherweise in Deutschland nur selten officielle Sanction erhielt, ist die Wiederverheiratung Geschiedener gegen den klaren Wortlaut der Heiligen Schrift (Matth. 19, 9) bis auf den heutigen Tag im Protestantismus beibehalten.

Alles dies nun bitten wir den Leser, aus der Demuth Luthers, aus dem Sprachgebrauch und dem Geist jener Zeit zu erklären, von deren Gebetbüchern der Protestant Philipp Wackernagel sagt: „Man wird nicht leicht anderswo Gebete von dieser Innigkeit des Gefühls, dieser Erkenntniß menschlichen Elends und göttlichen Erbarmens finden und eine Sprache von so kindlicher Anmuth, so duftend von heiliger Einfalt und Schönheit." [1]

[1] Geschichte des deutschen Kirchenliedes I, 372 (bei Janssen, An meine Kritiker S. 36).

Georg Witzel, ein gelehrter Zeitgenosse Luthers, welcher anfangs der Neuerung zugefallen war, wandte sich, als er sah, wohin die Sache führe, zur alten Kirche zurück und schrieb in seiner im Jahr 1532 veröffentlichten „Apologia" u. a.: „Zum dritten habe ich gesehen, wer dieses Handels Author, Vorgänger und Meister, nämlich ein Mönch, und habe allerdings erkannt, daß wie derselbige Mönch diese seine Sache allein aufgebracht hat, also erhält, fördert und treibt er sie auch allein und nach seinem einzigen Hirn, macht und zerbricht, kehrt und verkehrt, sagt und widersagt, bekennt und läugnet, setzt auf und ab, alles allein, nach seinem Lust und Gefallen, wie er es seiner Sache am dienstlichsten, und der Kirche am Widersten zu seyn urtheilet. Ich will jetzt nicht melden, was ihn zu dieser Sache bewegt, auch nicht, was er hierin sucht; mag auch nicht rügen, was dieses Sektenmeisters eigenwilliger, unbeständiger, stolzer Kopf, blutdürstiges Herz und verderbliches Fürnehmen sey. Sein heiliges Leben und evangelisch Wesen ist ganz Deutschland bekannt, daß sogar die Kindlein davon erzählen." [1]

Bullinger, gleichfalls ein Zeitgenosse Luthers und einer der angesehensten neugläubigen Theologen der Schweiz, urtheilt auch nicht gerade so günstig über Luther wie die heutigen Protestanten. Er sagt über ihn: „Sein Schreiben ist mehrentheils nichts anderes denn ein Poltern und Schelten . . . er gibt flugs dem Teufel alle, die sich an ihn nicht gerade ergeben., So wird in allem seinen Schelten viel feindseligen Geistes, wenig freundlichen und väterlichen gespürt. . . . Es ist heiter am Tage und leider unläugbar, daß niemand je wüster, gröber und unziemlicher wider christliche Zucht und Bescheidenheit in Händeln des Glaubens

[1] Räß, Die Convertiten seit der Reformation I, 157. 158.

und großen und ernsthaften Sachen geschrieben habe denn Luther.“ [1]

Die Früchte derartiger Moral konnten nicht lange ausbleiben. „Gott weiß,“ schreibt Luther selbst, „wie es uns schmerzt, wenn wir hören müssen, es sei vor der Zeit, ehe das liebe Evangelium aufging, alles fein still und friedsam gewesen; nun aber, da es sich ins Volk verbreitet hat, werden alle Dinge zerrüttet, die ganze Welt bewegt und über den Haufen geworfen.“ „Zuvor, da man dem Teufel diente im Papstthum, da war jedermann barmherzig und milde.“ „Unsere Evangelischen werden jetzt siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster“ — bei einem solchen „Evangelium“ allerdings ganz begreiflich! [2]

Ein mir innig befreundeter Protestant, welchem ich die erste Auflage dieses Schriftchens übersandte, nahm sie mit herzlichem Wohlwollen entgegen, fügte indes folgende Bemerkung bei: „Einen Theil der Beweisführung gegen die lutherische Kirche stützest Du auf die ungünstige Charakterschilderung der Person Luthers. Ich liebe nicht, aus einer solchen allein so weittragende Schlüsse zu ziehen; überhaupt widerstrebt es mir, wenn ich Nachtheiliges von andern höre, demselben nachzugehen und es mir, soll ich sagen, zu nutze zu machen; ich sage mir dann lieber: Richte nicht, damit du nicht gerichtet werdest!“

Meine Antwort lautete etwa wie folgt: „Ueber das Innere richte ich nicht; ich werde mich vielmehr freuen, wenn Luther im Himmel ist. Aber soll ich über das Aeußere

[1] Vgl. Janssen, Zweites Wort S. 76.

[2] Vgl. Janssen, An meine Kritiker. Brief 33: Die religiöse Anarchie und die sittliche Verwilderung des Volkes. Desgl. Brief 36: Verfall des geistigen Lebens. — Evers S. 380—393.

nicht richten? — Gesetzt, Du bist Arzt und findest durch chemische Analyse, daß die gepriesenen und viel verkauften Geheimmittel eines andern Arztes Gift enthalten; wirst Du schweigen, um nicht zu richten? Oder wirst Du nicht vielmehr Deine Analyse veröffentlichen, um Hunderten Leben und Gesundheit zu erhalten? Gesetzt, man glaubt Deiner Analyse nicht; Du aber kannst jenem Manne aus seinen eigenen medicinischen Schriften die größten Schändlichkeiten nachweisen, welche ihm sein unverdientes Ansehen entziehen werden: wirst Du schweigen, um nicht zu richten?"

Nun gut! Luther ist ungleich gefährlicher als jener Arzt. Denn seine Lehre ist durchaus geeignet, Millionen in die ewigen Qualen der Hölle zu stürzen, schon aus dem einen Grunde, weil er dem Sünder das von Christus eingesetzte Bußsacrament vorenthält. Soll ich schweigen mit meiner theologischen Analyse? Soll ich schweigen über den wahren Charakter des angeblichen Reformators und Gottesmannes?

Nein! Wenn auch kein anderer Prüfstein für den moralischen Werth der „Reformation" bestände: der Charakter ihres Hauptagitators, der Charakter des Stifters des Lutherthums, der Charakter des Mönches, der eine Nonne „heiratete" und die Vielweiberei unter Christen zuließ, der Charakter dieses Mannes sollte genügen, um aus dem Baum auf die Frucht zu schließen.

Empört, daß man bis zum Mannesalter mir als Ideal ein solches Individuum vorgestellt, wandte ich mich mit Entrüstung ab von ihm und suchte mir reinere Ideale bei der ehrwürdigen Kirche unserer Väter, bei jener Kirche, die einen hl. Bonifatius erweckte, unsere heidnischen Vorfahren für Christus zu gewinnen, bei jener Kirche, welche Charaktere erzeugte, wie einen heiligen Papst Gregor VII. und einen Innocenz III.; bei jener Kirche, die eine hl. Elisabeth von Thüringen entflammte, eine Mutter der Armen zu werden,

die einen hl. Aloysius von Gonzaga, den „Engel im Fleische", die jene heiligen Schwestern Gertrud und Mechtild von Hackeborn erglühen ließ von Liebe zu Jesus Christus, von einer Liebe, kraft welcher sie Gott liebten aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften, aus ganzem Gemüthe und den Nächsten wie sich selbst!

IX.

Gelöste Räthsel.

Kehren wir jetzt zurück nach München! Das Studium der Symbolik Möhlers, der gegen dieselbe gerichteten Erwiderungen und der protestantischen symbolischen Schriften hatten mich also den wahren Charakter des Protestantismus erkennen lassen. Diese neue Entdeckung verbreitete Licht auch über verschiedene andere Fragen, die bisher wie ungelöste Räthsel vor mir standen.

Von Jugend auf in treuer Anhänglichkeit an Fürst und Thron, an die legitime Ordnung erzogen, mußte ich, wenigstens dunkel, ein unbehagliches Gefühl, einen ungelösten Mißklang empfinden bei dem Gedanken, daß das reine Evangelium, das ursprünglich echte Christenthum sollte wiederhergestellt sein auf dem Wege der Revolution. Ich meine hier nicht jene Rebellion auf politischem Gebiete, kraft welcher die religiöse Neuerung in Deutschland zur Durchführung kam; diese war augenscheinlich verwerflich, obgleich gerade jene an ihr kaum etwas auszusetzen finden, welche einem katholischen Orden den Grundsatz andichten, der Zweck heilige die Mittel. Ich meine, wie gesagt, nicht diese politische Revolution; denn

immerhin stand sie zur religiösen Neuerung mehr in äußerer, zufälliger Verbindung. Ich meine vielmehr jene Revolution auf dem kirchlichen Gebiete selbst, welche das innerste Wesen, das Herz des Protestantismus ausmacht.

Reformation und Revolution haben gemeinsam, daß beide auf Abstellung von Mißbräuchen gerichtet sind und in dem Zweck, den sie anstreben, berechtigt sein können; der Unterschied liegt in der Wahl der Mittel. Die Reformation beseitigt die Mißbräuche auf gesetzlichem Wege, also im Staat etwa durch Regierung und Kammern, in der Kirche durch die berufenen kirchlichen Obern. Die Revolution dagegen beseitigt die Mißbräuche in ungesetzlicher Weise, mit Umgehung oder Beseitigung jener Organe, welche zur Abstellung dieser Mißbräuche berufen sind. Nun sah ich aber, daß Luther zur Abstellung der angeblich oder wirklich vorhandenen Mißbräuche gar nicht berufen war: also konnte ich sein Vorgehen nur als ein revolutionäres betrachten.

Luther war zunächst nicht berufen auf *außerordentlichem* Wege durch unmittelbares Eingreifen Gottes. Denn wäre er es gewesen, so hätte wohl Gott in der Oekonomie seiner Heilsordnung die einstmalige Verderbniß der Kirche und das Erscheinen eines solchen Reformators vorherverkündet, damit man ihm gegen die vorhandene und von Gott geordnete kirchliche Obrigkeit Glauben schenke; ähnlich wie Gott durch Moses die später zu sendenden Propheten und insbesondere den Messias zum voraus ansagte. Wäre Luther in solcher Weise berufen gewesen, so hätte Gott vor allem den Wittenberger Professor mit der Gabe der Wunder und Weissagung zum Zweck seiner Beglaubigung ausgerüstet.

Luther war ferner nicht berufen auf dem Wege der *ordentlichen* Kirchenregierung. Wäre er Papst gewesen, so hätte er die ganze Kirche, wäre er Bischof gewesen, so hätte er sein Bisthum, wäre er Pfarrer gewesen, so hätte

er seine Pfarrei, wäre er Abt gewesen, so hätte er sein Kloster reformiren können. So aber war er nichts von alle dem und zum Reformiren daher nicht berufen. Man erwidert: Er war Doctor der Theologie und Universitätsprofessor. Aber was Luther that, blieb doch wahrlich innerhalb der Befugnisse eines solchen nicht stehen! Und selbst innerhalb der Schranken dieser Stellung hörte jegliche Vollmacht auf, sobald er von der rechtmäßigen Obrigkeit, wie dies geschah, seines Amtes entsetzt ward. Er mochte dann immerhin noch seine Beschwerden über kirchliche Mißbräuche bei den gesetzmäßigen Obern anbringen, wie der hl. Bernhard und andere hervorragende Männer es thaten. Aber die Brandfackel kirchlicher Empörung in die Massen schleudern, wie es von Luther geschah, konnte die Lage der Kirche nur zehnfach und hundertfach verschlimmern.

Nachdem ich nun anderweit gesehen, daß auf seiten der kirchlichen Behörden und gegen den Mönch von Wittenberg nicht bloß das legitime Recht, sondern auch die theologische Wahrheit stand, war ich herzlich froh, diese beiden Dinge nicht in Streit, sondern in schönstem Einklang zu finden.

Ein zweites Räthsel, dessen Lösung sich nunmehr von selbst ergab, gehörte in die Pragmatik der Geschichte.

Im Schulunterricht wie in den Lehrbüchern fand ich stets die Dreitheilung in alte, mittlere und neue Geschichte. Christus und sein Werk bildete, wenn auch nicht genau chronologisch, so doch der Idee nach, den Wendepunkt zwischen dem ersten und dem zweiten; Luther und sein Werk den Wendepunkt zwischen dem zweiten und dritten Zeitraum. Das stieß mich. Denn so sehr ich auch Luther verehrte, sah ich doch nicht, wie man im gewaltigen Drama der Weltgeschichte ihn gleichsam auf eine Linie setzen konnte mit dem menschgewordenen Sohne Gottes.

Jetzt war dieses Räthsel gelöst. Ich vertauschte die protestantische Dreitheilung mit der katholischen Zweitheilung. Schöpfung und Sündenfall bilden den Ausgangspunkt des Dramas und schürzen den Knoten. Gelöst wird er durch die Menschwerdung Christi und seinen Opfertod am Kreuze. Christus bildet den Mittelpunkt der Weltgeschichte. Was ihm vorausgeht, ist Vorbereitung; was ihm folgt, weitere Entfaltung seines Werkes. Im jüngsten Gericht und der darauffolgenden ewigen Glorie auf der einen, und der ewigen Verdammniß auf der andern Seite findet dasselbe dann seinen Abschluß. Für Martin Luther bleibt in diesem Drama nur die Stelle eines Häresiarchen, wie solche vom Völkerapostel vorhergesagt waren in den Worten (1 Kor. 11, 19): „Es müssen auch Irrlehren sein, damit die Bewährten unter euch offenbar werden."

Ein drittes Räthsel ward mir gelöst auf dem Gebiete der Kunstgeschichte.

Einem gläubigen Protestanten muß es räthselhaft erscheinen, daß gerade jene Zeit, welche vor allem unter den „Finsternissen des Papstthums" zu leiden hatte, eben die Zeit war, in welcher die herrlichen romanischen Dome von Speier, Bamberg und Laach, die wundersamen gotischen Kathedralen von Freiburg, Straßburg und Köln erstanden; daß hingegen seit dem 16. Jahrhundert das wiederhergestellte „reine" Christenthum nur Zwerghaftes im Kirchenbau leistete; daß der Protestantismus, wie später ein hochgestellter lutherischer Geistlicher mir offen erklärte, es überhaupt noch nicht zu irgend welchem eigenen Kirchenstil gebracht, und daß selbst bei den Katholiken seit jener Zeit der Kirchenbau zurückging.

Der katholische Kirchenstil setzt als selbstverständlich den Altar, auf welchem das heilige Meßopfer, der Mittelpunkt des katholischen Cultus, dargebracht wird, auch räumlich in

das Herz der Kirche. Um den Altar, um den Tabernakel herum, von welchem gleichsam der Pulsschlag ausgeht, gruppiren sich die übrigen gottesdienstlichen Handlungen. In der Messe selbst wird die Lection — häufig ein Abschnitt aus dem Alten Testamente — an der einen Seite des Altars gebetet. Der Priester geht alsdann am Tabernakel, in welchem Christus weilt, vorüber und kommt gleichsam zum Neuen Bunde, zur andern Seite des Altars, an welcher ein Abschnitt aus dem Evangelium gelesen wird. Die Predigt erscheint nur als die Auslegung dieses Abschnittes, also als untergeordneter Theil der Messe; daher steht der Prediger nicht in dem Mittelpunkt der Kirche, seine Kanzel befindet sich vielmehr fast stets an der Seite. Der Mittelpunkt bleibt für Christus selbst, der in der Wandlung, dem Haupttheil der Messe, als „Priester in Ewigkeit, nach der Weise des Melchisedech", täglich sein Kreuzesopfer in unblutiger Weise fortsetzt.

Die Protestanten haben das Opfer gestrichen und die Predigt zum Haupttheil des Cultus, ja fast zum einzigen Cultus gemacht, so daß alles übrige nur als Beiwerk erscheint. Darum sollte bei ihnen die Kanzel den Mittelpunkt der Kirche einnehmen. Aber weil sie einen eigenen Kirchenstil noch nicht finden konnten, sind sie inconsequenterweise fast allgemein bei der katholischen Gewohnheit geblieben, den Altar in die Mitte zu setzen, obgleich auf demselben Christus sich nicht mehr opfert. Aehnlich legt man im Kirchenrecht noch stets die päpstlichen Decretalen zu Grunde, obgleich Luther dieselben bereits vor mehr als drei Jahrhunderten feierlich verbrannt hat. Es ist eben leichter, zu zerstören, als Besseres an die Stelle zu setzen!

Auch dieses Räthsel von der Verkrüppelung des Kirchenstils unter der Herrschaft des neuen „Evangeliums" war mir nunmehr gelöst. Wenn der Protestantismus nicht das

vollendetste Christenthum, sondern nur eine Abirrung von demselben war, so ist es nicht auffallend, wenn seine Leistungen auf kirchlichem Gebiete so mangelhaft blieben.

Umgekehrt war es ganz natürlich, daß im Mittelalter so Großes geleistet wurde. Denn das Mittelalter war eben nicht jene Zeit geistiger Finsterniß, sondern die Zeit, in welcher das Christenthum, nach Ueberstehung der äußern Verfolgungen, nach Sittigung der rohen Völker des Abendlandes, zum erstenmal auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft frei und selbständig sich entfalten konnte; es war jene Zeit, in welcher ein hl. Thomas von Aquin die christliche Lehre zu dem Riesenbau seiner Summa theologica organisch ausgestaltete, jene Zeit, in welcher ein Dante seine Divina Commedia sang und die deutschen Meister die Riesenschöpfungen ihrer Dome ersannen.

Aehnliches wie für die Baukunst bezeugt uns für das Gebiet der Kirchenmusik der protestantische Professor Spitta (vergl. „Deutsche Rundschau" April 1882, S. 105 ff.). Er schreibt: „Wer die Entwicklung der Musik in der protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis zur Gegenwart studirt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine protestantische Kirchenmusik schon seit hundert Jahren nicht mehr besteht." Unter den Gründen dieser Erscheinung heißt es unter anderem: „Die Regellosigkeit und Willkür der protestantischen Liturgie gehört auch zu den Ursachen, an denen unsere Kirchenmusik zu Grunde gegangen ist" (Stimmen aus Maria-Laach 1882, Heft 5, S. 565. 566).

Die Häresie zerriß die katholische Einheit, ertödtete das kirchliche Leben und konnte daher nur Krüppelhaftes leisten. Kunst und Wissenschaft verfielen; der Dreißigjährige Krieg schleuderte Deutschland in die Roheit früherer Jahrhunderte zurück und verschlang die Hälfte seiner Bevölkerung durch Hunger und Elend. — Erst langsam, ganz langsam konnte

Deutschland sich wieder erholen, und mehr als ein Jahrhundert verging, ehe Dichter wie Goethe und Schiller erstanden, ehe jene Blüthe in der Geschichte und der Naturwissenschaft anbrach, welche wir heute bewundern. Aber diese Blüthe war nicht gewachsen auf dem Boden des Lutherthums; sie fußte weit mehr auf dem wieder erstandenen Heidenthum und dem modernen Materialismus. Wo sich Anklänge ans Christenthum hören ließen, sei es bei Goethe und Schiller oder in der romantischen Schule, da klangen diese Töne katholisch.

Was insbesondere Goethe und seinen Faust anlangt, so sah ich auch hier neues Licht. Wunderbar hatte mich stets jene Scene in der Kirche ergriffen, jenes mächtige „Dies irae"; durch Mark und Bein gingen mir die Worte:

„Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, adparebit,
Nil inultum remanebit."

Jetzt sah ich, daß diese Worte der katholischen Meßliturgie entnommen waren.

Klarheit verbreitete sich auch über den „Faust" als Ganzes. Faust, d. h. Goethe, war jener Titanengeist, der sich in der Glaubensrevolution des 16. Jahrhunderts losriß von der demüthigen Unterwerfung unter die Kirche Gottes und hierdurch in endlose Zweifel und rastloses, unstätes Umherirren gerieth. In der Wissenschaft sucht er den verlorenen Frieden wiederzufinden; aber vergebens. Er jammert:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr',

Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.“

Faust findet den Frieden nicht. Der stolze, ungebändigte Wissensdurst reißt ihn vielmehr mit sich fort an den Rand des Abgrundes und drückt ihm den Giftbecher in die Hand. Nur die Erinnerung an die Zeiten kindlichen Glaubens „zieht mit Gewalt das Glas von“ seinem „Munde“. Er möchte zurückkehren zum Glauben; allein sein Unglück ist, daß er diesen nicht sucht in demüthiger Unterwerfung unter die Kirche Gottes, sondern auf dem Wege des Protestantismus, in eigener, unabhängiger Bibelforschung. Ihn drängt's,

„Den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.“

Und wie gelingt dieser Versuch, außerhalb der Kirche, auf eigene Hand, zur trostvollen Gewißheit eines kindlichen Glaubens zu gelangen? Faust scheitert bereits am ersten Worte:

„Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort!‘
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: ‚Im Anfang war der Sinn.‘
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: ‚Im Anfang war die Kraft!‘
Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreib' getrost: ‚Im Anfang war die That!‘“

So irrt Faust durch alle möglichen Uebersetzungen des Wortes λόγος hindurch. Der Anschluß an Tradition und Autorität hätte ihm sofort den richtigen Sinn erschlossen und gesagt, daß jener Evangelist, welcher sich zur besondern Aufgabe gestellt, die Gottheit Jesu Christi, des ewigen „Wortes", darzuthun, natürlicherweise anheben mußte mit dem Ursprunge dieses λόγος, als des Wortes, welches der himmlische Vater zeugt von Ewigkeit her.

Stolz war die erste Versuchung des Faust, und er fiel. Zu ihm hatte Mephisto nun freien Zutritt, und Mephisto verstand es, ihn weiter zu treiben zum Fall in die niedrige Sinnlichkeit, und in diesem Fall reißt Faust das arme Gretchen mit sich fort, vom scheinbar unschuldigen, selbst edlen Verkehr bis tief zur Gemeinheit, zum Verbrechen. So folgte dem Glaubensabfall eines Theiles der Christenheit die furchtbarste Entsittlichung, wie Luther solche schon bei Lebzeiten beklagt; der andere Theil aber ward in Mitleidenschaft gezogen.

Doch Gretchen büßt ihr Verbrechen und wird gerettet, wird aufgenommen in die Chöre der Engel. Faust aber stürzt voran, um Befriedigung des Herzens zu finden. Er sucht sie, wie das vorige Jahrhundert, in der antiken Kunst, in der Vermählung mit Helena; er sucht sie in der Herrschsucht, in Riesenarbeiten, die er unternehmen läßt, ähnlich dem Materialismus unserer Tage. Aus dem Palast tretend spricht er:

„Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es ist die Menge, die mir fröhnet.

* * *

Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängt der unternomm'ne Graben."

Aber höhnend erwidert Mephisto bereits halblaut:

„Man spricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab."

Faust sinkt dahin und stirbt. Aber wie wenig Befriedigung er gefunden außerhalb Gott und außerhalb des Christenthums, hatte er selbst schon gestanden:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren.

* * *

Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick."

Faust sinkt dahin, und — Engel tragen sein „Unsterbliches" fort, fort in den Himmel. Im Himmel erblickt er „die eine Büßerin, sonst Gretchen genannt"; zu dieser aber spricht die „Mater gloriosa":

„Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach."

Das also war die Lösung des Dramas! Nach einem Leben voll Sünden, voll Verbrechen, voll Auflehnung gegen Gott gelangt Faust — in den Himmel! gelangt in den Himmel ohne jede Buße und Genugthuung! Gretchen durfte Buße thun; das that dem Altmeister Goethe nicht weh. Aber hätte Faust sich bekehren und Buße thun wollen, so mußte ja Goethe das Gleiche thun!

Also eines von beiden: Entweder mußte Goethe voll und ganz zum Christenthum zurückkehren, mußte katholisch werden, wie Gretchen es war, mußte seine Sünden aufrichtig bereuen und abbüßen, oder — Faust blieb nothwendig ein unvollendetes, unbefriedigendes Fragment; es sei denn, daß Goethe den Faust — damit aber auch sich selbst —, wie Mozart seinen Don Juan durch den steinernen Gast, so durch Mephisto hinabholen ließ zu den ewigen Qualen der Hölle.

X.

Innere und äußere Kämpfe.

Während ich so die Lichtstrahlen verfolgte, welche die Entdeckung auf religiösem Gebiete über die verschiedensten Fragen verbreitete, ruhte ich einst von der aufregenden, geistigen Thätigkeit und dachte an Vergangenheit und Zukunft. Da tauchte im Gedächtniß eine Scene wieder auf, an die ich kaum mehr gedacht hatte. In Mannheim besuchte ich von Heidelberg aus die Bälle und hatte dort ein junges Mädchen, Fräulein v. S., kennen gelernt, welche katholisch und in einem französischen Kloster erzogen war. Wir beide bewegten uns damals zum erstenmal in der großen Welt, fühlten uns aber einstweilen in derselben noch wenig heimisch; daher machte es sich von selbst, daß ich sie häufig zum Tanzen engagirte. Sie erzählte mir mit kindlicher Offenherzigkeit von ihren Gewissensangelegenheiten, z. B. daß sie leidenschaftlich gern das Theater besuche; indes habe sie jetzt das Gelübde gemacht, einige Jahre hindurch nicht hinzugehen. Eine solche Schlußfolgerung aus einer solchen Prämisse war mir nun freilich neu; übrigens sah ich daraus, daß sie die Religion nicht bloß als eine fromme Spielerei betrachtete, sondern daß sie dieselbe sehr praktisch nahm.

Eines Abends — es war, wenn ich mich recht entsinne, auf einem Ball beim Fürsten Radali — hatte ich sie zu Tisch geführt, und wir kamen bei dieser Gelegenheit auf religiöse Fragen zu sprechen. Etwas schelmisch spottete sie über mein Lutherthum; ich aber ließ das nicht hingehen, sondern bemerkte: „Ich habe so gut meine Religion wie Sie, gnädiges Fräulein. Protestant bin ich, aber ungläubig bin ich nicht!“

„Einerlei," entgegnete sie lächelnd, „ich hoffe, Sie werden noch einmal katholisch, und ich glaube es auch!"

Diese Scene also kam mir plötzlich in den Sinn, und sofort drängte sich der Gedanke auf: Gewiß hat sie für mich gebetet!

Des Gebetes hatte ich in der That bedurft und bedurfte desselben auch ferner, um nicht bloß zur Erkenntniß, sondern auch zum wirklichen Besitze der wahren Kirche und des vollen, unverstümmelten Christenthums zu gelangen.

Einstweilen war ich überglücklich über meine Entdeckung und vertraute dieselbe meinem Freunde H. aus Nürnberg. Dieser war katholisch, hatte sich aber mit theologischen Fragen weniger beschäftigt; auf meine Bitte las auch er Möhlers Symbolik, hatte große Freude an ihr und ging vollständig ein auf meine Ideen.

Es drängte mich indes, auch meinen Angehörigen den neuen Fund mitzutheilen, daher setzte ich denselben in einem langen Briefe einer meiner Schwestern auseinander. Es schien mir zweifellos, daß sie, daß alle meine Angehörigen, ja, daß alle gebildeten Protestanten sofort mir beitreten müßten, wenn sie nur Möhlers Symbolik läsen. Bei den Meinigen konnte ich um so eher auf Anklang rechnen, da sie in politischer Beziehung mehr als ich conservativ oder selbst reactionär gesinnt waren, also einer Rückkehr zur alten Kirche näher stehen mußten, während ich der neuern Zeit, z. B. dem Fortschritt in den Naturwissenschaften, mehr zu huldigen pflegte. Zugleich war keiner meiner Angehörigen dem gläubigen Lutherthum so energisch zugethan, wie ich es vor genauerer Kenntniß desselben gewesen. Noch ist mir deutlich der Platz erinnerlich, wo ich auf einem Spaziergange mit einer meiner Schwestern in ein Gespräch über die Persönlichkeit Luthers gerieth. Auch sie war für das Lutherthum, vielleicht mehr als die übrigen, eingenommen, meinte

aber dennoch, Luther hätte, wenn er auch den Cölibat aufhob, wenigstens nicht sich selbst verheiraten sollen. Ich nahm Luther in Schutz mit der Bemerkung: „Wenn die Ordensgelübde nichts waren als menschlicher Aberglaube, so mußte Luther in Beseitigung derselben mit seinem eigenen Beispiel vorangehen."

Bei dieser Lage der Dinge konnte ich also freilich einigermaßen auf Beifall rechnen.

Gerade war der Brief vollendet, da tritt mein Freund H. ein. Ich erzählte ihm von dem Briefe. „Schick ihn lieber nicht ab," meinte er, „ich glaube, es ist gerathener; man wird dir sonst viele Schwierigkeiten machen." Ich sah das nicht ein, dachte aber, besser fremdem Rathe folgen als dem eigenen, und legte den Brief beiseite. Später erfuhr ich zur Genüge, daß ich wohl daran gethan.

Die theologischen Studien wurden inzwischen fortgesetzt, und stets wieder, von welcher Seite ich auch die Sache betrachten mochte, blieb es sonnenklar, daß es mit dem ganzen Protestantismus nichts sei. Und doch wurde mir fast schwindelig bei diesem Resultat. Ich sollte also brechen mit meiner ganzen Vergangenheit! brechen mit den Traditionen meiner Familie! brechen gleichsam mit den letzten drei Jahrhunderten der Weltgeschichte! Ist denn nicht alles, so sprach ich zu mir, ist nicht alles, was du in den letzten Wochen gelesen, ein täuschender Traum? Geht es dir nicht wie so manchem jungen Protestanten, der, geblendet von dem reichen Ceremonienwesen des katholischen Cultus, auf einer Reise in den Süden das Lutherthum darangab und später bei ruhiger Ueberlegung seine Verirrung einsah? Ist's bei dir im Kopfe auch noch richtig?

In der That, fast hätte ich an meinem gesunden Verstande zu zweifeln begonnen, so unerhört neu war mir die gewonnene Erkenntniß. Und doch wieder: es waren

ja nicht, ich weiß nicht welche Ceremonien oder phantastisch berauschende Feierlichkeiten, welche meinen Entschluß zuwege gebracht; es war vielmehr die nüchternste, ganz prosaische Gedankenfolge, die sich, einem mathematischen Exempel gleich, abspann!

Dennoch glaubte ich, richtiger zu handeln, wenn ich die Ausführung des Uebertrittes verschöbe, meine Studien immer weiter fortsetzte, ja wenn ich, um alles Blendwerk zu vermeiden, München verließe, um in Göttingen, fern von allem katholischen Wesen, längere Zeit hindurch vollständig protestantische Luft einzuathmen.

Daher siedelte ich um Ostern 1853 nach Göttingen über. Wenn ich es hier auch für meine Aufgabe hielt, etwas mehr die juristischen Studien zu berücksichtigen, so erschien es doch als meine erste und wesentlichste Pflicht, über die Religion, über mein Verhältniß zu Gott, vollständig ins reine zu kommen. So nahmen denn die theologischen Studien ihren Fortgang; ich las unter anderm Stahls Werk über Staat und Kirche und holte mir von der Universitätsbibliothek, vielleicht zur Verwunderung des Bibliothekars, von welchem so alte Folianten wohl selten verlangt wurden, die Summa theologica des hl. Thomas von Aquin. In ihr fand ich eine Tiefe und Klarheit, die mir im Vergleich zu der modernen pantheistischen Philosophie erschien, wie der Kölner Dom gegenüber einem modernen Fabrikgebäude, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieses seinen praktischen Nutzen hat, während die ungläubige Philosophie nur dazu dient, die Köpfe zu verwirren, den Glauben an den persönlichen Gott zu zerstören und durch Untergrabung von Religion und Sittlichkeit das Wohl der menschlichen Gesellschaft für Zeit und Ewigkeit zu Grunde zu richten.

Das Ergebniß aller Studien war und blieb aber stets dasselbe: Mit dem Protestantismus ist es vorbei!

So war es des Forschens und Prüfens denn endlich genug und mehr als genug, und ich mußte übergehen zur Ausführung der klar erkannten Pflicht, dasjenige öffentlich vor den Menschen zu bekennen, was ich im Herzen längst als die einzig wahre Religion Jesu Christi erkannt hatte. Zugleich hatte sich mehr und mehr der weitere Entschluß ausgebildet, die Rechtswissenschaft aufzugeben und mich ganz dem Dienste Gottes und seiner Kirche im geistlichen Stande zu widmen.

Der erste Schritt zur Ausführung beider Entschlüsse mußte sein, daß ich dieselben zu Haus eröffnete, und hierzu boten die bevorstehenden Ferien im Herbst 1853 Gelegenheit. Indes ahnte ich doch allmählich den Widerstand, auf welchen ich stoßen würde, und mußte zum voraus meinen Kriegsplan machen. Den Berufswechsel, so schien mir, konnte ich als etwas Secundäres einstweilen auf sich beruhen lassen; was dagegen den Religionswechsel anging, so glaubte ich, nicht weiter zögern zu dürfen. Höchstens wollte ich nachgeben, daß ich noch einige Zeit, etwa in Bonn, zu fernerer Prüfung katholische und protestantische Theologie zugleich studirte.

Mit diesen Plänen verließ ich Göttingen, in der Absicht, nicht wieder dorthin zurückzukehren. Auf der Heimreise, die ich großentheils die Weser entlang zu Fuß machte, hatte ich allen Grund, meinem Schutzengel besonders dankbar zu sein. Einst übernachtete ich nämlich in einem einsam gelegenen Wirtshause, dessen Wirt zugleich Förster war. Ich war der einzige Gast. Ganz früh am Morgen, fast noch in der Nacht, erwache ich plötzlich und sehe den Förster vor meinem Bette stehen. Da er mich wachend sah, sagte er ganz devot und freundlich, er gehe in den Wald, wolle sich aber zuvor bei mir verabschieden. Ich verabschiedete ihn also und blieb ohne jeden Argwohn liegen. Erst nach

Jahren, als ich gelegentlich des Vorfalles wieder gedachte, schien es mir klar, daß der Wirt wohl andere Absichten gehabt haben müsse, als mir Adieu zu sagen, Absichten, die durch mein Erwachen vereitelt wurden; ich bedauerte, nicht gleich der nächsten Polizeibehörde Anzeige gemacht zu haben, dankte aber Gott, daß ich glücklich davonkam.

Zu Haus angelangt, wollte ich nicht sofort mein Vorhaben eröffnen. Aber man merkte leicht, daß eine vollständige Aenderung mit mir vorgegangen war. Die fieberhafte Aufregung, welche schon sechs Monate gedauert, das gleichzeitige Studium von Jurisprudenz und Theologie hatten mein Nervensystem stark angegriffen. Dabei sah ich die Scenen voraus, welche die Eröffnung herbeiführen würde, und ward niedergedrückt unter der beklemmenden Wucht dieses Gedankens. Endlich erklärte ich mich. Allein was ich gefürchtet, trat ein; es erfolgte eine furchtbare Bestürzung. Wäre ich mit der Eröffnung hervorgetreten, daß ich Schulden gemacht, oder daß ich mit allem kirchlichen Leben gebrochen, die Aufregung würde, so scheint mir, minder groß gewesen sein. Man hielt mich für krank; man schlug mir vor, zur Zerstreuung eine Reise in den skandinavischen Norden zu machen; kurz, es geschah alles, um mich von meinem Vorhaben abzuziehen. Was allein von Erfolg hätte sein können, nämlich, daß man meine Gründe widerlegt und mich von der Wahrheit des Protestantismus überzeugt hätte, das geschah nicht und konnte freilich auch nicht geschehen. Höchstens versuchte man etwa, den Katholicismus in meinen Augen herabzusetzen. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß Protestanten in der Controverse mit Katholiken fast immer negativ, nicht positiv zu Werke gehen; es kommt ihnen kaum jemals in den Sinn, den positiven Beweis für die Wahrheit ihres Bekenntnisses, also z. B. des Lutherthums oder der preußischen Union, zu erbringen. Ihre Darlegung beschränkt sich

vielmehr faſt immer darauf, die katholiſche Kirche ſei nicht die wahre Kirche, habe nicht das reine Chriſtenthum. Ein ſolches Vorgehen erinnert dann freilich an die Definition, welche Mephiſto von ſich ſelbſt gibt: „Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint.“

Als nun zu Hauſe alle Verſuche, mich umzuſtimmen, geſcheitert waren, ſchlug man vor, wir wollten gemeinſam eine Reiſe zu meinem Vormund, dem Bruder meiner Mutter, unternehmen. Dieſer war ein Mann von hohem Alter, reicher Erfahrung und gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung, dabei milde und wohlwollend. Dogmatiſche Controverſen liebte er nicht, ſchien aber, obwohl Proteſtant, den Katholicismus ebenſo hoch zu ſtellen wie den Proteſtantismus, denn er liebte das Ruhige, das Conſervative, das Althergebrachte. Hätte er im 16. Jahrhundert gelebt, ſchwerlich wäre er zu der Neuerung übergegangen; jetzt aber blieb er, was er war, Proteſtant, ſorgte indes, daß auf ſeinen Beſitzungen, die in einer katholiſchen Gegend lagen, die Crucifixe an den Wegen in gutem Stande erhalten wurden.

Zu ihm nun reiſten wir, und ſeine Erklärung mir gegenüber war kurz folgende: „Du weißt, wie ich über die katholiſche Kirche denke; ich habe nichts dagegen, daß du katholiſch wirſt. Aber gegenwärtig biſt du noch zu jung; es hat kein rechtes Anſehen, wenn ein Student auf der Univerſität die Religion wechſelt; ein derartiger Wechſel erfordert die Reife eines Mannes, wie dies bei Friedrich Leopold Stolberg der Fall war. Warte alſo wenigſtens, bis du das juriſtiſche Staatsexamen gemacht haſt.“

Dieſen Gründen konnte ich einige Berechtigung nicht abſprechen. Allerdings war ich in keiner Weiſe verpflichtet, zum Uebertritt die Erlaubniß von Eltern oder Vormund einzuholen, nicht einmal nach den Landesgeſetzen, welche nur das 14. Jahr für den freien Religionswechſel verlangten,

während ich bereits 21 Jahre zählte. Indes wollte ich jede nur irgendwie berechtigte Gegenvorstellung berücksichtigen, um später mir keinerlei Vorwürfe machen zu müssen; auch lag mir daran, soviel nur immer möglich den Uebertritt in Frieden und im Einverständniß mit den Meinigen, nicht im Zerwürfniß mit ihnen, zu vollziehen. Andererseits wieder schien es mir entsetzlich hart, in dem Zustande, in welchem ich war, mich auf das Examen vorbereiten zu sollen; denn die Forderungen, welche dort gestellt wurden, waren nicht gering und jedenfalls höher als für Erlangung des Doctorgrades; vielleicht der dritte Theil der Candidaten, oder auch noch mehr, pflegte durchzufallen. Bei mir aber waren die juristischen Studien seit Monaten in den Hintergrund getreten gegenüber den ungleich wichtigern Fragen, die mein innerstes Seelenheil betrafen; dazu war ich nervös abgespannt und ermattet. Und in diesem Zustande sollte ich die Fragen, von deren Beantwortung mein ewiges Heil abhing, in der Schwebe lassen? sollte selbst ohne sicheres geistiges Fundament gleichsam in der Luft schweben? sollte mich fast ausschließlich dem mir jetzt so fremden juristischen Studium zuwenden? Hätte man von mir verlangt, den Uebertritt hinauszuschieben, um zu gründlicherer Prüfung protestantische Theologie neben der katholischen zu studiren, ungleich leichter wäre ich darauf eingegangen. Aber die Religion während eines Jahres gleichsam beiseite setzen — das schien mir fast zu hart!

Endlich jedoch willigte ich ein, indem ich mein Gewissen, welches das sofortige öffentliche Bekenntniß der hinreichend klar erkannten Wahrheit zu fordern schien, mit der Erwägung beruhigte, daß ich den Aufschub zu noch eingehenderer Prüfung benutzen könne; ich willigte ein, aber nur unter der vertragsmäßigen Zusage meiner Angehörigen, daß ich nach überstandenem Examen keinerlei weitere Schwierigkeiten finden solle.

So reisten wir nach Hause zurück, und es war mir eine Beruhigung, als später unser Hausarzt, ein treuer, entschiedener Katholik, dem ich mich eröffnete und auf dessen Urtheil ich große Stücke hielt, meine Nachgiebigkeit nicht zu mißbilligen schien.

XI.

Fernere Controverse.

Schwermüthigen Herzens kehrte ich nun im Herbst 1853 nach Göttingen zurück. Zuvor hatte ich mich brieflich einem Freunde, v. W. in Oldenburg, eröffnet, mit welchem ich während meines letzten Semesters in Heidelberg innige Freundschaft geschlossen, eine Freundschaft, welche besonders durch unser gemeinsames entschiedenes Festhalten am Christenthum und am Lutherthum (wie ich es damals verstand) begründet wurde. Ihm war es ein Donnerschlag, als er plötzlich aus meinem Briefe ersah, ich wolle katholisch werden. Voll Wehmuth und Schmerz antwortete er mir; und nicht bloß er, auch sein Vater, den ich persönlich noch nicht kannte, legte einen Brief von 10 Seiten bei, welchen er auf dem Krankenlager mit Bleistift geschrieben. Dies veranlaßte mich, einer Einladung folgend, meinen Rückweg nach Göttingen über Oldenburg zu nehmen, theils um keiner Discussion mit Protestanten auszuweichen, theils um wo möglich auch andere für meine Ueberzeugung zu gewinnen.

Herr v. W., der Vater meines Freundes, stand als Jurist im Staatsdienst, hatte sich aber mit größerem Interesse den theologischen Fragen zugewandt, war Mitglied des

Oberkirchenrathes und hatte als solcher die oldenburgische Kirchenverfassung entworfen. Das Christenthum war ihm zugleich wahre Herzenssache; er hatte ein Asyl für Kinder gestiftet, ähnlich dem Rauhen Hause in Hamburg, und in seiner Familie herrschte ein religiöser Geist in Verbindung mit warmem Interesse für Kunst und Wissenschaft, wie ich es sonst kaum jemals in einem nichtkatholischen Hause gefunden habe. Mit großem Eifer hatte er, durch meinen Brief veranlaßt, Möhlers Symbolik, welche ihm bis dahin noch unbekannt war, gelesen; doch war das Ende unserer Controverse, daß wir zwar in herzlichster Freundschaft schieden, daß aber kein Theil den andern zu sich herüberzuziehen vermocht hatte.

In Göttingen sollten von seiten meiner Angehörigen neue Hebel angesetzt werden, um mich vom Uebertritt abzuhalten; denn der Aufschub, welchen ich zugestanden, mochte wohl den Gedanken angeregt haben: „Zeit gewonnen, alles gewonnen.“ Man bediente sich der Vermittelung eines Verwandten, um mich in das Haus des Professors Hermann, des nachmaligen Präsidenten des kirchlichen Gerichtshofes in Berlin, einzuführen. Auch mit Dr. Aegidi, welcher damals Privatdocent war und später im Culturkampf gleichfalls oft genannt wurde, kam ich verschiedentlich in Berührung. Vor allem aber machte mich Professor Hermann mit Professor Dorner bekannt, der wohl als die hervorragendste Größe der Göttinger theologischen Facultät galt, später nach Berlin berufen ward und durch seine Schriften im protestantischen Lager weithin bekannt ist.

Mit Dorner also sollte ich die theologische Controverse bestehen. Ich besuchte ihn und verbrachte mehrere Abende bei ihm in seinem Studirzimmer. Aber was er vorbrachte, muß wohl so wenig von Bedeutung gewesen sein, daß mir von Einzelheiten nur folgendes in Erinnerung blieb.

Nachdem er bereits viel Pulver verschossen, kam mir eines Abends der Gedanke, die Parteirollen umzukehren und als angreifender Theil die boshafte Frage zu stellen: „Herr Professor! Es gibt so viele verschiedene Auslegungen der Heiligen Schrift; Luther versteht die Heilige Schrift so, die katholische Kirche anders; Sie verstehen sie so und Professor Ehrenfeuchter wieder anders. Welche von allen diesen Auslegungen halten Sie für die richtige?" — „Nun," erwiderte er begütigend, „in den Hauptfragen stimmt man doch überein!" — „Das möchte ich sehr bezweifeln," sagte ich; „die Frage, wieviel Sacramente Christus eingesetzt hat, gehört doch sicher zu den Hauptfragen; und doch finden die einen in der Heiligen Schrift zwei Sacramente, die andern sieben, und noch andere vielleicht wiederum eine andere Zahl!"

Was hierauf entgegnet ward, ist mir, wenn ich überhaupt eine Antwort erhielt, ganz aus dem Gedächtniß entschwunden. Eine irgendwie befriedigende Antwort war es jedenfalls nicht. Was sollte er auch antworten? Wir Katholiken erwidern auf eine solche Frage ohne jedes Bedenken, daß wir uns in Auslegung der Heiligen Schrift vollständig dem Lehramt der unfehlbaren katholischen Kirche unterwerfen. Herr Professor Dorner konnte aber nicht wohl seine oder seines Wittenberger Collegen Auslegung als die einzig richtige hinstellen; denn sonst hätte er für sich oder für Luther Unfehlbarkeit beansprucht. Konnte er das aber nicht, so konnte er eben auf meine Frage keine befriedigende Antwort geben.

Während mir also von protestantischer Seite nichts entgegentrat, was zu fernerer eingehender Prüfung hätte anregen können, kam mir von anderer Seite das folgende Bedenken: Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß der Proceß zwischen Katholicismus und Protestantismus zu Gunsten des erstern entschieden werden muß; denn ersterer ist

gleichsam im Besitze, ist die von alters her berechtigte Kirche, und sie darf und durfte daher nicht verlassen werden, es sei denn aus ganz durchschlagenden Gründen; solche Gründe aber wurden von seiten der Neuerung in keiner Weise vorgebracht, und was etwa von Bedeutung angeführt wurde, beruhte auf Unwahrheit und Entstellung.

Nun entsteht aber die weitere Frage: Ist nicht der römische Katholicismus seinerseits wieder eine Abweichung von einer ältern, ursprünglichern Form des Christenthums? etwa von der griechischen Kirche? Hierfür schien die Auffassung zu sprechen, welche ich früher im protestantischen Religionsunterricht gehört und welche etwa folgendermaßen lautete: Es gibt eine griechisch-katholische und eine römisch-katholische Kirche; erstere befindet sich in Rußland und dem Orient, letztere im Occident; erstere bedient sich beim Gottesdienst der griechischen Sprache, letztere der lateinischen; erstere hält sich vor allem an den Patriarchen von Konstantinopel, letztere an den römischen Bischof. Daß diese beiden Kirchenfürsten ihre hervorragende Stellung erlangten, war, so meinte man, hauptsächlich eine Folge des Umstandes, daß sie in den beiden Hauptstädten des römischen Reiches, des morgenländischen und des abendländischen, residirten. Denn ursprünglich, so wurde mir gesagt, gab es außer diesen zwei Patriarchen als gleichberechtigt mit ihnen auch noch die Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien, und erst später wußten sich die genannten zwei, und namentlich der Patriarch von Rom, ihre hervorragende Stellung zu usurpiren.

Das also war etwa die Anschauung, welche man mir beigebracht, und so lag in der That der Gedanke nahe, ob nicht die griechisch-katholische Kirche die ursprünglichere und somit die legitime sei, zumal sie die Ursprache des Neuen Testamentes, das Griechische, beim Gottesdienst gebrauchte und an der Wiege des Christenthums ihren Sitz hatte.

Um diese Frage gründlich zu studiren, holte ich mir von der Universitäts-Bibliothek das große lateinische Werk von Leo Allatius und fand denn aus diesem wie aus andern Büchern, z. B. aus Walters Kirchenrecht, daß man in meinem frühern Religionsunterricht nicht bloß in betreff des Protestantismus und seiner Entstehung, sondern ebenso auch in betreff der sogen. griechisch-katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zur römischen mit groben historischen Unwahrheiten mich gespeist hatte. Als wahren Sachverhalt fand ich theils jetzt theils in spätern Studien folgendes:

Es ist falsch, daß der römische Bischof, unterstützt durch die politische Bedeutung Roms, erst allmählich seine hervorragende Stellung erlangt hat. Derselbe ward vielmehr von Anfang an allgemein als Oberhaupt der Gesamtkirche betrachtet, und zwar nicht aus politischen Gründen, sondern weil man allgemein glaubte, daß Christus die Oberleitung der Kirche dem Petrus und seinen Nachfolgern übergeben, und weil man wußte, daß die Bischöfe von Rom diese Nachfolger des hl. Petrus seien. Die hervorragende politische Stellung Roms mochte allerdings den Petrus veranlaßt haben, in der römischen Welthauptstadt seinen Sitz aufzuschlagen, und so mochte diese Stellung indirect den kirchlichen Primat an Rom knüpfen. Der eigentliche Grund des Primates aber war die Nachfolge in das Amt des Apostelfürsten.

Es ist falsch, daß die ursprüngliche Kirchenverfassung eine Art von Aristokratie mit vier oder fünf unabhängigen Patriarchen an der Spitze gewesen ist. Die Patriarchen waren vielmehr ursprünglich eine Mittelstufe zwischen dem Gesamtoberhaupt der Kirche und den einzelnen Bischöfen, und sind es noch jetzt, soweit sie nicht von der Einheit der Kirche sich getrennt haben. Lange vor dieser Trennung aber war der Papst unbestritten als Gesamtoberhaupt anerkannt,

und seine Gesandten (nämlich Bischof Hosius von Corduba und die römischen Presbyter Vitus und Vincentius) präsidirten auf der zu Nicäa, also im Orient, im Jahr 325 abgehaltenen ersten allgemeinen Kirchenversammlung. Zu Chalcedon aber, im Jahr 451, begrüßten die gleichfalls unter dem Vorsitz päpstlicher Legaten vereinigten 600 meist orientalischen Bischöfe das dogmatische Schreiben Papst Leos des Großen mit der Erklärung: „Petrus hat dieses durch Leo gesprochen.“ [1] Und in ihrem Schreiben an den Papst erklären sie diesem: „In Deinen Stellvertretern hast Du über die Mitglieder der Synode die Hegemonie geführt, wie das Haupt über die Glieder.“ [2]

Es ist falsch, daß gegenwärtig, wie die sogen. griechisch-katholische Kirche auf Rußland und den Orient, so die römisch-katholische auf den Occident beschränkt ist. Allerdings erstreckt sich erstere, abgesehen von einigen Gesandtschaftskapellen und ähnlichem, nicht über die angegebenen Grenzen hinaus und wird deshalb mit Unrecht „katholisch“, d. h. allgemein, genannt; sie selbst nennt sich die „orthodoxe“, die rechtgläubige. Und sogar innerhalb dieser Grenzen ist sie nicht eine Kirche, sondern zerfällt in etwa ein Dutzend verschiedener Landeskirchen: die russische, an deren Spitze seit Peter dem Großen nicht mehr die Bischöfe stehen, sondern der Czar; die Kirche des türkischen Reiches, des Königreichs Griechenland u. s. w. Wie zerfressen im eigenen Innern außerdem die bedeutendste unter ihnen, die russische, ist, zeigt folgende Schilderung der wohlunterrichteten Historisch-politischen Blätter: „Der Zustand der russischen Staats- oder Nationalkirche könnte vielleicht am einfachsten mit den

---

[1] Fernere Belege siehe bei Janssen, Zweites Wort, Brief 8.

[2] Mansi VI, 147; Harduin II, 655; bei Hefele, Conciliengeschichte I (2. Aufl.), 33.

Worten bezeichnet werden: Der Kirchengeist, der Glaube an eine göttliche Heilsanstalt, die Christus auf Erden gestiftet habe, sei aus dieser Staatskirche ausgezogen und habe sich seit mehreren Generationen in den geheimen Secten versteckt. Allerdings sind diese Secten ebenso zahlreich als unter sich verschieden, vom nüchternen Protest gegen die cäsaropapistische Vergewaltigung der Kirche bis zur Schwärmerei. Schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts berechnete man gegen 200 solcher Secten; von vielen kennt man nicht einmal die Namen, und bei noch mehreren ist die Charakteristik ihres Wesens in hohem Grade unsicher. Alle aber kommen darin überein, daß sie die officielle Kirche als eine Fälschung der göttlichen Stiftung und Offenbarung ansehen, daß ihnen diese Staatskirche mehr oder weniger als ein Werk des Antichrists erscheint, der ihre Entgöttlichung herbeigeführt habe. Und diesen Antichrist erblicken sie im Staat oder im Czar." Eine dieser Secten, die 1820 entstandene Napoleons-Secte, erkennt in Napoleon ihre Gottheit und betet seine Büste an[1].

Im Gegensatz zu dieser Zerrissenheit ist die römisch-katholische Kirche wahrhaft katholisch, d. h. eine einheitliche Weltkirche. In allen fünf Welttheilen zählt sie geordnete Hierarchien von Bischöfen oder andern Obern, welche alle im römischen Bischof den Nachfolger des hl. Petrus und deshalb ihr Oberhaupt verehren. Ihre Anhänger sind ungefähr ebenso zahlreich wie die Anhänger aller übrigen christlichen Religionen zusammengenommen, sowohl der verschiedenen griechischen und sonstigen orientalischen Kirchen, als der Hunderte von Secten, die man gewöhnlich unter dem Namen Protestantismus zusammenfaßt.

---

[1] Histor.-pol. Bl. LXXIX, S. 805. 810. — Vergl. auch Döllinger, Kirche und Kirchen S. 170—196.

Es ist insbesondere falsch, daß die katholische Kirche nicht im Orient und den orientalischen Riten vertreten sei. Es gibt unirte (d. h. mit Rom vereinigte katholische) Griechen, so gut wie nichtunirte (d. h. sogen. orthodoxe, richtiger schismatische, d. h. getrennte), und zwar in Rußland und im Orient. Diese unirten Griechen, welche im römischen Bischof ihr höchstes religiöses Oberhaupt verehren, bedienen sich beim Gottesdienst der griechischen Sprache ebensogut wie die nichtunirten, deren Haupt der Czar, der schismatische Patriarch von Konstantinopel oder sonst irgend jemand ist. Aehnlich wie unirte Griechen, gibt es auch unirte Armenier, Syrer, Chaldäer u. s. w. mit ihren betreffenden Patriarchen an der Spitze und ihrem eigenen liturgischen Ritus und Sprache. Alle aber sind so vollständig katholisch wie die Italiener und Spanier mit ihrem lateinischen Ritus. Höchstes Oberhaupt für alle ist der Papst; für den Occident aber ist derselbe zugleich Patriarch, wie dies z. B. für den armenischen Ritus der armenische Patriarch ist. Daneben ist er Primas für Italien, Erzbischof für die römische Kirchenprovinz und Bischof der Diöcese Rom.

Es ist falsch, daß der Patriarchalsitz von Konstantinopel, welcher bekanntlich dem römischen Papste hauptsächlich entgegengestellt wird, irgendwie den Anspruch erheben kann auf eine Anordnung der Apostel. Derselbe ist vielmehr eine relativ neue Schöpfung und durch politische Motive ins Leben gerufen, wie man dies dem römischen Sitze fälschlich vorwarf. Ursprünglich war nämlich Byzanz (welches erst im vierten Jahrhundert durch Konstantin den Großen den Namen Konstantinopel erhielt) ein einfaches kleines Bisthum; es war nicht einmal Erzbisthum, sondern stand unter dem Erzbisthum Heraklea. Erst nachdem es seine hervorragende politische Stellung erhalten, ward es im Jahre 381 auf dem zweiten allgemeinen Concil der Jurisdiction von Heraklea

entzogen und erhielt mehr und mehr ein höheres Ansehen. — Die russischen Bischofssitze aber wurden noch weit später gegründet.

Es ist endlich falsch, daß diese verschiedenen orientalischen Kirchen, soweit sie sich mit Rom in Widerspruch gesetzt haben, auf dogmatische Berechtigung Anspruch erheben können, und zwar ist es falsch schon aus dem einfachen Grunde, weil sie sich in Widerspruch gesetzt haben auch mit sich selbst. Denn nachdem sie verschiedentlich von Rom abgefallen waren und mit ihm sich wieder vereinigt hatten, anerkannten noch auf dem Concil von Florenz im Jahre 1439 der griechische Kaiser Michael Paläologus, der Patriarch Joseph von Konstantinopel, die Abgeordneten der übrigen Patriarchen und mehrere griechische Bischöfe, wie auch der russische Metropolit Isidor officiell „den Vorrang des römischen Stuhles und im Papste den Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, den Stellvertreter Christi, das Haupt der ganzen Kirche, den Vater und Lehrer aller Gläubigen, welchem volle Gewalt verliehen worden, die gesamte Kirche zu weiden und zu regieren". Dieser Erklärung der Griechen schlossen sich an die erst später anlangenden Armenier, Jakobiten, Aethiopier, Syrer, Chaldäer und Maroniten. Wenn nun manche dieser Orientalen nachher wieder abfielen von der katholischen Einheit und dem Gehorsam gegen das Oberhaupt, und wenn sie praktisch ihre frühere Erklärung verläugneten, so hatten sie schon im voraus selbst das Urtheil über sich gesprochen. Denn eine Kirche kann nicht die wahre sein, welche zu einer Zeit eine Lehre aufstellt und zu einer andern dieselbe widerruft.

Hiermit waren denn die sogen. griechisch-katholischen, oder richtiger gesagt, die schismatischen, d. h. von der Einheit getrennten Kirchen des Orients ebenso widerlegt wie

früher die Protestanten. Zugleich dienten sie dazu, den letztern einen neuen Beweis entgegenzuhalten, daß das lutherische „Evangelium" nicht die alte christliche Lehre sei. Denn bei aller Feindseligkeit gegen die Kirche Roms lehren diese orientalischen Kirchen, die theilweise schon seit etwa anderthalb Jahrtausenden ihre eigenen Wege verfolgen, dennoch, daß Christus sieben Sacramente eingesetzt, daß er eine sichtbare Kirche und eine Hierarchie von Bischöfen und Priestern gegründet hat; sie verwerfen somit die entgegenstehenden Lehren der Protestanten und stimmen der Mehrzahl nach in den meisten Fragen mit der katholischen Kirche überein. Man würde auch in der That auf unlösbare psychologische Räthsel stoßen, wollte man sich das Urchristenthum als ein protestantisches denken. Denn wie sollte bei der natürlichen Neigung des Menschen zur Ungebundenheit der Katholicismus mit seiner Unterwerfung der Gläubigen unter die kirchliche Gewalt, mit seiner Pflicht zu beichten, zu fasten u. s. w. aus einem protestantischen Urchristenthum sich entwickelt haben können? Die umgekehrte Entwicklung, nämlich die einer beständigen Abbröckelung des Vorhandenen, wie wir sie seit dem 16. Jahrhundert im Protestantismus gewahren, ist dagegen psychologisch durchaus erklärbar.

Immer deutlicher erkannte ich nun, daß in Glaubenssachen alles abhange von dem festen, aufrichtigen Anschluß an den Mittelpunkt der katholischen Einheit, an den Statthalter Jesu Christi. Waren doch die getrennten Orientalen sowie die Protestanten im kirchlichen Leben und in der Lehre offenbar deshalb so zurückgegangen, weil sie sich getrennt hatten von jenem Mittelpunkt! In dem Anschluß an denselben fand ich dagegen für alle Zukunft den Kompaß, um Wahrheit von Irrthum zu sondern. Bei der entscheidenden Wichtigkeit dieses Punktes möge derselbe hier etwas näher beleuchtet werden.

Wir müssen zunächst von der Frage ausgehen, ob Christus gewollt hat, daß in Glaubenssachen ein jeder, etwa unter Benutzung der Heiligen Schrift, sich selbst zurechtfinden solle; oder ob er nicht vielmehr Lehrer aufgestellt hat, an deren Ausspruch man nach seinem Hinscheiden sich zu halten habe?

Das letztere ist augenscheinlich der Fall, und die Lehrer, welche Christus aufstellte, sind eben die Apostel, die er daher auch stets um sich hatte, um sie für ihren Beruf auszubilden. Zu ihnen sprach er: „Gehet hin und lehret alle Völker" (Matth. 28, 19), wie er ähnlich bereits früher zu seinen Jüngern, die er zum Predigen aussandte, gesprochen: „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich" (Luc. 10, 16). Ihnen gab er auch die, man möchte sagen, unbeschränkte Vollmacht: „Wahrlich sage ich euch, alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein; und alles, was ihr auf Erden auflösen werdet, das wird auch im Himmel aufgelöst sein" (Matth. 18, 18). So fest sind die Apostel selbst von ihrer erhabenen Vollmacht überzeugt, an Gottes Statt und mit Autorität alle Gläubigen zu leiten und zu lehren, daß sie später eine streitige Glaubensfrage mit den Worten entscheiden: „Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen" (Apostelgesch. 15, 23). Das Gegentheil, nämlich die einzelnen Gläubigen sich selbst zu überlassen, wäre auch im höchsten Grade unpraktisch gewesen und hätte zu jener Verwirrung, Unsicherheit und Zerfahrenheit geführt, welche thatsächlich infolge dieses Princips bei den Protestanten herrscht.

Aber es fragt sich weiter, ob Christus diese Abhängigkeit der Gläubigen von ihren Lehrern nur für die Lebenszeit jener Apostel oder für die ganze Dauer der Kirche gewollt hat? Die Antwort ist nicht zweifelhaft; denn falls der

Heiland diese Einrichtung in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode für nothwendig erachtete, so mußte sie noch weit nothwendiger erscheinen für die spätern Jahrhunderte. Und daß er sie auch für diese spätern Zeiten gewollt hat, geht deutlich hervor aus den Worten, welche er dem Auftrag, alle Völker zu lehren, beifügt; er setzt nämlich hinzu: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 20). Er versteht also unter den Aposteln, die er aussendet, nicht bloß jene, welche persönlich vor ihm standen und welche nach einigen Decennien starben, sondern auch diejenigen, die bis zum Ende der Zeiten ihnen in diesem Lehramt folgten. Lesen wir doch auch, daß die Apostel Bischöfe an ihrer Statt aufstellten, z. B. der hl. Paulus den Timotheus und Titus.

Doch es entsteht die fernere Frage: Sollen diese Apostel oder Bischöfe ein jeder für sich lehren, in voller Unabhängigkeit von den übrigen? Oder soll einer unter ihnen der Obere sein, um die Einheit aufrecht zu halten und um zu entscheiden, wenn Meinungsverschiedenheiten auftauchen? Wiederum sehen wir auf den ersten Blick, daß Christus das letztere gewollt, und daß er den Simon Petrus zu diesem obersten Lehrer und Lenker auch der übrigen Lehrer auserkoren hat. „Du bist Simon, der Sohn des Jonas", sprach er zu ihm beim ersten Zusammentreffen: „Du sollst Cephas heißen", d. h. Petrus, Fels (Joh. 1, 43). Und was er mit diesem neu beigelegten Namen ausdrücken wollte, sehen wir deutlich in folgendem Begegniß. Der Heiland fragte einst seine Jünger, für wen die Leute ihn hielten? Und nachdem Verschiedenes geantwortet war, stellt er die weitere Frage: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?" Da ergriff für alle Petrus das Wort und sprach: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Dies freudige Bekenntniß seiner Gottheit lohnt nun Jesus mit folgender

großartigen Verheißung: „Und ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein" (Matth. 16, 15—19). Hier wird also dem Petrus allein dieselbe Gewalt „zu lösen und zu binden" verheißen, wie sie in den obigen Worten (Matth. 18, 18) ihm und den übrigen Aposteln zusammen später angekündigt ward; seine Gewalt bezieht sich also nicht allein auf die einfachen Gläubigen, sondern auf die Lehrer der Gläubigen, auf die übrigen Apostel und deren Nachfolger.

Sollte indes diese Stelle noch irgend welchen Zweifel übrig lassen, so wird derselbe vollends beseitigt durch die Worte des Erlösers zu Petrus: „Simon, Simon, siehe, der Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen wie den Weizen; ich habe aber für dich gebeten, daß dein Glaube nicht gebreche, und wenn du einst bekehrt bist, so stärke deine Brüder", oder nach einer andern Lesart: „und du hinwiederum stärke deine Brüder" (Luc. 22, 32. 33). Ebenso wird jeder Zweifel beseitigt durch die fernern Worte Christi, in denen er nach seiner Auferstehung die verheißene Gewalt dem Apostelfürsten wirklich übertrug. „Als sie nun das Mahl gehalten," so lesen wir, „sprach Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich mehr als diese? Er sprach zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Er sprach zu ihm: Weide meine Lämmer! Abermals sagte er zu ihm: Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich? Er sprach zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Er sagte zu ihm: Weide meine Lämmer! Er sprach zum drittenmal zu ihm: Simon, Sohn des

Jonas, liebſt du mich? Da ward Petrus traurig, daß er zum drittenmal zu ihm ſagte: Liebſt du mich? und ſagte zu ihm: Herr, du weißt alles, du weißt, daß ich dich liebe. Er ſprach zu ihm: Weide meine Schafe!" (Joh. 21, 15—17; eine andere Handſchrift drückt die Steigerung von den einfachen Gläubigen bis zu den Prieſtern und Biſchöfen, welche alle von Petrus „geweidet" werden ſollen, noch klarer aus, indem ſie von „Lämmern", „Schäflein" und „Schafen" ſpricht.)

Dieſe hervorragende Stellung des hl. Petrus ſehen wir auch ſofort deutlich anerkannt. Der Evangeliſt Matthäus nennt ihn, obgleich er der Zeit nach nicht der Erſte war, dennoch den „Erſten" und ſetzt ihn den übrigen Apoſteln voran: Die Namen der zwölf Apoſtel aber ſind dieſe: „Der Erſte, Simon, welcher Petrus genannt wird, u. ſ. w." (Matth. 10, 2). Bei verſchiedenen Gelegenheiten, und namentlich beim erſten Pfingſtfeſt, ergreift Petrus für die geſamten Apoſtel das Wort. Wir leſen: „Da ſtand Petrus auf mit den Elfen, erhob ſeine Stimme und ſprach . . ." (Apoſtelgeſch. 2, 14).

So wurde denn Petrus der Mittelpunkt der katholiſchen Einheit. Ueberflüſſig wäre es, weiter zu fragen, ob, wie die Stellung der Biſchöfe überhaupt, ſo auch die Stellung des oberſten Biſchofs nach dem Ableben der Apoſtel fortdauern ſollte, oder ob die Kirche nach dem Tode der Apoſtel ohne Mittelpunkt, ohne ſichtbares Oberhaupt, ohne einen höchſten Richter in Glaubensſachen dazuſtehen hätte. Die weitere Entwicklung und die Zeugniſſe der älteſten Kirchenväter beſeitigen zudem jeden Zweifel.

Der hl. Petrus nahm zuerſt ſeinen Sitz in Antiochien, und ſo groß war die Ehrfurcht vor dem Apoſtelfürſten, daß man, obgleich er hier nicht ſeine Erbſchaft des kirchlichen Primates zurückließ, dennoch, weil das Oberhaupt der

Gesamtkirche hier einst residirt, diesen Sitz als Patriarchalsitz verehrte. Um das Jahr 42 n. Chr. verlegte Petrus seinen Sitz von Antiochien nach Rom. Von Rom aus sandte er seinen Schüler, den Evangelisten Marcus, als Bischof nach Alexandrien, und wiederum ward der Umstand, daß der Apostelfürst durch seinen Stellvertreter diese Kirche zuerst regiert hatte, Veranlassung, auch Alexandrien als Patriarchalsitz zu betrachten. Petrus selbst aber starb als Bischof von Rom im Jahr 67 unter der Christenverfolgung des Nero, nachdem er zuvor, wie man gewöhnlich annimmt, den hl. Linus zu seinem Nachfolger bestimmt und diesem nicht bloß die römische Diöcese, sondern zugleich die Oberleitung der Gesamtkirche als Erbschaft hinterlassen hatte. Jedenfalls vererbte sich in der Hand der Bischöfe von Rom die oberste Leitung der Kirche durch die ganze Reihe der etwa 260 Päpste bis auf den heutigen Tag.

Diese Auffassung der Stellung des römischen Bischofs als Lehrers der Lehrer ist nicht neu, sondern von den ältesten Zeiten her anerkannt. Der hl. Irenäus, welcher in hohem Alter im Jahre 202 starb und ein Schüler des hl. Polykarp, des Schülers des hl. Evangelisten Johannes war, schreibt: „Es ist nothwendig, daß mit dieser [der römischen] Kirche wegen ihres ausgezeichneten Vorranges jede Kirche, d. h. alle Gläubigen übereinstimmen; in ihr [in der Vereinigung mit ihr] ist von allen die apostolische Ueberlieferung bewahrt worden.“ [1] Als Beweis führt er weiter aus, daß der römische Bischof der Nachfolger Petri sei; denn Petrus habe den Linus zum Nachfolger gehabt, dieser einen andern und so weiter bis zum zwölften Papste, dem hl. Eleutherius, welcher gerade zur Zeit, in welcher Irenäus schrieb, römischer Bischof war.

[1] *Irenaeus*, Adv. haeres. l. III, c. 3, n. 2.

Bis zu Irenäus flossen die Quellen für die christliche Lehre noch spärlicher, da eben überhaupt noch weniger Kirchen-Schriftsteller vorhanden waren. Mit ihm und nach ihm aber wächst die christliche Literatur an Umfang, zugleich wächst aber auch die Zahl der Beweisstellen für die katholischen Lehrsätze, insbesondere für die göttliche Einsetzung des Papstthums. Diese Zeugnisse für die göttliche Einsetzung des päpstlichen Primates und seiner obersten Lehrgewalt, der sich alle, auch die Bischöfe unterwerfen müssen, ziehen sich dann fort durch alle Jahrhunderte als der begründete Glaube der Kirche. Nicht Menschensatzung, nicht Anmaßung, nicht Usurpation ist es, was die Päpste zu obersten Lehrern der Völker gemacht hat, sondern die Anordnung Christi, der seiner Kirche auf diese Weise die Einheit und die Wahrheit in der Einheit zu erhalten gedachte. Wer den Nachfolger Petri hört, der hört Christus; seine Lehre haben alle zu glauben, ihr sich zu unterwerfen.

Aus diesem Umstande, daß Christus seine Gläubigen angewiesen hat, die Lehrer der Kirche, insbesondere den Lehrer der Lehrer, zu hören wie ihn selbst, folgt aber unabweislich, daß er diesen höchsten Lehrer in seinen endgiltigen, alle bindenden Entscheidungen vor Irrthum zu bewahren hat. Denn widrigenfalls würde derselbe die gesamte Kirche mit sich in den Irrthum ziehen. Eine derartige Abirrung der ganzen Kirche ist aber kraft der Verheißungen Christi[1] unmöglich. Also, so folgern wir, ist es unmöglich, daß der Statthalter Christi in seinen endgiltigen Entscheidungen irrt; Christus wird durch seine göttliche Vorsehung dafür sorgen, daß dies nie geschieht. Und sollte je ein Papst persönlich irgend einem theologischen Irrthum huldigen und diesen Irrthum der ganzen Kirche als Glaubenssatz aufdrängen

[1] Matth. 28, 20. Joh. 14, 16—18; 16, 7—13.

wollen, so hat Gott, „welcher die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche", welcher zu gebieten hat über Leben und Tod, wahrlich Mittel genug, zu verhüten, daß ein solches Vorhaben je ausgeführt werde. Wer den Zweck will, muß die nothwendigen Mittel wollen. Christus will den Zweck, nämlich seine Kirche „in alle Wahrheit leiten"; also muß er auch die Mittel wollen, nämlich die Lehrer der Kirche, oder doch wenigstens den obersten Lehrer, in den höchsten Glaubensentscheidungen vor Irrthum bewahren.

Dies und nichts anderes ist das ganze Geheimniß der viel verschrieenen und mißverstandenen päpstlichen Unfehlbarkeit, von welcher ein protestantischer Prediger, Herr Ahrendts in Sachsen, die anerkennenswerthe Bemerkung macht: „Uns Protestanten ist das Verständniß für diese Sachlage so sehr abhanden gekommen, daß wir vielfach diese Lehre von der Infallibilität der Kirche, resp. des Papstes, so entstellt auffassen, daß wir den Katholiken den Wahnsinn unterschieben, als lehrten sie, der Bischof von Rom sei kein armer sündiger Mensch, sondern ein Gott." [1]

Wie schwach oft die Einwendungen sind, welche gegen diese Lehre vorgebracht werden, möge folgendes Erlebniß darthun, welches dem Verfasser etwa zwanzig Jahre nach seinem Uebertritt in England begegnete.

Ein junger protestantischer Engländer wurde, obgleich erst 14 oder 15 Jahre alt, beunruhigt von Zweifeln über die calvinische (und anglikanische) Prädestinationslehre, kraft welcher Gott einen Theil der Menschen von vornherein zur Hölle vorherbestimmen soll. Diese Zweifel veranlaßten ihn, bei einem katholischen Priester Aufschluß zu suchen, und brachten ihn so mit dem Verfasser in Berührung. Es war das in Bournemouth an der Südküste Englands. Mit

[1] „Deutsche Reichszeitung" vom 16. November 1882.

großer Befriedigung hörte der junge Mann die katholische Lehre, daß Gott in erster Linie alle Menschen für den Himmel bestimme, aber dabei allerdings der menschlichen Freiheit ihren Lauf lasse; erst der schlechte Gebrauch derselben, den Gott kraft seiner Allwissenheit vorhersieht, veranlasse ihn, nachträglich (wenn man bei Gott so reden darf) als Strafe für die Sünder diesen die Hölle zuzuerkennen.

Die Folge dieser Unterredungen war, daß der junge Mensch den Entschluß faßte, zur katholischen Kirche überzugehen; da plötzlich erschien er bei einem spätern Zusammentreffen wie umgewandelt. Was war die Ursache? Seine Absichten waren bekannt geworden, und die anglikanischen Prediger hatten alles aufgeboten, ihm den Katholicismus zu verleiden; sie hatten sogar eigens in diesem Sinne ihre Predigten eingerichtet; die angesehene Stellung seiner Familie — man sagte, er zähle Maria Stuart unter seine Ahnen — mochte hierbei mit in Anschlag gekommen sein. Kurz, als der Verfasser aufs neue mit ihm zusammentraf, war er voll von Vorurtheilen und Einwendungen gegen die katholische Kirche.

Eine dieser Einwendungen war folgende: „Es ist unmöglich, daß ein Mensch göttliche Eigenschaften besitzt; nun ist aber die Unfehlbarkeit eine göttliche Eigenschaft; also kann der Papst nicht unfehlbar sein.“ Der Verfasser suchte zunächst klarzustellen, daß die Unfehlbarkeit sich nicht auf alle Handlungen des Statthalters Christi erstrecke, sondern nur auf die seltenen Glaubensentscheidungen, die er als Oberhaupt der Gesamtkirche trifft. Sodann stellte er seinem jungen Freunde die Frage: „Waren die Apostel Menschen?“ — „Ja!“ — „Waren sie unfehlbar, als sie die heiligen Schriften verfaßten?“ — „Ja!“ — „Nun gut! Also ist es möglich, daß ein Mensch kraft göttlichen Beistandes oder göttlicher Eingebung in gewissen Dingen unfehlbar ist.“

Der junge Engländer sah nunmehr die Haltlosigkeit des Einwandes ein; der Verfasser bat ihn beim Abschiede um zwei Dinge: erstens, daß er recht viel beten wolle, und zweitens, daß er nicht gleich alles glaube, was protestantischerseits gegen den Katholicismus vorgebracht wird, daß er vielmehr zuvor eine Antwort von katholischer Seite abwarte.

Seitdem sah ich den jungen Menschen nie wieder; es schien, daß seine Verwandten ihn von dem betreffenden Orte entfernt hatten. Etwa 14 Jahre später hörte ich übrigens zu meiner Freude, daß er zurückgekehrt sei in den Schoß der katholischen Kirche.

XII.

Die letzten Schwierigkeiten.

Diese Erkenntniß vom göttlichen Ursprunge des päpstlichen Primates, welche sich im Laufe der Zeit natürlich immer mehr ausgestaltete, war mir bei meinem Göttinger Aufenthalt wenigstens bis zu dem Grade bereits einleuchtend geworden, daß ich sah: mit den getrennten Kirchen des Orients ist es nichts; die wahre Kirche Jesu Christi ist dort zu suchen, wo der Nachfolger des Petrus ist.

Mit diesen und den übrigen katholischen Anschauungen stand ich natürlich in Göttingen vereinsamt da. Alles war gegen mich; ich erschien mir fast wie einer, den seine ganze Umgebung als gemüthskrank ansieht. Man behandelt ihn mit Liebe und Schonung, aber bei allen ist es ausgemacht, daß seine Anschauungen eine Art fixer Ideen sind.

Kirchen besuchte ich nicht; die katholische nicht, weil ich äußerlich noch nicht zu ihr gehörte; die protestantische nicht, weil ich im Herzen längst sie verlassen hatte. Ich empfand es so recht, wie nothwendig es dem Menschen ist, daß er äußerlich und gemeinsam mit andern seine Religion bethätigt; unterläßt er dies, so wird er derselben unfehlbar auch innerlich absterben; daher die weisen Bestimmungen der Kirche über den Besuch des Gottesdienstes und den Empfang der heiligen Sacramente.

Diesem Absterben war ich fast nahe. Die vielen Einwürfe der Protestanten, welche den Katholicismus treffen sollten, aber vielfach das Christenthum überhaupt trafen, hatten meinen Glauben allmählich fast dahinschwinden lassen, oder doch bewirkt, daß ich der ganzen Sache beinahe überdrüssig wurde, mochte ich auch theoretisch noch so sehr von der Berechtigung des Katholicismus überzeugt sein. Zum gläubigen Protestantismus indes und zu seinen innern Widersprüchen hätte man mich nie und nimmer zurückgebracht; eher wäre ich ein Anhänger Kants geworden und hätte daran gezweifelt, daß man überhaupt Gewißheit haben könne über irgend etwas, selbst über die Existenz des Hauses, das vor uns steht. Oft hörte ich im Geist die entsetzlichen Worte, welche die „Sorge" zu Faust spricht:

„Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter."

Ich fühlte jenen dumpfen Schmerz, welchen Goethe in den Zeilen hervorbrechen ließ:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß" u. s. w.

Die wildzerrissenen und schwermüthigen Melodien aus Beethovens Symphonien und Sonaten spielten gleichfalls auf einsamen Spaziergängen immer aufs neue in meinem Kopfe sich ab.

Ein treuer Freund, der mir sehr nahe stand, versuchte alles, um mich aufzuheitern und zu zerstreuen; aber im wesentlichen konnte er mir nicht helfen; denn er war Protestant, wenn auch der gläubigen Richtung angehörend; katholische Freunde, gegen die ich mich hätte aussprechen können, besaß ich damals in Göttingen nicht.

Jener protestantische Freund schlug mir einst vor, mich mit einem Holsteiner, Namens O., bekannt zu machen; er proponirte daher einen gemeinsamen Spaziergang, zu welchem er noch einen Vierten einladen wolle, um mit diesem zu gehen, während ich mit O. mich ungestört unterhalten könne. Ich ging auf den Vorschlag ein, obschon ich genugsam merkte, daß es sich darum handle, mich von meinen katholischen Ideen abzubringen. Kaum vors Thor gelangt, fiel denn auch O. mit der Thür ins Haus, indem er fragte: „Wollten Sie etwa katholisch werden?" Mir schien eine derartige Frage von einem Manne, den ich zum erstenmal sah, doch etwas zudringlich; ich erwiderte ihm daher: „Allerdings! Aber wie kommen Sie dazu, mich hiernach zu fragen?" — „Nun!" sagte er, freudig lächelnd, „ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß ich genau in derselben Lage bin!"

Nun begriff ich die ganze Situation. Unser gemeinsamer Freund, der vom Katholisiren des O. keine Ahnung hatte, war zu ihm gekommen mit der Bitte, ihm behilflich zu sein, daß er mich von meiner, ich weiß nicht, ob gemüthskranken oder schwermüthigen, Richtung abbringe. Er hatte aber, ohne es zu wissen, Oel ins Feuer gegossen. O. und ich schlossen uns eng aneinander, und jeder von uns war froh, jetzt einen Gesinnungsgenossen zu besitzen, von dem er

verstanden wurde und mit dem er Freud' und Leid theilen konnte. Wir saßen vielfach zusammen und lasen z. B. mit Begeisterung in den Werken von Alban Stolz, insbesondere in dessen „Vaterunser".

Das Wintersemester ging allmählich zu Ende. O. siedelte nach Heidelberg über, hatte dort aber bittere Noth zu leiden, da seine, obschon sehr wohlhabende Familie, als sie von seinen Absichten erfuhr, jegliche Subsistenzmittel zurückzog, so daß er von gelegentlichen Unterstützungen wohlmeinender Katholiken lebte. Nicht lange danach convertirte er und trat in das Mainzer Seminar, um Priester zu werden; es leitete ihn dabei vor allem der Gedanke, auf diese Weise am besten seinen Angehörigen ein Führer werden zu können zur katholischen Wahrheit.

Während O. also nach Heidelberg ging, verließ ich Göttingen, um mich in Hannover der unmittelbaren Vorbereitung zum Staatsexamen zu widmen. Das war nun wieder eine traurige Zeit. An katholischem Umgang fehlte es mir fast gänzlich; doch fand ich einige Erquickung darin, daß ich, während die Wochentage der Rechtswissenschaft gewidmet sein mußten, den Sonntag für theologische oder religiöse Lectüre freihielt.

Aber wie sollte ich passende katholische Bücher bekommen? Oder wie sollte ich auch nur die Titel geeigneter Bücher in Erfahrung bringen, um dieselben mir kommen zu lassen? Fehlten mir doch fast alle katholischen Verbindungen! — Da überraschte mich eines Tages ein Brief von unbekannter Hand, etwa folgenden Inhalts:

„Mit innigster Freude habe ich vernommen, daß die göttliche Gnade Ihr Herz gerührt hat, und daß Sie zurückkehren wollen zur heiligen katholischen Kirche . . . Sollte ich Ihnen irgendwie behilflich sein können, namentlich durch Uebersendung von Büchern, so wäre mir das ein großes Vergnügen.

Clemens Schmising-Kerssenbrock."

Es war also der gute, treuherzige Graf Kerssenbrock von Brinke, der mir schrieb. Ich kannte ihn kaum, wußte nur, daß Brinke einige Stunden von meiner Heimat lag, daß unsere Väter bereits auf gut nachbarlichem Fuße gestanden und daß mein ältester Bruder mitunter gemeinschaftliche Jagden mit dem Grafen hielt. Graf Kerssenbrock war als Original bekannt, galt aber als eifriger Ultramontaner und hatte sich den Beinamen „Convertiten-Pater" erworben, weil er sich der Convertiten mit Rath und That annahm, ihnen auch wohl, wenn sie von ihren Familien verstoßen wurden, gastliche Aufnahme in seinem Hause gewährte.

Dieser Brief war mir ein wahres Labsal, zumal da ich jetzt Bücher bekam, die mich geistigerweise am Leben erhielten. Mit großem Interesse las ich Meinholds Schrift „Der getreue Ritter", welche in ihrem naiven alterthümlichen Deutsch ein lebendiges Bild gibt von dem wirklichen Treiben der sogen. Reformationszeit. Wisemans „Fabiola" versetzte mich lebhaft in die Kirche der Katakomben; sie ist — nebenbei gesagt — eines der wenigen Bücher, welche auch in protestantischen Kreisen, die sonst hermetisch gegen katholische Literatur sich abschließen, weitere Verbreitung gefunden hat.

Besonders wichtig war es für mich, daß Graf Kerssenbrock für ascetische Lesung sorgte, ein Gebiet, auf welchem die Protestanten sich vielleicht am entschiedensten alles Katholische fern halten, während ihre eigene Literatur hier auf das ärmlichste bestellt ist. Ein Herzog von Braunschweig-Lüneburg, welcher in den vorigen Jahrhunderten convertirte, führt in seiner trefflichen kleinen Conversionsschrift unter den Gründen, welche ihn zu diesem Schritt bewogen, sehr bezeichnend auch folgenden an: in katholischen Bibliotheken habe er stets ein Fach mit der Aufschrift „Ascese" gefunden; in protestantischen dagegen nicht.

Derartige geistige Lesungen wiesen mich mehr darauf hin, das Gebet nicht zu vernachlässigen und die ganze Conversionsangelegenheit mehr vom übernatürlichen Standpunkte zu betrachten und als eine Sache, von der mein ewiges Seelenheil abhing. Nur allzu leicht wird dieser Gesichtspunkt von Protestanten, welche sich durch gelehrte Forschungen von der Unhaltbarkeit des Protestantismus und der Wahrheit des Katholicismus überzeugt haben, außer acht gelassen. Sie betrachten die ganze Angelegenheit zu sehr als eine theoretische Liebhaberei oder haben auch wohl die Meinung, sie würden durch ihre Conversion viel mehr der katholischen Kirche als diese ihnen einen Dienst leisten; oder sie denken wohl gar, besser wäre es, die Conversion hinauszuschieben, um noch mehrere andere mit sich zu ziehen. Etwas derartiges sagte man dem Professor Leo in Halle und dem Dr. Pusey in Oxford nach. Aber es will uns bedünken, diese gelehrten Herren hätten klüger gehandelt, wenn sie vor allem gesorgt hätten, das ewige Heil ihrer eigenen Seele möglichst gründlich in Sicherheit zu bringen.

Ich hatte in der That dem guten Grafen Kerssenbrock viel zu verdanken. Aber meine Verwandten hegten den Verdacht, daß er, ich weiß nicht welche, Intriguen nach Heidelberg oder München hin gespielt hätte, um mich in die Netze des Katholicismus zu ziehen; er selbst klagte mir das einst, doch ich konnte ihm nur die Versicherung geben, daß er in dieser Beziehung ganz unschuldig sei.

Von protestantischer Seite ließ man mich während meines Aufenthaltes in Hannover ziemlich unbehelligt, um mich in den Examensarbeiten nicht zu stören. Doch erinnere ich mich, daß etwa um diese Zeit eine mütterliche Freundin, Gräfin W., mit deren Söhnen ich bekannt war, mich zur Lesung eines Buches veranlaßte, welches den Katholicismus

sehr gut widerlegen solle, welches sie selbst jedoch — das muß ich zu ihrer Ehre beifügen — nicht gelesen. Es war „Heinrich und Antonio“ von Bretschneider, ein äußerst flacher rationalistischer Tendenzroman, etwa folgenden Inhalts: Heinrich, das Prachtexemplar eines jungen Germanen, nur etwas zu feurig, macht eine italienische Reise, wird auf derselben vom Prunk des katholischen Gottesdienstes geblendet, von Ueberredungskünsten umgarnt und ist tölpelhaft genug, katholisch zu werden. Zu Rom engagirt er sich einen Bedienten, Antonio, welcher als Katholik à la Bretschneider überzeugt ist, „daß Gott die Ketzer nur mit Zorn und Abscheu ansehe, daß sie unter der Herrschaft des Bösen stehen und mit diesem der ewigen Verdammniß geweiht seien“. Der materielle Wohlstand, welchen er auf der Rückreise in dem „ketzerischen“ Deutschland antrifft, bringt ihn daher ganz aus der Fassung, und das Ende vom Liede ist: er wird protestantisch; Heinrich sieht gleichfalls seine frühere Dummheit ein, kehrt zum „reinen Evangelium“ zurück, und alles löst sich in Wohlgefallen auf.

Wie oft begegnet man ähnlich flachen Angriffen gegen die katholische Kirche: der Protestantismus soll die wahre, der Katholicismus dagegen eine falsche Religion sein, weil im katholischen Süden weniger Handel und Wandel, weniger Reichthum, weniger angebliche Wissenschaft sei als im protestantischen Norden!

Wo steht denn geschrieben, daß Reichthum und Wissenschaft die Kennzeichen des echten Evangeliums sind? Wohl lesen wir: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“; aber nirgends heißt es in der Heiligen Schrift: „Selig die reichen Fabrikbesitzer! Selig die gelehrten Professoren!“ Was Wissenschaft angeht, so kommt es doch vor allem darauf an, daß die ganze Bevölkerung weiß, was man zu thun hat, um in den Himmel

zu kommen. Hierüber aber wird der protestantische Berliner schwerlich so gute Auskunft zu geben vermögen wie der katholische Römer.

Es sei mir erlaubt, zur Beleuchtung der Bildungsfrage einen kleinen Vorfall hier einzuschalten. Ein aus Deutschland kommender Geistlicher ging mit einem andern in Rom wohnhaften durch die Straßen dieser Stadt. Sie sprachen über unsern Gegenstand, und der Römer bat den andern, mit dem ersten besten Jungen zur Probe ein Gespräch anzuknüpfen. Der Fremde fragt also einen Knaben: „Sag' mal: wie alt bist du?" — „Zehn Jahre!" — „Wie alt warst du vor zwei Jahren?" — „Acht Jahre!" — „Also bist du jetzt 18 Jahre alt?" — Der Junge, nicht faul, antwortet: „Wie viel Beine haben Sie?" — „Zwei!" — „Wie viel hatten Sie vor zwei Jahren?" — „Auch zwei!" — „Also haben Sie jetzt vier!" — Damit lief der Junge fort. Es will uns bedünken, derartiges ist ein besserer Beweis für geistige Entwicklung als lange Statistiken über Lesen- und Schreibenkönnen.

Wenn übrigens Italien, Frankreich und Spanien von revolutionären Regierungen in letzter Zeit vielfach mißleitet sind: wer trägt die Schuld? Die streng katholischen Richtungen in diesen Ländern? Oder jene Strömungen, welche, ähnlich wie der Protestantismus, gegen den Katholicismus Opposition machen, welche namentlich in Frankreich schon seit Jahrhunderten das „Abernunterbinden" übten, deren Typus in Oesterreich der Josephinismus ist, und die sich in Italien der Freimaurerei in die Arme geworfen haben?

Ist es endlich eine gesunde Logik, die Katholiken *eines* Landes mit den Protestanten eines *andern* zu vergleichen, und hieraus Schlüsse zu Ungunsten des Katholicismus zu ziehen? Mit gleicher Logik ließe sich beweisen, daß Kartoffeln ein besseres Nahrungsmittel seien als Erbsen; man

würde eben verfaulte Erbsen zusammenstellen mit einer gut gebratenen Kartoffel! Gesetzt also, irgend welcher Vergleich der Katholiken *eines* Landes mit den Protestanten eines *andern* fiele zu Gunsten der letztern aus, kann der Grund nicht auch im Klima, in der Nationalität, in der Vergangenheit liegen? Will man logisch vorangehen, so setze man die übrigen Umstände gleich und vergleiche also katholische Italiener mit protestantischen Italienern und katholische Deutsche mit protestantischen Deutschen. Dann haben wir Katholiken den Vergleich nicht zu fürchten.

Will man aber doch einmal ganze Gegenden und Länder einander gegenüberstellen, so fragen wir getrost: Wo herrscht größere Sittenreinheit, in der katholischen Eifel oder im protestantischen Mecklenburg? Wo höhere Bildung, im katholischen Rheinland oder im protestantischen Pommern? Wo größerer Reichthum, im katholischen Belgien oder im protestantischen Norddeutschland?

Doch kehren wir zurück zu „Heinrich und Antonio"! — Mehr noch als jene flache Vergleichung katholischer und protestantischer Länder empörte mich eine Fälschung, die ich in dem Bretschneiderschen Buche fand. Es hieß dort, nach katholischer Lehre bestehe die beste Buße *nicht* in einem neuern, bessern Leben, und ich traute meinen Augen kaum, als ich in einer Note Bretschneiders den Wortlaut des Concils von Trient als Beleg für diese Behauptung erblickte. Wirklich! Die Worte waren klar und deutlich, und die Verwerflichkeit der in denselben ausgesprochenen Lehre schien mir ebenso zweifellos. Wäre es denn möglich? Sollte jemals die katholische Kirche einen Irrthum gelehrt, sollten die Verheißungen Christi uns getäuscht haben? so dachte ich. Glücklicherweise hatte ich mir bereits ein Trienter Concil angeschafft, konnte also die angeführten Worte mit dem wirklichen Text vergleichen. Und was finde ich?

Herr Professor Bretschneider hatte das Wörtchen „tantum“, „nur“, bei der Uebersetzung ausgelassen, — wie einst umgekehrt Luther das Wörtchen „allein“ in die Bibel, wo es nicht stand, hineingethan hatte; und dieses Wörtchen gab denn allerdings der Sache eine ganz andere Wendung. Bei Bretschneider hieß es: Nach katholischer Lehre bestehe die Buße nicht in einer Besserung des Lebens; nach dem wirklichen Text des Concils dagegen hieß es: die Buße bestehe nicht allein in einer Besserung des Lebens. Es wird nämlich, außer dieser Besserung für die Zukunft, auch noch eine Sühne für die Vergangenheit erfordert[1].

Endlich nahte die Zeit meines juristischen Staatsexamens. Die drei Examinatoren waren Protestanten, und Vorsitzender der Commission war Oberjustizrath Leonhardt, der nachmalige preußische Justizminister. Obgleich man offenbar meine Absicht, katholisch zu werden, kannte, hatte ich doch keinen Grund, über Mangel an Wohlwollen zu klagen. Einer der Herren, welcher mehr der gläubigen Richtung angehörte, stellte mir die Frage: „Welcher Unterschied ist

---

[1] Um ganz sicher zu sein, daß das Gedächtniß mich nicht täusche, suchte ich mir ein Exemplar des Bretschneiderschen Buches jetzt wieder zu verschaffen. Es war die „fünfte verbesserte Auflage“ (Gotha, Perthes, 1843). Dort heißt es (S. 76) wörtlich:

„Die heilige Synode zu Trient sagt (im 13. Canon der 14. Sitzung) ausdrücklich: ‚Wer dieses läugnet und sagt, die beste Buße sei ein neues, besseres Leben, der sei verflucht‘.“ In Wirklichkeit aber lautet Canon 13 der 14. Sitzung: „Wenn jemand sagt, ... die beste Buße sei nur ein neues Leben u. s. w.“

So genau nimmt es, wo es sich um Beschuldigung der katholischen Kirche handelt, mit Uebersetzung der Quellen „Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialdirector und Generalsuperintendent zu Gotha, Comthur des sächs. Ernestinischen Hausordens“!

zwischen Kirchenhoheit und Kirchengewalt?" — „Kirchengewalt", erwiderte ich, „ist das Recht des protestantischen Landesherrn, die Regierung zu führen über die protestantische Kirche; Kirchenhoheit dagegen das Recht, welches der Staat sich zuschreibt, sämtliche Kirchen seiner Oberaufsicht zu unterstellen." Der Examinator fragte alsdann nach den Ansichten über Staat und Kirche, welche im Mittelalter geherrscht; ich citirte ihm die bekannten Stellen des Sachsen- und Schwabenspiegels von den zwei Schwertern. Dann kam er auf den frühern Gegenstand zurück mit der Frage: „Sie gebrauchten vorhin den Ausdruck, ‚Kirchenhoheit sei das Recht, welches der Staat sich zuschreibt'; wird es ihm denn nicht von allen Confessionen zuerkannt?" — „Nein," entgegnete ich, „von der katholischen Kirche nicht!"

Oberjustizrath Leonhardt schien sich im stillen zu amüsiren über diese Fehde zwischen dem orthodoxen Lutheraner und dem angehenden Katholiken.

Als ich am andern Morgen zu ihm kam und den günstigen Ausgang der Prüfung hörte, war mir in der That ein Stein vom Herzen gewälzt. Auf die Frage, wo ich angestellt zu sein wünsche, erklärte ich, daß ich einstweilen keine Anstellung wolle, ließ mir indes ein Zeugniß über den glücklichen Erfolg des Examens geben und reiste hiermit nach Gesmold, um endlich einmal die wichtigste Frage meines Lebens ins reine zu bringen.

Die Aufregung und die Arbeiten der letzten Zeit hatten fast alle meine Kräfte erschöpft, fast alle Thatkraft mir benommen. Ich brütete für mich hin, las einiges aus der Heiligen Schrift oder aus katholischen Büchern, um auf diese Weise erst etwas zu ruhen und Athem zu schöpfen. Klüger wäre es vielleicht gewesen, sofort mit dem Uebertritt Ernst zu machen; so aber gab ich meinen Angehörigen Anlaß, darauf zu dringen, daß ich in diesem Zustand nicht verbleibe,

sondern mich anstellen lasse. Ich wollte natürlich nicht. Wiederum drängte man mich zu einer gemeinsamen Reise zum Vormund; wiederum ward ich von allen Seiten bestürmt, die Conversion hinauszuschieben und um eine Anstellung einzukommen. Mit Bitterkeit im Herzen sah ich, wie schlecht man das früher gegebene Wort hielt; man hatte mir ja versprochen, daß man mir nach bestandenem Staatsexamen freie Hand lassen wollte. Vorwürfe indes mochte ich niemandem machen, denn ich war überzeugt, man trete mir nur in der Meinung entgegen, mein wahres Wohl dadurch zu befördern. Um Ruhe zu haben, gab ich endlich nochmals nach, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es nur auf vier Monate geschehe, und daß man mir dann wenigstens keine weitern Hindernisse bereiten dürfe.

Nun reiste ich direct nach Hannover, reichte mein Gesuch beim Ministerium ein und erhielt einige Stunden darauf bereits meine Anstellung als Auditor beim Amtsgericht zu Lüneburg; meine Angehörigen, so vermuthe ich, hatten eine möglichst schleunige Berücksichtigung meines Gesuches betrieben, damit ich bei längerer Zögerung nicht etwa andern Sinnes würde.

In Lüneburg angelangt, mußte ich — das brachte die Stellung so mit sich — an Gesellschaften und Bällen theilnehmen, sowenig es mir jetzt auch um solche Dinge zu thun war; ich mußte bei allen, die irgendwie zur sogen. ersten Gesellschaft zählten, meine Antrittsvisiten machen — eine herzlich langweilige Arbeit! Zur Abwechslung hatte ich jedoch hierbei auch folgenden amüsanten Zwischenfall mit einem lutherischen Superintendenten. Der alte Herr begann nämlich, als er hörte, daß ich in Göttingen studirt und mich ein wenig für Theologie interessirte, weidlich seinen Ingrimm gegen die dortige theologische Facultät auszulassen; ich suchte ihm beizupflichten, soviel es eben

ging, in der Meinung, die Facultät sei dem Herrn nicht gläubig genug, im Gegensatz zu dem weit positivern Consistorium zu Hannover. Aber wie wurde ich enttäuscht, als ich wahrnahm, daß der alte Herr noch jenseits Göttingen und auf der äußersten Linken stehe und ganz nahe dem negativen Pole! Nun verhielt ich mich natürlich mehr passiv, mußte aber doch eine lange Vorlesung darüber hören, daß es eigentlich nur zwei consequente Principien gebe: das männliche und das weibliche; das männliche war natürlich der Rationalismus des Herrn Superintendenten und das weibliche der Katholicismus; alles andere sei Halbheit. Hier konnte ich denn wiederum einigermaßen beistimmen, indem ich unter dem weiblichen Princip die demüthige Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die von Gott gesetzte Autorität verstand, unter dem männlichen dagegen die stolze Auflehnung gegen dieselbe. Ich gedachte dabei im stillen der Schlußworte des „Faust“:

„Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.“

Den erlangten Aufschub ließen begreiflicherweise meine Angehörigen nicht unbenutzt. Da eine meiner Schwestern in Lüneburg verheiratet war, so reiste meine Mutter zu ihr, um längere Zeit in meiner Nähe zu sein. Man bat mich sodann, den Superintendenten Lorenzen, welchen man wohl für den bedeutendsten unter den dortigen Predigern hielt, zu besuchen und mit ihm über meine Angelegenheit mich zu besprechen. Ich that es, und so hatten wir verschiedene längere Unterredungen.

Bei einer Gelegenheit trieb mich der Superintendent ein wenig in die Enge, indem er die Frage stellte: „Können Sie in der lutherischen Kirche selig werden?“ Ich antwortete rundweg mit „Ja!“ — „Dann“, entgegnete er,

„ist es unverantwortlich von Ihnen, wenn Sie zur römischen Kirche übergehen!"

Dieser Schlußfolgerung konnte ich nun allerdings nicht beipflichten. Denn es ist doch sicher nicht unverantwortlich, ein wissenschaftliches System aufzugeben, welches man als falsch erkennt, und statt dessen zu dem richtigen öffentlich überzugehen, auch wenn von einer solchen Handlungsweise nicht gerade die ewige Seligkeit abhängt! Richtiger indes hätte ich mit folgender Unterscheidung geantwortet: Man kann im Protestantismus selig werden: Ja! — Ich kann in demselben selig werden: Nein! — Das klingt paradox, ist aber durchaus richtig. Man kann im Protestantismus selig werden; d. h. es ist überhaupt möglich, daß jemand im Protestantismus (wenn auch nicht durch den Protestantismus) selig wird, vorausgesetzt nämlich daß er nach der Taufe nie eine schwere Sünde, auch keine schwere Unterlassungssünde beging, wie es eine solche wäre, wenn er sich um die Erforschung der religiösen Wahrheit nicht kümmerte. Denn die protestantische Taufe ist (wenn alles richtig beobachtet wird) giltig, und wer als Kind giltig getauft ist und nach der Taufe keine schwere Sünde begeht, kommt ohne Frage in den Himmel. Das ist katholische Lehre. Aber ich konnte im Protestantismus nicht selig werden. Denn bei der Kenntniß, die ich von der wahren Sachlage hatte, wäre es für mich eine schwere Sünde gewesen, nicht katholisch zu werden, und das aus verschiedenen Gründen:

Erstens, weil Christus will, daß man sich denjenigen Seelenhirten unterwirft, die er gesetzt hat, nicht aber andern, die von ihm nicht gesandt sind; weil er auch will, daß man nicht ohne jede kirchliche Verbindung dahinlebe.

Zweitens, weil es für mich eine beständige Heuchelei gewesen wäre, mich am protestantischen Gottesdienste ferner zu betheiligen.

Drittens, weil es als sündhafter Ungehorsam gegen die kirchlichen Vorschriften erschiene, wenn ich dem katholischen Gottesdienste nie beiwohnte und nicht wenigstens um Ostern die heiligen Sacramente empfinge.

Mit vollem Recht also hätte ich sagen können: „Ich kann im Lutherthum nicht selig werden."

Ein anderes Mal indes war ich glücklicher in der Polemik. Nach langer Discussion nämlich sprach Superintendent Lorenzen einst mit Emphase zu mir: „Aber wie können Sie doch an die Unfehlbarkeit der Kirche glauben, da diese auf ihren Concilien so oft sich widersprochen hat!"

„Herr Superintendent," entgegnete ich in festem, gemessenem Tone, „ich gebe Ihnen hiermit das feierliche Versprechen: wenn Sie mir einen einzigen Widerspruch nachweisen, so bleibe ich Protestant!"

„Gut!" sagte er. „Im Concil von Trient ist gesagt, daß alle Menschen in der Erbsünde empfangen werden; und jetzt in diesem neuen, heillosen Dogma (er meinte die Glaubensentscheidung vom 8. December 1854) ist gesagt: Maria sei ohne Erbsünde empfangen. Da haben Sie den Widerspruch!"

„Haben Sie hier ein Concil von Trient?" fragte ich.

„Nein!"

„Nun, so kann ich Ihnen auch ohne dasselbe sagen, daß es daselbst ausdrücklich heißt: Maria solle in dieser allgemeinen Erklärung nicht einbegriffen sein."

„Einerlei," entgegnete er. „Aber Maria hat doch gesündigt!"

„Wann denn?"

„Als sie ihren zwölfjährigen Sohn allein im Tempel zurückließ; das war unverantwortlich von einer Mutter!"

„Herr Superintendent! Wenn das unverantwortlich war von der Mutter, so war es auch unverantwortlich von dem

Sohne, ohne Erlaubniß der Mutter zurückzubleiben. Also hätte nach Ihnen auch Christus gesündigt!"

Der Herr Superintendent blieb die Antwort schuldig und schuldet mir bis auf den heutigen Tag noch den Nachweis eines aus der Reihe der behaupteten zahlreichen Widersprüche in den Concilien. Unsere Religionsgespräche aber waren damit so ziemlich erledigt.

Mittlerweile hatte der biedere alte Graf Kerssenbrock meiner nicht vergessen. Er schlug mir in einem Briefe vor, ich solle mich schriftlich an den Jesuiten-Pater Haßlacher in Paderborn wenden, falls ich noch irgendwelche theologische Schwierigkeiten hätte. Solche hatte ich nun allerdings kaum mehr. Nur eine Dunkelheit beschäftigte mich gerade noch; und um über sie Aufklärung zu erhalten, benutzte ich die dargebotene Gelegenheit. Es schien mir nämlich die berühmte Weissagung des Daniel von den 70 Jahrwochen[1], welche vom Wiederaufbau des Tempels bis zum Auftreten und dem Tode des Messias und zu der immer dauernden Verwüstung des jüdischen Tempels verfließen sollten, nicht ganz mit der Wirklichkeit zu stimmen. Einige aufklärende chronologische Notizen des Paters, namentlich in betreff der alten persischen Geschichte, brachten indes die Sache leicht ins reine und halfen eine andere Schwierigkeit, die ich früher gehabt, noch gründlicher beseitigen.

Während ich nämlich mit ganzer Liebe und Hingabe zu der alten, legitimen, von Christus selbst gestifteten Kirche mich hinwandte und alle Irrlehren als revolutionäre Neuerung und Auflehnung gegen das Althergebrachte verabscheute, kam mir hie und da der Gedanke: Könnten nicht die Juden etwa mit demselben Recht uns Christen insgesamt als unberechtigte Neuerer verdammen? — Ein gesunder Instinct

[1] Daniel 9, 24—27.

empörte sich freilich sofort bei diesem Gedanken, angesichts einerseits der welterneuernden, segensreichen Wirksamkeit des Christenthums, und andererseits jenes Charakters, welchen das jüdische Volk, seit es den Messias gekreuzigt, in allen Landen zur Schau trägt. Aber es handelte sich um eine genaue wissenschaftliche Widerlegung des Einwurfes. Doch auch diese war nicht schwer.

Die sogen. Reformatoren nämlich setzten sich mit der Vergangenheit in Widerspruch. Christus that das nicht, gemäß seines Wortes: „Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern zu erfüllen.“ [1]

Zu erfüllen kam er in der That. Denn der ganze Alte Bund, das jüdische Volk selbst von Abraham bis Christus war gleichsam nur eine offene Frage, welche ihre Lösung finden sollte durch den erwarteten Messias. Im Paradiese war dieser vorhergesagt als der Same des Weibes, welches der Schlange den Kopf zertreten sollte [2]. Der sterbende Patriarch Jakob hatte verheißen, daß das Scepter nicht weichen werde von Juda, „bis der kommt, so gesandt soll werden, auf den die Völker harren“ [3]. Moses hatte fünfzehn Jahrhunderte vor Christus ihn als den Gesetzgeber angekündigt, welchen die Juden hören sollen [4]. Isaias hatte sieben Jahrhunderte vor seinem Erscheinen ihn bis ins einzelnste beschrieben als den Mann der Schmerzen [5]. Daniel hatte zwei Jahrhunderte später die Zeit bestimmt, in welcher die „ewige Gerechtigkeit gebracht, Gesicht und Weissagung erfüllt, der Allerheiligste gesalbt werde“. „Und nach den 62 Wochen“, so fügte er hinzu, „wird Christus getödtet werden: und es wird sein Volk nicht sein, das ihn

[1] Matth. 5, 17. [2] 1 Mos. 3, 15.
[3] 1 Mos. 49, 10. [4] 5 Mos. 18, 15—19.
[5] Is. 53; vergl. Zach. 11, 12.

verläugnen wird. Und ein Volk wird mit einem kommenden Fürsten Stadt und Heiligthum zerstören: ihr Ende wird Verwüstung sein, und die Verwüstung ist beschlossen bis zum Ende des Krieges. Aber in einer Woche wird er vielen den Bund stärken, und in der Mitte der Woche wird Schlachtopfer und Speisopfer aufhören: im Tempel wird der Greuel der Verwüstung sein und die Verwüstung bis zum letzten Ende dauern." [1] Dieser Tempel war jener, welcher nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft erbaut ward, welchen Titus im Jahr 70 n. Chr. zerstörte, welchen man seitdem vergebens aufzubauen versucht hat und seit dessen Zerstörung von den Juden keine Opfer mehr dargebracht werden können, weil das Opfer ihnen nur im Tempel zu Jerusalem erlaubt ist. Es war derselbe Tempel, von dem Malachias und Aggäus verkündeten, daß in ihn der Messias eingehen werde [2], so daß vor seiner Zerstörung der Messias erscheinen mußte.

Christus kam in der That nicht, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen; er bewies seine göttliche Sendung durch zahlreiche Wunder; so durch die Auferweckung des Lazarus und seine eigene Auferstehung und Himmelfahrt — alles Thatsachen, die von vielen Augenzeugen beurkundet wurden, Thatsachen, für deren Wahrheit Tausende und Millionen von Märtyrern jeden Alters und Standes unter den entsetzlichsten Qualen freudig ihr Leben einsetzten. Er bewies die Göttlichkeit seiner Stiftung, des Christenthums, durch die merkwürdige Verbreitung und Dauer desselben. Denn diese Verbreitung geschah nicht durch Feuer und Schwert, wie beim Mohammedanismus, sondern vermittelst friedlicher

[1] Dan. 9, 26. 27. Gemäß einer andern Uebersetzung: „Am Ende des Krieges ist die Verödung beschlossen." — Die „Wochen" sind bekanntlich Jahrwochen, d. h. Zeiträume von sieben Jahren.

[2] Malach. 3, 1. Agg. 2, 10.

Predigt des Evangeliums vom Kreuze, der freilich das Martyrium von Millionen Blutzeugen und zahlreiche Wunder als Zeugniß von oben zur Seite standen. Und falls man diese Wunder allen historischen Zeugnissen zum Trotz läugnen wollte, so würden wir mit dem hl. Augustinus (De civ. Dei 22, 5) und mit Dante sprechen:

„Wenn ohne Wunder sich zum Christenthume
Die Welt bekehrt hat, dann ist dieses eine
So groß als hundertfach die andern alle.“ [1]

Das Christenthum ist also die Erfüllung und deshalb die legitime Fortsetzung des vorchristlichen Judenthums, und ein großer Theil des jüdischen Volkes ging und geht noch beständig mit Aufgebung seiner gesonderten nationalen Existenz in die Weltkirche ein. Die übrigen aber, denen das Kreuz ein Aergerniß war, welche nicht einen „Mann der

[1] Wunder, welche Christus oder in seinem Namen seine Jünger zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung verrichteten, siehe bei Matth. 4, 24; 8, 2. 3. 13. 15. 16. 32—34; 9, 5—7. 22. 25. 33; 12, 13. 22; 14, 14. 19—36; 15, 28—38; 17, 2 ff. 17. 26; 20, 34; 27, 45. 51—54; 28, 2 ff., und ähnlich überall bei den andern drei Evangelisten; vergl. auch Apg. 1, 1—11; 2, 2 ff.; 3, 6; 5, 15. 16. — Weissagungen Christi, welche durch den Erfolg bestätigt wurden, siehe z. B. bei Matth. 16, 21; 17, 21. 22; 20, 18. 19; 21, 43; 24, 3—5. 14; 26, 2; Luc. 14, 9 und an vielen andern Stellen. — Daß Christus, unter Berufung auf seine Wunder, als der verheißene Messias auftritt, siehe unter anderem bei Matth. 3, 11—17; 11, 2—6; 16, 16. 17. 20; 24, 5; 26, 63. 64; 28, 18; bei Joh. 10, 37; 14, 12; 15, 24.

In betreff der Auferstehung Christi vergl. Matth. Kap. 27 und 28; Marc. Kap. 15 u. 16; Luc. Kap. 23 u. 24; Joh. Kap. 19—21; Apg. Kap. 1 u. 2; 1 Kor. Kap. 15. — Siehe Wilmers Lehrbuch der Religion Bd. I § 84—86 (S. 121—127). — Für den Beweis der Gottheit Christi, dieses Cardinalpunktes des ganzen Christenthums, verweisen wir auf das treffliche Schriftchen des P. Roh: „Was ist Christus?“ (Freiburg, Herder.)

Schmerzen", sondern einen glorreichen, irdischen Eroberer als ihren Messias wollten: diese übrigen liefen seitdem zahllosen Betrügern nach, welche die Rolle des Messias zu spielen versuchten, bis man endlich, nachdem die vorausgesagte Zeit des Messias längst verstrichen, an seiner Ankunft verzweifelte, oder auch wohl in der modernen Geldherrschaft der Juden den gewünschten irdischen Messias erblickte.

Es ist also ein himmelweiter Unterschied zwischen der Art und Weise, wie das Christenthum aus dem Judenthum hervorging, und der Entstehung des Protestantismus. Der Protestantismus war eine Auflehnung gegen das ganze bisherige Christenthum; das Christenthum dagegen war nur die Erfüllung dessen, was lange zuvor dem Judenthum angekündigt war. Die Stifter des Protestantismus konnten sich zu ihrer Legitimation durch Gott in keiner Weise auf Wunder berufen; der Stifter des Christenthums dagegen legitimirte sich als der gottgesandte Messias überreichlich durch Wunder.

So war denn mein Legitimitätssinn (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf) dem Judenthum gegenüber ebenso befriedigt wie einst früher gegenüber den schismatischen Griechen des Orients.

Inzwischen kam mir von Mainz her ein Mahnruf. Freund O., den ich in Göttingen kennen gelernt, studirte jetzt im dortigen Seminar Theologie. Er hatte meiner nicht vergessen. Als ich einst spät in der Nacht von einem Ball nach Hause kam, fand ich einen Brief von ihm vor; ich erbrach denselben noch vor dem Schlafengehen und fand als Einlage einen Brief des Grafen G. Graf G. hatte ebenso wie Freund O. die Jurisprudenz mit der Theologie vertauscht und bereitete sich jetzt in Mainz zum Priesterthum vor. Ohne mich persönlich zu kennen, mahnte er mich liebreich, aber auch ernst, festzuhalten an der erkannten Wahrheit und

Pflicht. „Das Himmelreich", so schrieb er, „leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich." Auch Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche einige Jahre früher zur katholischen Kirche zurückgekehrt war, ließ mich durch Freund O. in meinem Vorhaben bestärken.

Alles dies war mir ein Mahnruf, endlich einmal Ernst zu machen mit der Ausführung meines Entschlusses und von der Theorie überzugehen zur Praxis. Da zugleich die vereinbarten vier Monate nächstens abliefen, so richtete ich ein Urlaubsgesuch an das Justizministerium „zum Zweck einer in das südwestliche Deutschland aus persönlichen Gründen zu unternehmenden Reise". Mein Gesuch ward genehmigt; am 10. Mai 1855, genau vier Monate nach meiner Anstellung, konnte ich Lüneburg verlassen; in Hannover besuchte ich Se. Exc. Minister Windthorst, mit welchem mein Vormund mich in Verbindung gesetzt hatte; in Göttingen verbrachte ich mit Freund v. W. noch einige herzliche, aber wehmüthige Stunden, und dann ging's in der Nacht weiter über Kassel dem Süden zu.

XIII.

Am Ziele.

Nacht war es auch beinahe in meinem Innern geworden. Seit mehr als zwei Jahren hatte ich an keinem Gottesdienst mich betheiligt; die Religion aber will praktisch geübt sein, soll sie nicht allmählich erlöschen. Allerdings war ich von der Wahrheit des Katholicismus überzeugt; diese Ueberzeugung indes war eben mehr eine theoretische und darum

weniger erwärmende. Dazu gesellten sich die stets wiederholten Angriffe von protestantischer Seite, welche vielfach die katholische Kirche in den Koth zogen, unbekümmert, ob hiermit nicht das Christenthum überhaupt in Trümmer ging. So erschien ich mir wie ein einsamer Wanderer in finsterer Nacht, welcher sich erinnert, daß er in einer Richtung ein Licht hat blinken sehen und diese Richtung daher unverwandt einhält, überzeugt, daß in keiner andern Heil zu erwarten ist. Das Licht war für mich die katholische Kirche, aber es leuchtete nur wie aus weiter Ferne. Bei ihr war Rettung zu hoffen gegen geistigen Schiffbruch; sonst nirgends. Alles übrige: Lutherthum, Hegelianismus, Kantianismus, war ewiges Dunkel oder höchstens ein Irrlicht.

Die äußern Umstände entsprachen meiner Stimmung. Ich kam aus den öden Heiden des Nordens; dort war es noch winterlich kahl; für die Reise hatte ich einen vollständig schwarzen Anzug gewählt, als ginge es zum Tode. Wer als Katholik aufgewachsen ist, macht sich wohl kaum einen Begriff davon, was es für einen Protestanten heißt, sich zum Uebertritt in die katholische Kirche einem katholischen Geistlichen auszuliefern.

Allmählich dämmerte der Morgen; die Sonne ging auf, und bald fuhr ich durch die schönen Gefilde des Rheingaues zwischen Frankfurt und Mainz. Die Obstbäume auf den Aeckern standen in herrlichster Blüthe; es war, als wollten sie auch in mir Frühlingsgedanken erwecken.

Endlich langte ich in Mainz an. Mein erster Gang war in das Seminar, meinen alten Freund O. aufzusuchen; denn er war für mich die einzige bekannte Seele in der ganzen Stadt. Ich frage nach ihm, aber es heißt, er sei erst nach einer Stunde zu sprechen. So mußte ich mich in der Stadt noch umhertreiben und stehe eine Stunde später wieder an der Pforte des Seminars und trete in dasselbe ein. Bald

sehe ich die Seminaristen in langer, schwarzer Reihe durch den Kreuzgang an mir vorüberziehen; noch einmal bäumt sich in mir der alte Protestant auf: Also zu diesen Schwarzen willst du dich begeben? vielleicht gar einer von ihnen werden? · Plötzlich gewahrt mich einer aus der schwarzen Reihe, kommt eilends und freudestrahlend auf mich zu, mich zu bewillkommnen. Es war O., der ganz glücklich war, daß ich festgehalten. Sogleich führt er mich zur bischöflichen Wohnung, macht mich dort mit Graf G. bekannt, welcher, obwohl Seminarist, beim Bischof als dessen Kaplan wohnte. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung — denn brieflich kannten wir uns ja schon — geht's weiter zum Zimmer des hochwürdigsten Bischofs, und da stehe ich denn plötzlich vor einem Manne voll Würde und Hoheit und doch zugleich voll wohlthuender Milde, wie ich kaum etwas Aehnliches gesehen. Es war Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz.

Mit väterlicher Güte nahm er mich auf. Gerade saß bei ihm der damalige Domkapitular, spätere Domdecan und Generalvicar Dr. Heinrich. „Da kann ich Sie gleich dem rechten Mann übergeben", meinte der Bischof lächelnd, und Dr. Heinrich bewillkommnete mich in seiner muntern, gewinnenden Weise als angehenden Schüler.

Ich hatte das Glück, beim Bischof im Hause wohnen zu dürfen, in einem freundlichen, stillen Zimmerchen, welches ebener Erde nach dem Garten hinausging und von hübschen Akazien beschattet wurde. An den Wänden hingen uralte deutsche Gemälde, ehemalige Altarbilder, wie es schien. Eine klösterliche Stille herrschte hier, und ein Friede, wie ich ihn lange entbehrt hatte. Es war das Zimmer, welches Pater Bonaventura, der frühere Husarenoffizier, welcher in Mainz als Kapuziner starb, zu bewohnen pflegte, wenn er seinen Bruder, den hochwürdigsten Bischof, besuchte. Hier

konnte ich mich sammeln und vorbereiten für den wichtigen Schritt, welchen zu thun ich im Begriff stand.

Abends nach dem Nachtessen lud mich Graf G. ein, ihn zur Maiandacht in die Seminarkirche zu begleiten. Zum erstenmal seit langer Zeit wohnte ich wieder einem Gottesdienste bei: aber ich getraute mich kaum, die Kniebeugungen und die sonstigen katholischen Ceremonien mitzumachen, indem ich mich als Protestant hierzu fast nicht für berechtigt hielt. Der Chor sang ein künstliches, wie ich später hörte, lange eingeübtes Stück, aber das ließ mich kalt. Dann jedoch kam ein ganz einfacher Gesang, den Katholiken wohl längst bekannt, mir aber neu: es war das Gebet „Angelus Domini. . .", welches man zur Erinnerung an die Menschwerdung des Sohnes Gottes dreimal täglich auf dem katholischen Erdkreis beim Aveläuten betet:

Angelus Domini nuntiavit Mariae, et concepit de Spiritu Sancto.

(Der Engel des Herrn verkündigte Mariä, und sie empfing vom Heiligen Geiste.)

Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus, et benedictus fructus ventris tui: Jesus. Sancta Maria, mater Dei, ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae. Amen!

(Gegrüßet seist du, Maria! Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes[1]: Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!)

Ecce ancilla Domini! Fiat mihi secundum verbum tuum.

(Siehe, ich bin eine Magd des Herrn! Mir geschehe nach deinem Worte[2].)

Ave Maria etc.

Et Verbum caro factum est et habitavit in nobis.

(Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet[3].)

Ave Maria etc.

[1] Luc. 1, 28. 42. [2] Luc. 1, 38. [3] Joh. 1, 14.

Es war mir, als wenn das Herz, welches unter den verschiedenen Kämpfen und Zweifeln und Disputationen fast zu Eis gefroren war, plötzlich aufthauen wollte; es ergriff mich wundersam, ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, und von da an fühlte ich mich heimisch in der katholischen Kirche. Die theoretische Betrachtung des Katholicismus aus der Ferne war der unmittelbaren praktischen Betheiligung am katholischen Leben gewichen.

Andern Tags begann nun Dr. Heinrich mit mir den eigentlichen Convertitenunterricht; er gab mir Deharbes Großen Katechismus, damit ich ihn durchläse und dann fragte, falls ich auf Schwierigkeiten stieße. Indes die Sache war bald erledigt; er sah, daß ich in der katholischen Lehre schon ziemlich zu Hause war, und Schwierigkeiten zeigten sich nicht. Nur eine kam noch zum Vorschein, von der ich jedoch zum voraus überzeugt war, daß sie sich lösen lasse, nämlich die Verurtheilung Galileis. Einerseits hegte ich keinen Zweifel an der Richtigkeit des coppernicanischen Systems, nach welchem die Erde sich um die Sonne dreht, nicht umgekehrt; andererseits hatte ich stets gehört, die Kirche habe dieses System verdammt und Galilei zum Widerruf gezwungen. Dr. Heinrich beruhigte mich mit einigen Worten, und später, als ich die Sache mit Muße studirte, sah ich, daß auch diese Frage, wie so manche andere, vollständig entstellt und verzerrt war durch protestantische Geschichtsfabeln. Nie ist das coppernicanische System durch das höchste, unfehlbare Lehramt der Kirche verurtheilt worden; wenn eine Congregation von Cardinälen, und wäre es auch unter dem Vorsitze des Papstes, Galilei verurtheilte und zum Widerruf zwang, so hatte einerseits derselbe durch sein unrechtschaffenes Vorgehen das verschuldet, andererseits aber macht eine solche richterliche Entscheidung auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch. Gesetzt, man habe Galilei gezwungen, etwas als wahr

Erkanntes zu widerrufen, so mußte er, seinem Gewissen folgend, den Widerruf verweigern und die Folgen über sich ergehen lassen. Aehnliches kann ja auch bei anderen richterlichen Entscheidungen vorkommen, die etwa auf falsche Zeugenaussagen hin gefällt werden. Eine Schwierigkeit gegen die kirchliche Unfehlbarkeit liegt in der Sache jedenfalls nicht.

Während dieser Tage hatte ich die Freude, täglich bei Tisch und nach Tisch mit dem hochwürdigsten Bischof zu verkehren. Sein Wesen war herzlich und natürlich, aber stets mit einem gewissen Ernst gepaart. Selbstverständlich wird er sich in meinem Interesse gefreut haben, daß ich zum Besitze der Wahrheit gelangt war. Aber wenn ich hätte durchblicken lassen, wie das von Convertiten wohl geschieht, daß ich glaube, auch meinerseits der katholischen Kirche durch meinen Uebertritt einen erheblichen Dienst zu leisten, sicher hätte er mir liebevoll lächelnd gesagt: „Sie bedürfen der katholischen Kirche! Aber glauben Sie ja nicht, daß die katholische Kirche irgend jemandes bedarf!“ Als ich von meinem juristischen Examen erzählte, wie ich die Kirchengewalt definirt hätte als die Gewalt des Landesherrn, über die protestantische Kirche zu regieren, und als ich etwas spöttisch hinzufügte, der Examinator habe jenes „über die protestantische Kirche“ corrigirt und dafür haben wollen: „in der protestantischen Kirche“, erhielt ich eine wohlverdiente Zurechtweisung; der Examinator, meinte der Bischof, habe ganz recht gehabt. Ich schwieg, denn ich fühlte, daß sein Tadel begründet war; zugleich aber sah ich, wie unendlich weit Katholiken davon entfernt sind, Protestanten, wie diese so leicht vermuthen, durch Schmeicheleien oder andere unlautere Mittel zu sich herüberziehen zu wollen.

So verstrichen einige Tage, bis mich eines Abends Dr. Heinrich fragte: „Wie steht's? Ist's Ernst? Sind Sie noch entschlossen, überzutreten?“

„Gewiß!“ sagte ich, indem ich zugleich die ganze Tragweite meiner Erklärung fühlte.

„Gut! Dann beginnen wir morgen früh die geistlichen Uebungen.“

Nun ging es also in die geistlichen Exercitien des hl. Ignatius. In ihnen eröffnete sich mir eine neue Welt, obgleich die Gegenstände, welche ich in der Einsamkeit zu betrachten hatte, eben nichts anderes waren, als was der Katechismus lehrt: die sogenannten ewigen Wahrheiten und das Leben Christi. Wer diese Tage der Einsamkeit nicht selbst durchlebt hat, dem würde man vergeblich ein Bild derselben zu entwerfen versuchen. Von dem Büchlein der Exercitien, welches der hl. Ignatius von Loyola, obwohl damals noch ohne jede theologische Bildung, verfaßte, und welches die Grundlage der seit drei Jahrhunderten üblichen Exercitien bildet, sagt der hl. Franz von Sales, es habe mehr Heilige gebildet, als es Buchstaben enthalte. Der Bischof von Mainz aber erklärte mir nach Beendigung derselben scherzend: „Jetzt kennen Sie die ganzen Geheimnisse des Jesuitenordens.“ Seine Worte habe ich bis auf den heutigen Tag durchaus bestätigt gefunden. Denn die Wirksamkeit, welche der Jesuitenorden in den äußern Missionen, in den Volksmissionen des Inlandes, im Unterricht und in der Erziehung, in der Wissenschaft u. s. w. entfaltet, verdankt ihre Kraft nicht etwa ich weiß nicht welchen Ränken, sondern ganz vorherrschend dem lebendigen Durchdrungensein von den Grundwahrheiten des Christenthums, wie es in den Exercitien tief dem Geiste des Betrachtenden eingeprägt wird.

Dem hochwürdigsten Bischof schien es, daß meine Kräfte zu sehr erschöpft seien, und er bat daher Dr. Heinrich, die Exercitien abzukürzen. Früher, als ich es erwartet, erklärte mir dieser also eines Abends, ich könne andern Tages das Glaubensbekenntniß ablegen, um so in die Kirche aufgenommen zu werden.

Am nächsten Morgen war die kleine Hauskapelle festlich geschmückt. Dr. Heinrich las die heilige Messe; Graf G. und mein Freund O. (der jetzt schon längst in der Ewigkeit weilt) dienten bei derselben — sämtlich, wie auch der hochwürdigste Bischof selbst, durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ehemalige Juristen. Mit fester Stimme verlas ich das katholische Glaubensbekenntniß, und — nun war ich endlich, wonach ich mich so lange gesehnt, in vollem Sinne Mitglied der einen, heiligen, allgemeinen, von Christus selbst gestifteten, sichtbaren Kirche! Ein Gefühl unaussprechlicher Freude überwältigte mich; es war vor allem der Gedanke, daß der entscheidende Schritt geschehen, daß ich Ruhe gefunden, daß die Zeit des Forschens und Disputirens vorüber, und ich jetzt nicht länger mehr ängstlich zu prüfen habe, ob ich diesen außerordentlichen Schritt wirklich thun solle.

Nach Beendigung des Actes zog ich mich in mein stilles Zimmerchen zurück, und es war mir, als könne ich endlich einmal frei aufathmen, als habe ich nun Boden unter den Füßen, als sei mir eine centnerschwere Last vom Herzen genommen. Vor übergroßer Freude fiel ich dem Grafen G., welcher bald darauf zu mir hereintrat, um den Hals.

Doch eine Schwierigkeit war noch zu überwältigen: die erste Beicht, welche über das ganze bisherige Leben abgelegt werden mußte. Ich hatte solche Angst vor derselben, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden; ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei zu benehmen habe, und von der Buße, die man mir auferlegen würde, hatte ich ganz abenteuerliche Vorstellungen; mindestens, dachte ich, müsse ich einige Stunden auf Erbsen knieen oder ähnliche Bußwerke verrichten. Als nun Dr. Heinrich mit mir die Beicht begann, da kniete ich nieder, wußte aber nicht, was ich sagen sollte, denn die allgemeine Anklageformel, mit

der man gewöhnlich anfängt, war mir unbekannt. Indes Dr. Heinrich half mir, sagte die Formel für mich, fragte über dieses und jenes, gab mir am Schluß als Buße einige kleine Gebete zu verrichten, sprach mich an Gottes Statt los von meinen Sünden, und — die ganze furchtbare Operation war geschehen. So leicht hatte ich sie mir in der That nicht vorgestellt.

Es folgte nun die erste heilige Communion; einige Tage später, am zweiten Pfingsttage, erhielt ich vom hochwürdigsten Herrn Bischof im Dom, gemeinschaftlich mit einigen Erwachsenen und einer ganzen Schar von Kindern, das Sacrament der Confirmation, und ich schwamm jetzt wahrhaft in einem Strom von Wonne und Freude.

XIV.

Nach dem Uebertritt.

Mein Glück war zu groß für diese Erde, zu groß, als daß es ungetrübt hätte dauern können; auf den Sonnenschein mußte Regen folgen.

Es war nunmehr an der Zeit, daß ich mich zu Hause als Katholik zeigte, und da mir selbst der Name „Katholik" unwillkürlich noch immer ich weiß nicht was für einen sonderbaren, fast gehässigen Klang hatte, so mußte ich natürlich bei meinen Angehörigen einige Entfremdung fürchten.

Ich fuhr also den Rhein hinab, besuchte in Köln den Dom, jetzt mit ganz andern Gefühlen als ehemals, kaufte mir in der Nähe desselben einen Rosenkranz, um mich auch mit dieser Waffe eifriger Katholiken auszurüsten, und fuhr

dann bis Bielefeld, wo ich etwa um 3 Uhr morgens ankam. Sofort machte ich mich weiter auf den Weg, um die letzte Strecke von drei bis vier Stunden zu Fuß zurückzulegen; unterwegs betete ich wiederholt den Rosenkranz. Endlich bog ich rechts in die alte Eichenallee hinein, ging durchs Thor und den langen Hofraum hinab, bis ich beklommenen Herzens im Wohnhause anlangte. Es war der schwerste Gang meines Lebens.

Als der Jüngste unter den Geschwistern war ich früher von allen stets gerne gesehen; jetzt glaubte man, so schien es, die protestantischen Familientraditionen, von denen ich abgewichen, mit einigem Nachdruck aufrecht erhalten zu müssen. Und doch war ich mir bewußt, nur gethan zu haben, was meine Pflicht verlangte; wenn ich gefehlt, so war es eher dadurch, daß ich, allzu nachgiebig und rücksichtsvoll gegen meine Angehörigen, zweimal den Uebertritt hinausgeschoben. Eine gemüthskranke Schwester indes kam mir an der Thüre herzlich entgegen; ihr geistiges Leiden ließ sie auch mein Leiden verstehen; seit vielen Jahren ist sie bereits in der Ewigkeit, hatte aber, obgleich sie als Stiftsdame in einem protestantischen Kloster in Mecklenburg starb, das Glück, während der letzten Monate bis zu ihrem Tode von einer Barmherzigen Schwester gepflegt zu werden. Als sie starb und mir als einem Ordensmanne sonst nichts vermachen konnte, schrieb sie in ihr Testament: sie vermache mir ihr Herz.

Es war jetzt zu Hause, das sah ich bald, meines Bleibens nicht; und da ich augenblicklich nicht wußte, wohin mich wenden, so reiste ich zu meinem guten alten Vormund und Onkel, in dessen Familie ich, obwohl als ganz unerwarteter Gast, die liebevollste Aufnahme fand. Dann ging es zu andern Verwandten und Freunden; ich besuchte auf der Kettenburg unweit Verden Herrn von der Kettenburg,

den bekannten mecklenburgischen Convertiten; dann sah ich in Hannover zwei meiner Brüder, die als Offiziere dort lebten; endlich entschloß ich mich, da noch mehrere Wochen von meinem Urlaub erübrigten, in den katholischen Süden zurückzugehen, um in Mainz theilzunehmen am Bonifatiusfest, welches zur Feier des elfhundertjährigen Gedächtnisses des Martyrertodes dieses großen Apostels von Deutschland acht Tage hindurch gefeiert wurde.

Hier ward mir wieder wohl. Die Stadt war festlich geziert. Voll Begeisterung wohnte ich den erhabenen Feierlichkeiten bei; im Dome, beim Hochamte, predigte jeden Morgen einer der fünfzehn anwesenden Bischöfe; abends betrat Pater Lamezan aus der Gesellschaft Jesu die Kanzel, und nach der Predigt ward von der ganzen Volksmasse die Litanei zur Wiedervereinigung Deutschlands im wahren Glauben gebetet. Man wird begreifen, mit welcher Inbrunst ein Convertit sich diesem Gebete anschloß, nachdem er eben gerade zu diesem Glauben zurückgekehrt war, diesem Glauben, welchen drei Jahrhunderte früher seine Voreltern verlassen hatten.

Auch neue Verbindungen mit Katholiken wurden angeknüpft. Ein alter, würdiger katholischer Decan, ganz aus der Nähe meiner Heimat, war mir täglich ein lieber Gesellschafter; wir wohnten zufällig in demselben Hotel, und er hatte mich erkannt. Dem hochwürdigsten Bischof von Hildesheim, zu dessen Diöcese ich in Lüneburg gehörte, machte ich meine Aufwartung; ebenso dem Grafen Joseph zu Stolberg, dem Vorstand des Bonifatiusvereins. Von beiden ward ich mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen.

Nach dem Schluß des Festes reiste ich nach Heidelberg, um die alten Bekannten wiederzusehen. Die treffliche alte Frau Rath Schlosser auf Stift Neuburg, welche

bereits von meinem Uebertritt gehört, kam mir voll herzlicher Freude schon in der Flur ihres Hauses entgegen, um zu gratuliren; sie gab zur Feier meiner Conversion ein kleines Diner, bei welchem ich den Ehrenplatz erhielt zwischen ihr und dem alten Hofrath Zell. Auf einem Abstecher nach Speier besuchte ich gemeinschaftlich mit einem Heidelberger Freunde, Grafen Gr., einem französischen Legitimisten, dessen Gastfreundschaft ich genoß, den hochwürdigsten Bischof Nikolaus von Weis und Domkapitular von Molitor; ersterer war erstaunt, da ich mich als Convertiten ihm vorstellte; er hatte früher auf Stift Neuburg sich verschiedentlich mit mir unterhalten, aber stets geglaubt, ich sei katholisch. Auch die Familie v. S. in Mannheim hätte ich gerne besucht, um der Tochter zu danken, daß sie mich, wie ich vermuthete, glücklich herübergebetet; allein man konnte allzu leicht andere Absichten hinter meinem Besuche vermuthen, und zu solchen wollte ich in keiner Weise Veranlassung geben; denn schon längst ging ich mit dem Plane um, mich dem geistlichen Stande zu widmen. Sollten diese Zeilen ihr je zu Gesicht kommen, so mögen dieselben statt meiner ihr den, wenn auch späten Dank abstatten.

Nun war der Zweck meines Urlaubs nach allen Seiten hin erreicht, und ich kehrte, obwohl derselbe noch lange nicht abgelaufen war, in den Norden zurück. In Hannover besuchte ich wiederum Minister Windthorst; bei meiner Abreise hatte er gemeint, ich solle nach geschehenem Uebertritt mich in eine katholische Stadt, etwa nach Meppen, versetzen lassen, um das katholische Leben praktisch kennen zu lernen. Jetzt, nach abermaliger Prüfung, hielt er es für besser, daß ich nach Lüneburg zurückgehe, als sei nichts vorgefallen; nur solle ich nicht viel disputiren, denn das nütze doch nichts. Ich erschien also zur Ueberraschung meiner dortigen Bekannten plötzlich wieder in Lüneburg. Mein Uebertritt hatte daselbst

viel Aufsehen erregt. Das war begreiflich; denn Lüneburg hatte bereits vor mehr als drei Jahrhunderten die Augsburger Confession mit überreicht und war seitdem durch und durch protestantisch. Welche Vorstellungen dort vielfach über Katholiken herrschten, kann man aus folgendem Vorfall entnehmen, der mir aus guter Quelle mitgetheilt ward. In einem benachbarten Dorfe hatte eine Person von Einfluß — vermuthlich der Schulmeister — den Leuten gesagt, Katholiken gebe es überhaupt nicht mehr in der Welt. Nun wollte aber das Unglück, daß gerade damals eine kleine katholische Missionskirche in Lüneburg gebaut ward und daß diese Thatsache in jenem Dorfe ruchbar wurde. Natürlich eine Verlegenheit für den Schulmeister (oder wer immer es war). Doch er wußte sich zu helfen und erzählte den Leuten: einige Katholiken gebe es allerdings noch, nämlich in Spanien; die seien aber von dort vertrieben und nach Lüneburg gekommen, und deshalb werde dort die katholische Kirche gebaut. — Ich erinnere mich auch, wie ich einst selbst bei Gericht das Protokoll aufnehmen mußte in einer Injuriensache, bei welcher die Injurie darin bestand, daß ein Weib einem andern vorgeworfen, ihr Mann sei katholisch, und wenn jemand mit einem Katholiken zu thun habe, so sei das so gut, als wenn er mit dem Teufel zu thun habe. Ganz lakonisch schrieb ich den Vorgang möglichst wörtlich in mein Protokoll; mein Chef, der protestantische Amtsrichter, mochte aber wohl einige Verlegenheit fühlen ob so höflicher Behandlung der Katholiken durch Protestanten. Ich selbst war damals schon Katholik.

In den mir bekannten Kreisen ward ich indes trotz meines Uebertritts mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen. Manche hatten sogar ein gewisses Interesse an dem Schritt. Selbst mit einigen lutherischen Predigern von der positivern Richtung, auch mit meinem alten Gegner, Superintendent

Lorenzen, stand ich in guten Beziehungen. Letztern traf ich einst in der herrlichen alten St. Johanneskirche, die restaurirt wurde und daher offen stand. Sie hatte in katholischen Zeiten 40 Altäre, und 120 Geistliche waren bei ihr angestellt. Noch jetzt war manches von ihrer alten Pracht vorhanden; außer ihren fünf Schiffen hatte sie an beiden Seiten der ganzen Länge nach eine Reihe von Seitenkapellen, die gleichsam ein sechstes und siebentes Schiff bildeten; mancherlei Schnitzwerke und Statuen und sonstige katholische Reminiscenzen fanden sich in dem weitschichtigen Bau zerstreut. Das wurde also restaurirt bezw. fortgeschafft. Als ich nun Herrn Superintendenten Lorenzen dort traf, meinte dieser scherzend: „Sie ärgern sich wohl, daß wir unsere Kirche so schön restauriren?“ — „Durchaus nicht!“ erwiderte ich ihm in demselben Tone. „Sie thun es ja nur für uns; denn nach 50 Jahren haben wir die Kirche.“ — Ein anderer protestantischer Herr, mit dem ich einst die Kirche betrat, schien übrigens nicht gerade erbaut von dem Zustande derselben. „Nicht wahr,“ sagte er halb wehmüthig zu mir, „es sieht hier aus wie in einem Hause, aus welchem man ausziehen will?“ Ich konnte ihm nur beistimmen.

Lüneburg erschien mir wie ein zweites Herculanum und Pompeji, welches seine mittelalterlichen Erinnerungen, die von der gegenwärtigen Bevölkerung nicht mehr verstanden wurden, mit ähnlicher Treue bewahrt wie jene Städte die des heidnischen Alterthums. Alle Kirchen stammten aus katholischer Zeit. Außer der oben erwähnten hatte eine andere 80, eine dritte 60 Pfründen gehabt. Unter den Klöstern hatte sich die gewaltige Benediktinerabtei St. Michael ausgezeichnet, deren Bibliothek jetzt Stadtbibliothek war und unter anderem ein herrliches Manuscript der Goldenen Bulle mit Illustrationen enthielt. Ich ließ mir vom Bibliothekar, einem „Meister vom Stuhl“, mitunter Werke der Kirchenväter

geben. Er mochte sich wundern, daß ich so alte Sachen studire. Im Kloster Lüne, in unmittelbarer Nähe der Stadt, lag, noch offenbar aus katholischer Zeit, ein Teppich vor dem Altar, in welchen der Stammbaum Christi gestickt war. Die Glasmalereien des Kreuzgangs enthielten die Geschichte der hl. Ursula. Das Kloster hatte sich bis 1595, wenn ich nicht irre, also über 60 Jahre nach dem Abfall der Stadt, katholisch erhalten; es war abgefallen unter einer Aebtissin v. M., deren Porträt mir unter der Reihe der übrigen gezeigt ward. Die gegenwärtige protestantische Aebtissin, eine achtbare Dame, welche ich öfter besuchte, gehörte derselben Familie v. M. an. Die Damen hatten noch jetzt eine Art von Ordenstracht; eigenthümlich aber kam es mir vor, wenn in den alten Klosterräumen moderne Gesellschaften, auch wohl Tanzpartien, gegeben wurden, und wenn ich gar eines der jüngern Klosterfräulein in ihrem Quasi-Ordenshabit tanzen sah

Unter allen Erinnerungen aus vergangener Zeit rührte mich besonders eine silberne Muttergottes-Statue, welche mit mehreren kostbaren Kelchen und Pokalen im Rathhause aufbewahrt wurde. Früher soll sie in einer schönen Marienkirche gestanden haben, die man abgebrochen hatte. Um den Hals der Statue hing noch ein Rosenkranz oder eine Korallenschnur; den hatte vielleicht vor Jahrhunderten eine fromme Seele der lieben Mutter Gottes geschenkt und ihrer Statue um den Hals gethan; jetzt blieb er eben so hangen.

Dem Rathe Windthorsts gemäß machte ich alles mit, als wäre nichts vorgefallen. Das erregte nun allerdings einige Verwunderung; denn ich war ja „katholisch geworden", und wenn man etwas recht Tolles mit einem Schlagwort bezeichnen wollte, so hieß es: „Das ist zum Katholischwerden!" Ich selbst mußte diesen Ausdruck zu meiner Erheiterung

einst von einer jungen Dame hören, die vielleicht ihre Worte nicht gerade überlegt hatte. Man hatte eben erwartet, ich würde nach meiner Conversion als halber Eremit mit gesenktem Kopfe und düsterer Miene erscheinen. Indes, wie gesagt, man kam mir im allgemeinen mit aufrichtiger Herzlichkeit entgegen, so daß selbst bei Ansetzung von Bällen darauf Rücksicht genommen wurde, daß ich in der geschlossenen Zeit nicht tanzte.

Meinen Mittagstisch hatte ich gemeinsam mit andern unverheirateten Beamten in einem Gasthause. Ein Obergerichtsrath war unser Alterspräsident. Da wir ungenirt auch über religiöse Dinge zu plaudern pflegten, so sagte mir einst jener protestantische Obergerichtsrath: „Aber wie können Sie Katholiken doch so intolerant sein, daß Sie alle Andersgläubigen verdammen?“ — „Das thun wir ja gar nicht!“ erwiderte ich. „Die Andersgläubigen können ja katholisch werden, und dann werden sie gerettet!“ Er: „Aber wie vielen wird denn die Gelegenheit hierzu geboten?“ Ich: „Sie können sicher sein, daß Gott im Leben eines jeden Menschen einen Augenblick der Gnade eintreten läßt, in welchem er sich entscheiden kann für die religiöse Wahrheit. Wenn er dieses dann unterläßt, so ist es seine Schuld, falls er verloren geht.“ Mit sichtlicher Aufregung versetzte der Obergerichtsrath: „Sollte das für mich vielleicht jetzt dieser Augenblick sein?“ Ich entgegnete: „Das ist wohl möglich!“ Ob der Herr, dem hohe Bildung zu Gebote stand, jemals katholisch geworden, weiß ich nicht. Er wird gegenwärtig längst todt sein.

Nicht überall jedoch fand ich so wohlwollende Aufnahme und Beurtheilung. Ich hörte gelegentlich aus dritter Hand, welche Beweggründe mich zum Uebertritt vermocht haben sollten, und konnte zu meiner Erheiterung einen ganzen Katalog derselben aufstellen, nämlich:

1. Ich sei durch die glänzenden Ceremonien der katholischen Kirche, etwa in München, geblendet worden;

2. ich wolle Bischof werden;

3. es sei nicht ganz richtig bei mir im Kopfe;

4. ich sei verlobt mit einer jungen, reichen Gräfin F. in Westfalen (von der ich, beiläufig gesagt, bis auf den heutigen Tag nicht weiß, ob sie existirt);

5. ich trachte nach einer Anstellung im hannoverschen Oberappellationsgericht; die Osnabrücker Ritterschaft könnte nämlich einen Oberappellationsrath ernennen; da ich nun mit dem protestantischen Theil der Ritterschaft vielfach verwandt und befreundet sei, so könne mir die Stelle nicht entgehen, nachdem ich den katholischen Theil durch meinen Uebertritt gewonnen habe;

6. in meiner Familie bestehe eine Stiftung, auf welche nur Katholiken Anspruch hätten. Zufällig aber erfordert umgekehrt gerade die einzige confessionelle Stiftung in meiner Familie, welche noch aus dem 16. Jahrhundert herrührt, das lutherische Bekenntniß.

Solche Schwätzereien amüsirten mich und störten mich sehr wenig. Waren sie doch nur allzu selbstverständlich! Denn irgend einen Grund für meinen Uebertritt mußte man annehmen; daß es die wissenschaftliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus sei, das wollte man natürlich nicht sehen, und so mußte denn wohl nach andern Beweggründen gesucht werden. Ich aber war aus Grund des Herzens froh, katholisch zu sein, öfter die heiligen Sacramente zu empfangen, und wenigstens an Sonn- und Festtagen eine heilige Messe zu haben, zu der man allerdings mit den Sträflingen der Lüneburger Strafanstalt sich in einem Saale mußte einschließen lassen, und die eben nicht viele „glänzende Ceremonien" aufweisen konnte. Wir wenigen Katholiken in Lüneburg, obgleich aus den verschiedensten

Gegenden dorthin gekommen und in den verschiedensten Lebensstellungen befindlich, hielten treu zusammen.

Mehr als jenes Gerede über die Beweggründe meines Uebertrittes lag es mir am Herzen, mit meinen Angehörigen wieder auf guten Fuß zu kommen. Nachdem meine Quasi-Verbannung aus dem elterlichen Hause einige Zeit gedauert, konnte man es nicht über sich gewinnen, dieselbe ewig dauern zu lassen. Daher schrieb man, ich könne nach Hause kommen, wenn ich auf folgende drei Bedingungen einginge: erstens, ich solle dort nicht fasten; unglücklicherweise nämlich war der Tag meiner frühern Ankunft gerade ein Fast- und Abstinenztag gewesen, und ich hatte denselben beobachtet, was begreiflicherweise meine Angehörigen gestoßen hatte; zweitens, ich solle im Dorfe Gesmold nicht zur Kirche gehen; drittens, ich solle den dortigen katholischen Pastor nicht besuchen.

Diese Friedensbedingungen hätte ich auf den ersten Eindruck hin am liebsten rundweg zurückgewiesen. Um jedoch sicher zu gehen, holte ich den Rath meines Beichtvaters, welcher ungefähr also lautete: Vom Fasten- und Abstinenzgebot könne er mich zwar dispensiren, oder ich sei wohl in einem protestantischen Hause ohne weiteres von Beobachtung der Abstinenz entschuldigt; allein unter den vorliegenden Umständen scheine es richtiger, wenn ich auf die erste Bedingung nicht eingehe, da dieselbe in demonstrativer Weise gegen den Katholicismus sich zu richten scheine. Was den Besuch der Messe anlange, so könne ich derselben an und für sich auch anderswo beiwohnen; da man aber auch durch diese Bedingung wohl beabsichtige, mich in dem offenen Bekenntniß meines Glaubens zu beschränken, so würde er auch ihr sich nicht unterwerfen. Die dritte Bedingung dagegen könne ich ungescheut annehmen, wenn ich nur unter der Hand dem Geistlichen mittheile, weshalb ich ihn nicht besuche.

Diesem Rath gemäß gab ich meine Antwort. Zu meiner Freude ließ man indes die beiden ersten Bedingungen und später auch die dritte fallen; das alte Verhältniß wurde mehr und mehr wiederhergestellt, und man söhnte sich aus mit meinem Glaubenswechsel. Ungestört konnte ich nun von Zeit zu Zeit auf Urlaub in Gesmold weilen, besuchte offen und frei die Dorfkirche und setzte mich in den Stuhl, welcher für die Familie des Kirchenpatrons bestimmt, aber seit Jahrhunderten vielleicht von dieser, wenigstens von katholischen Mitgliedern derselben nicht mehr benutzt war. Die braven katholischen Bauern des Dorfes hatten natürlich die herzlichste Freude, und der gute alte Ortsvorsteher drückte mir fast unter Thränen die Hand.

Eine besondere Freude machte mein Uebertritt dem alten Gärtner Brockmann, und mit dankbarer Liebe gedenke ich noch oft dieses biedern Mannes; man wird es daher erklärlich finden, wenn ich auch den Leser mit ihm bekannt mache. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er unter verschiedenen geschulten Gärtnern, die anderswoher gekommen und theilweise recht windige, radicale Burschen waren, als Taglöhner gedient. Da geschah es denn wohl, daß so ein Gärtner nachts herumschwärmte und die Heizung der schönen alten Orangerie, welche einer der Vorfahren vor etwa zwei Jahrhunderten aus Italien mitgebracht, vernachlässigte. Sie wäre vielleicht durch den Frost zu Grunde gegangen, hätte nicht der treue alte Brockmann statt des leichtsinnigen Gärtners gewacht.

Als nun wieder einmal so ein Nichtsnutz fortgeschickt war, hielt mein Bruder es für das gerathenste, den alten Taglöhner, den er wegen seiner Treue und Gewissenhaftigkeit schätzte, zum Gärtner zu befördern. Brockmann war natürlich ganz selig und lebte jetzt um so mehr nur für sein Amt. Früher, so hieß es, habe er mitunter gern ein

Schnäpschen getrunken; aber es war Volksmission im Dorfe gewesen, seitdem rührte er kein Glas mehr an, und aus dem Garten hätte er für sich gewiß nicht einmal eine Stachelbeere genommen.

Wenn ich nun auf Urlaub in Gesmold war, so ging ich nicht selten zum alten Brockmann in den Garten und unterhielt mich mit ihm, etwa beim Spargelstechen oder bei einer sonstigen Arbeit, welche darunter nicht litt; denn in seiner Arbeit hätte er sich nicht stören lassen. Ich erzählte ihm dann über allerlei kirchliche Angelegenheiten; er aber diente mir oft, um meine Correspondenz mit Graf Kerssenbrock zu vermitteln, ohne daß meine Angehörigen von derselben erfuhren. Eines Tages jedoch setzte er mich durch seine naive Einfalt in Verlegenheit. Wir saßen abends im Familienzimmer, als Brockmann mich durch den Bedienten herausrufen läßt, um mir ganz heimlich einen Brief des Grafen Kerssenbrock zu übergeben. Natürlich war jetzt kein Geheimniß mehr möglich; denn was sollte spät abends der Gärtner mit mir zu sprechen haben, wenn nicht wegen irgend einer geheimen Affaire? Ins Zimmer zurückgekehrt, erzählte ich also lachend den ganzen Sachverhalt; die Einfalt des alten Brockmann erregte Heiterkeit, ich aber hatte seitdem den Vortheil, offen mit Graf Kerssenbrock correspondiren, auch häufig ihn in Brinke besuchen zu können, ohne daß man sich hieran stieß.

Eine andere Errungenschaft ward mir gleichfalls durch eine Volksmission zu theil. Zwischen dem Schloß und dem alten Pastor im Dorfe war leider — nicht wegen meines Uebertritts, sondern aus andern Gründen — eine Entfremdung eingetreten, und ich durfte letztern, wie erwähnt, nach meinem Uebertritte nicht besuchen. Indes, die Missionäre vermochten den Pastor zu einem gemeinsamen Besuch auf dem Schloß und bewerkstelligten in kluger Weise die

Versöhnung. Bald darauf schlug mir mein Bruder aus eigenem Antriebe vor gelegentlich auf einem Spaziergang, dem Pastor einen Gegenbesuch zu machen, und es war von da an alles wieder in bester Ordnung.

So verstrichen etwa zwei Jahre. Ich ward von Lüneburg nach Hameln an das Obergericht versetzt und später nach Hannover. Aber die gerichtliche Praxis entsprach wenig meinen Neigungen; ich war allzusehr durchdrungen von dem Glück, welches ich in der Entdeckung und dem Besitze der katholischen Wahrheit gefunden, als daß ich nicht unmittelbarer an der Verbreitung derselben und an den Kämpfen der Kirche mich hätte betheiligen wollen. Bereits gleich nach meinem Uebertritt hatte ich an den Bischof von Mainz die Frage gestellt: „Was soll ich jetzt thun?“ Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn er mir geantwortet: „Treten Sie in einen Orden, etwa in die Gesellschaft Jesu!“ Allein die Antwort lautete: „Das kann ich Ihnen nicht sagen; das müssen Sie mit Gott im Gebete ausmachen.“ Ich hatte eben die Berufswahl zu sehr wie ein weltliches Geschäft angesehen, welches man nach Lust und Laune und eigener Liebhaberei abmacht; es wurde mir allmählich klarer, daß bei derselben alles darauf ankomme, zu erkennen, welches der Wille Gottes in betreff unserer Berufswahl sei, und daß man diesen Willen durch vernünftige Abwägung der Gründe, vor allem aber durch inbrünstiges Gebet zu erkennen suchen müsse. Da bei mir dies noch nicht geschehen war, so gab mir der hochwürdigste Bischof den Rath, einstweilen in meine alte Stellung nach Lüneburg zurückzukehren. Indes der Gedanke, den geistlichen Stand zu erwählen, verfolgte mich stets, und ich reiste später gelegentlich nach Münster, um dort in aller Abgeschiedenheit acht Tage hindurch wieder die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius zu machen, und in denselben meine Berufsangelegenheit ins reine zu bringen. Am

Schluß derselben schien es mir, daß ich in den Jesuitenorden eintreten solle. Ich meldete mich daher, erhielt aber nach Darlegung meiner Gründe zur Antwort, die Sache scheine noch nicht genügend reif, ich solle warten. Ein halb Jahr später bat ich abermals um geistliche Exercitien, aber es vergingen mehrere Monate, ehe ich Antwort erhielt. Endlich, im Herbst 1858, gestattete man mir, wieder nach Münster zu kommen und meinen Beruf aufs neue zu prüfen. Jetzt wurde es mir vollständig klar, daß ich in die Gesellschaft Jesu eintreten solle, und diesmal erhielt ich die Aufnahme. Gern wäre ich gleich dort geblieben, aber man hielt es für besser, daß ich einstweilen nach Hannover zurückgehe und mein Assessorexamen mache, welches nach einigen Monaten bevorstand. Das war mir ein harter Aufschub; aber es mußte sein, und daher widmete ich mich nochmals mit aller Anstrengung den juristischen Studien, so langweilig und trocken mir diese auch jetzt erschienen.

Im folgenden Mai kam endlich die Zeit der Prüfung. Am Morgen des betreffenden Tages empfing ich die heiligen Sacramente und ging getrost ins Examen. Indem ich den Saal wieder verließ, eröffnete man mir sofort den günstigen Ausgang desselben. Tags darauf machte ich dem Vorsitzenden, Oberjustizrath Leonhardt, welcher zugleich die Anstellungssachen im Justizministerium besorgte, meine Aufwartung. Er fragte, wo ich als Assessor angestellt zu werden wünsche. Ich erwiderte, daß ich keine Anstellung begehre.

„Was wollen Sie denn werden?"

„Ich will geistlich werden," entgegnete ich.

„Ah so! Sie wollen wohl Bischof werden?"

„Nein! Ich will Jesuit werden! Doch wäre es mir lieb, wenn Sie mir ein Anstellungsdecret, zugleich aber Urlaub auf unbestimmte Zeit zukommen ließen."

Unter diesen Umständen, meinte der Herr Oberjustizrath,

gehe das wohl schwerlich; ich könne nach Jahren zurückkommen, und man habe keine Garantie, daß mir bis dahin die Jurisprudenz nicht allzu fremd geworden sei. Diesen Grund mußte ich allerdings gelten lassen; ich erwiderte:

„Mir ist's im Grunde gleichgiltig, denn schwerlich werde ich jemals zurückkehren. Nur für meine alte Mutter hätte ich gewünscht, daß sie sich mit dem Gedanken tröste, ich sei eben nur auf Urlaub und könne vielleicht wiederkommen."

Meinem Gesuche um ein Anstellungsdecret wurde nicht willfahrt, und ich verabschiedete mich auf immer vom Staatsdienst.

Ehe ich andern meinen Berufswechsel mittheilte, hatte ich es für meine Pflicht erachtet, meine gute alte Mutter davon in Kenntniß zu setzen. Ihr war es ein furchtbarer Schlag; sie hatte gehofft, ich fühle mich allmählich heimisch in meiner juristischen Laufbahn und habe alle andern Berufsgedanken aufgegeben. Und jetzt plötzlich katholischer Priester werden! Und gar Jesuit werden! Ich sah ihren entsetzlichen Schmerz und hätte mich etwas von meinem Vorhaben abwendig machen können, so wäre es dieser Schmerz gewesen. Aber ich gedachte auch der Worte Christi: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth"; ich sah, daß ich gegründete Hoffnung hatte, in dem neuen Stande manche Seelen zu retten, die mit dem Blute Christi erkauft waren, aber den ewigen Qualen der Hölle voraussichtlich anheimfielen, wenn ich dem erkannten Berufe untreu würde. Und das ewige Heil dieser Seelen schien mir den zeitlichen Schmerz, selbst einer Mutter, zu überwiegen.

Als meine Mutter ein wenig mehr sich gefaßt, sprach sie: „Meine Einwilligung kann ich dir nie geben, aber meinen Segen gebe ich dir dazu."

Den Abschied machte ich kurz. Nur wenige nothwendige Besuche wurden gemacht. Als ich früh morgens die Eisenbahn bestieg, kam einer meiner Brüder, nochmals mit

herzlicher Liebe von mir Abschied zu nehmen; ich werde es ihm stets gedenken. Er sprach die treuherzigen Worte: „Es thut mir leid, daß du gehst; aber wenn du einmal Jesuit werden willst, so bleib es!“ Von einem andern Bruder, welcher als activer Militär in etwas weiterer Entfernung von Hannover sich befand, nahm ich nur brieflich Abschied. Doch er beschämte mich, indem er auf meinen Brief hin die weite Reise über Hannover nach Gesmold nicht scheute, um mich dort noch zu treffen. Ihn begleitete der eben erwähnte Bruder aus Hannover, und so waren wir sämtliche vier Brüder noch einmal auf dem väterlichen Schlosse vereinigt. Es war das letzte Mal, ausgenommen als später die Bestattung unserer trefflichen Mutter uns dort wieder zusammenführte. Ihre Leiche ward nämlich von Hannover aus dorthin gebracht und im benachbarten Walde in der einsamen Familiengruft beigesetzt.

Nachdem ich auf der Reise noch einigen andern Verwandten und Bekannten Lebewohl gesagt, ging's ins Noviziat nach Münster, wo ich am 31. Mai 1859, vier Jahre nach meinem Uebertritte, anlangte.

So war ich nach all den Kämpfen in den ersehnten Hafen des Friedens eingelaufen, nicht bloß durch den Uebertritt zur Kirche Jesu Christi, sondern auch durch den Eintritt in einen religiösen Orden. Oft tauchten mir im Gedächtniß die Worte wieder auf, welche ich einst in der Jugend gelesen, jene schönen Worte, mit welchen sich der hl. Augustinus zu Gott, dem Urquell alles Wahren, Guten und Schönen, wendet: „Fecisti nos, Domine, ad Te, et irrequietum est cor nostrum, donec requiescat in Te!“ „Du hast uns, o Gott, für Dich erschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in Dir!“

XV.

Erfahrung als Bestätigung der erkannten Wahrheit.

Der protestantische Leser, welcher es über sich vermocht hat, diesem Bericht über die geistige Reise eines Lutheraners bis in das Herz des Ultramontanismus zu folgen, wird an den Verfasser mit Recht die Frage richten, ob er seinen Uebergang zum Katholicismus nicht bereue? Der Verfasser kann hierauf nur antworten, daß während der Jahre, die seit diesem Schritt verflossen sind, auch nicht die geringste Anwandlung von Reue sich gezeigt hat, daß er vielmehr sofort den Schritt aufs neue thun würde, wenn derselbe nicht bereits geschehen wäre; daß er ihn aufs neue thun würde, sollten die Schwierigkeiten, welche sich entgegenstellten, auch hundertmal größer sein, als sie es waren; er kann hinzusetzen, daß seine Werthschätzung der katholischen Kirche, bei näherer Bekanntschaft, statt zu verlieren, nur gewonnen hat.

In der Zeit meines Uebertritts sagte mir einst der fromme alte Pater Deharbe, welcher damals im Mainzer Seminar wohnte und mit Ausarbeitung seines Katechismus beschäftigt war: „Noch auf dem Todesbett werden Sie sich über Ihren Schritt freuen.“ Je näher ich dem Todesbett komme, um so mehr sehe ich ein, wie wohlbegründet sein Ausspruch war.

Der protestantische Leser wird vielleicht weiter fragen, ob der Verfasser nicht wenigstens den Eintritt in den Jesuitenorden bereue, welcher sich „dem Protestantismus so besonders feindlich gegenübergestellt, welcher die Geister knechtet und so manches lehrt, was mit dem Evangelium unmöglich übereinstimmt“.

Hierauf diene zur Antwort: Gehörte der Verfasser nicht bereits diesem Orden an, so würde er freudig noch heute die größten Opfer bringen, um die Aufnahme in denselben zu erlangen. Und das einerseits allerdings, um sein eigenes Seelenheil möglichst sicherzustellen und durch die Ordensgelübde dem göttlichen Heilande möglichst nahezukommen; andererseits aber auch gerade weil dieser Orden „dem Protestantismus so besonders feindlich gegenübersteht". Aber wie? Diese Feindseligkeit gegen den Protestantismus sollte den Verfasser bewegen, in den Orden einzutreten? Allerdings! Und zwar deshalb weil der Verfasser mit vielen Protestanten durch die Bande der innigsten Liebe verknüpft ist, und weil er den Protestantismus für den gefährlichsten Feind der Protestanten hält.

Der Jesuitenorden ist eben nicht jenes Gespenst, zu welchem unlautere Geschichtsquellen ihn machen, für welches der Verfasser selbst, gestützt auf Eugen Sues „Ewigen Juden", auf Pascals „Lettres provinciales" und ähnliche Machwerke, früher denselben gehalten hat, und für welches zahllose Protestanten noch jetzt ihn halten. Eine gebildete Protestantin schilderte dem Verfasser einst in drastischer Weise die Erscheinung eines Jesuiten: „Dieser schleichende Gang, dieser heimtückische Blick u. s. w." Der Verfasser fragte lächelnd, ob sie je einen Jesuiten gesehen? Sie mußte es mit einiger Verlegenheit verneinen. Ein anderes Mal fragte ihn ein gebildeter protestantischer Herr in vollem Ernst, ob es wohl richtig sei, daß die österreichischen Finanzen, die sich in den fünfziger Jahren bedeutend hoben, ihren Aufschwung dem Umstande verdankten, daß der Jesuitenorden die Schulden des Kaiserstaates bezahlt habe? — So abenteuerliche Begriffe herrschen selbst unter gebildeten Protestanten in betreff des Jesuitenordens!

Wem es um wahre Kenntniß dieses Ordens zu thun

ist, dem können wir nur rathen, entweder sich persönlich mit den Mitgliedern desselben in Verbindung zu setzen oder eine der vielen katholischen Schriften zu lesen, welche diesen Gegenstand behandeln, z. B. Riffel, Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, oder das neuere klassische Werk des Pater Duhr S. I., Jesuitenfabeln, 2. Aufl. (Freiburg, Herder). Hier wollen wir in Kürze nur folgende Punkte berühren:

Es ist unwahr, daß der Orden lehrt, der Zweck heilige die Mittel (d. h. ein guter Zweck mache verwerfliche Mittel erlaubt). Es ist unwahr, daß der Orden die Geister knechtet; vielmehr herrscht, trotz des strengen, gleichsam militärischen Gehorsams, welcher ihn charakterisirt, zugleich eine Freiheit und ein liebevolles Verhältniß zwischen Obern und Untergebenen, wie es schwerlich in irgend welchem militärischen Körper gefunden wird. Es ist insbesondere unwahr, widerspricht dem ausdrücklichsten Wortlaut der Ordensregeln und ist in sich widersinnig, daß der Jesuit gehorchen müsse, falls der Obere eine Sünde befehle. Wenn der Leser in dieser Beziehung der Sachkenntniß des Verfassers mißtrauen sollte, so möge er bedenken, daß derselbe im Alter von 26 Jahren, nachdem er mehrere Jahre in juristischer Praxis zugebracht hatte, nach zuvoriger reiflicher Ueberlegung in den Jesuitenorden eingetreten ist, jetzt über 38 Jahre bereits demselben angehört und in ihm nicht weniger sich zu Hause fühlt als der Besitzer eines Gebäudes, welcher dasselbe seit einer gleichen Reihe von Jahren selbst bewohnt hat. Wie es einem solchen Besitzer geradezu lächerlich erscheint, wenn ein wildfremder Mensch, der vielleicht aus dritter, vierter Hand von dem Hause sich hat erzählen lassen, dem Eigenthümer steif und fest versichert, es wohne niemand im Hause: ganz ähnlich kann sich ein Mitglied jenes Ordens eines Lächelns nicht erwehren, wenn Fremde, wenn

Nichtkatholiken ihm so abenteuerliche Dinge über seinen Orden auftischen, wie das leider so oft geschieht.

Neuerdings hat man zu Angriffen gegen den Jesuitenorden ganz besonders die Moraltheologie des guten alten Paters Gury verwerthet, und ich weiß nicht was für Verbrechen in derselben finden wollen, sogar unter Angabe von Paragraphen und Seitenzahl. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß in Wirklichkeit nichts von alledem in dem Buche steht. Derartige Anschuldigungen beruhen, wenn nicht auf böswilliger Entstellung, so doch auf mangelnder Sachkenntniß, mitunter sogar auf Mißverständniß der technischen Terminologie. So übersetzt z. B. Herr Pfarrer Andreae repercutere sagam (eine Hexe zurückstoßen, die Beherzung abwehren) mit: „den Mantel durchbohren" (vergl. Henn, Das schwarze Buch, Paderborn 1865, S. 90). Der Verfasser glaubt, in dieser Hinsicht sich ein Urtheil zutrauen zu dürfen; denn er hat Gurys Lehrbuch nicht bloß einmal, sondern öfter gelesen, nicht bloß gelesen, sondern studirt, nicht bloß studirt, sondern als Examinator viele junge Theologen auf Grund desselben geprüft, namentlich auch, wo es sich handelte um Befähigung zum Beichthören.

Später hat das Buch eines gewissen Eisele über die Jesuitenmoral von sich reden gemacht. Es wird als Quellenwerk citirt, welches unwiderleglich dargethan habe, daß die Jesuiten wirklich die ihnen schuld gegebenen verwerflichen Grundsätze lehren. Und wie beweist Eisele seine Sache? Hier nur ein Beispiel aus vielen! Vom Brief des hl. Ignatius über den Gehorsam erklärt er (S. 30 ff.): „Ignatius spricht mit allem Freimuth aus, daß der Jesuit selbst eine anerkannte Sünde begehen müsse, wenn der Obere kraft der ihm von Christus ertheilten Vollmacht im Ordensinteresse dazu auffordere." Und was erklärt der hl. Ignatius in Wirklichkeit? Gerade das Gegentheil! Er sagt:

Der Untergebene müsse gehorchen „in allen Dingen, die nicht mit einer anerkannten Sünde verbunden sind" (omnibus in rebus, quae cum peccato manifesto coniunctae non sunt. Br. über den Gehorsam 18).

Uebrigens ist es nicht schwer, Unerfahrenen ein Lehrbuch der Moral gehässig oder lächerlich zu machen; denn es müssen in demselben, ähnlich wie in medicinischen Werken, Dinge besprochen werden, deren Besprechung, geschähe sie ohne Noth, allerdings frivol erschiene.

Der protestantische Leser wird vielleicht auch die Frage stellen, was der Verfasser „zu all jenen Mißbräuchen und abergläubischen Dingen, wie Reliquien, Ablaßbriefen u. s. w., sage, um derentwillen die Protestanten sich von der Kirche trennten". Darauf diene zur Antwort, daß man als Katholik an keinem Aberglauben, keinen Mißbräuchen sich betheiligen darf, geschweige sich betheiligen muß. Wenn etwa einzelne Katholiken in dieser oder jener Gegend dergleichen treiben sollten: officiell verpflichtende Mißbräuche dieser Art gibt es weder jetzt, noch gab es solche vor der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Indes selbst was Mißbräuche der Einzelnen angeht, so glaube ich, gibt es deren ungleich mehr im protestantischen als im katholischen Lager. Das Hexenunwesen war vor allem im nordwestlichen protestantischen Deutschland verbreitet, und Jesuiten waren es, welche dasselbe in Deutschland hauptsächlich bekämpften. Der Spiritismus hat seinen Sitz namentlich in der nichtkatholischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten und die Kartenschlägerei in Berlin. Auch möge der protestantische Leser sich hüten, manches, was ihm bei Katholiken auf den ersten Blick und vor genauerer Prüfung als Mißbrauch oder Aberglauben erscheint, sofort als solchen zu verdammen. Ein Herr aus Berlin kam einst nach München und wollte dort *Belege* für seine Anschauungen über katholischen Aberglauben

sammeln. Da sah er in einer Kirche ein altes Mütterchen vor einem Crucifix auf den Knieen liegen und dasselbe küssen; es mochte wohl Karfreitag sein, an welchem Tage das Bild des Gekreuzigten vor dem Altar auf den Boden gelegt wird, um von den Gläubigen in der Weise, wie jene Frau es that, verehrt zu werden. Der Berliner glaubte nun einen Beleg, ganz wie er ihn wünschte, gefunden zu haben. „Na, Frau!" rief er in heiliger Entrüstung, „betet Sie denn jetzt nicht das Holz an?" Die Alte blickt verwundert auf nach dem Eindringling, welcher ihre Andacht und die feierliche Stille der Kirche stört, und sagt ruhig: „Der Herr sind wohl nicht recht gescheit?"

Hier ist wohl der Platz, auch ein Wort über die Verehrung der Heiligen, insbesondere der Mutter Gottes, zu sagen — ein Schreckbild für sehr viele Protestanten. Was denn in aller Welt soll tadelnswerth sein an dieser Verehrung? Es wäre doch höchstens: daß man einem Geschöpfe jene Ehre erwiese, welche Gott allein zukommt! Solches aber fällt uns Katholiken ebensowenig ein, wie die ersten Christen daran dachten, Kinder zu schlachten und zu verspeisen, obschon die Nichtchristen dieses von ihnen behaupteten. Sollte man in katholischen Gebetbüchern Ausdrücke finden, welche, prosaisch aufgefaßt und streng genommen, zu viel sagen; sollte man etwa lesen: „O Maria, meine Mutter, ich liebe dich über alles", so sei man doch vernünftig! Keinem Katholiken fällt es ein, hiermit sagen zu wollen, daß man die allerseligste Jungfrau mehr liebe als Gott. Wird man doch ebensowenig ein Kind der Gotteslästerung beschuldigen, wenn es zu seiner leiblichen Mutter im warmen Affecte des Herzens spricht: „Mutter, ich liebe dich über alles!" Und wird man doch auch Deutschland nicht über den lieben Gott setzen wollen, wenn man singt: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Doch gesetzt, einige Katholiken gingen zu weit in der Verehrung Mariä — es wäre das ihre Sache —: ganz sicher gehen die Protestanten nicht weit genug in der Verehrung jener, zu welcher der Engel, von Gott gesandt, sprach: „Gegrüßt seist du, voll der Gnade, der Herr ist mit dir, gebenedeit bist du unter den Weibern"; zu welcher Elisabeth, erfüllt vom Heiligen Geiste, sagte: „Selig bist du, daß du geglaubt hast", und welche selbst von sich sagen durfte: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

Was aber den Gebrauch angeht, die Bewohner des Himmels um ihre Fürbitte anzurufen, so möchten wir fragen: Seit wann ist es unerlaubt, daß Christen füreinander beten? Oder seit wann wird die Zusammengehörigkeit der Christen durch den Tod unterbrochen? Oder glaubt man etwa, Gott würde im Himmel eine Mutter nicht wissen lassen, wenn auf Erden ihr Kind bittend zu ihr sich wendet?

Protestanten machen sich eben zuerst in ihrer Phantasie und aus protestantischer Lectüre, namentlich aus Romanen, vielfach ein gespenstartiges Schreckbild, und gegen dieses Schreckbild kämpfen sie alsdann in der Meinung, das sei die katholische Kirche. Die wirkliche katholische Kirche kennen sie nicht.

In der Fastenzeit 1853 hatte ich in der Bonifatiuskirche zu München die herrlichen Predigten des damaligen Benediktinerabtes, nachmaligen Bischofs Haneberg, gehört. Ich sprach von denselben später einem gläubig-protestantischen Freunde und bat ihn, wenn er Gelegenheit fände, eine Predigt von Haneberg zu hören. Er folgte meinem Rath, als eine Reise nach Italien ihn über München führte. Später erzählte er mir mit Begeisterung von der Predigt und bemerkte: diese Predigt hätte man auf jeder evangelischen Kanzel halten können. Und doch war dieselbe sicher durchaus

katholisch; nur war sie eben nicht, was Protestanten für katholisch zu halten pflegen. Ebenso erinnere ich mich, wie man in protestantischen Kreisen Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre, als die Jesuitenmissionen in Deutschland begannen, ganz erstaunt war, daß die Jesuiten die einfache christliche Sittenlehre predigten und nicht gleichsam Feuer und Flammen spieen gegen den Protestantismus.

Oft muß man ferner als Einwand gegen den Katholicismus das wenig erbauliche Leben mancher Kirchenfürsten anführen hören. Mit Stolz können wir erwidern: Welche Dynastie hat eine solche Reihe wahrhaft erhabener, fähiger und tugendhafter Regenten aufzuweisen wie die achtzehnhundertjährige Dynastie der Statthalter Christi? Waren einzelne derselben ihrer hohen Stellung nicht würdig, so bedenke man, daß unter den Aposteln ein Judas war. Uebrigens hüte man sich, in diesem Punkte der gewöhnlichen protestantischen Geschichtsliteratur ohne weiteres zu folgen. Wie vieles ehemals Geglaubte ward von den Protestanten selbst bei genauerer Forschung aufgegeben! So die Fabel von der Päpstin Johanna. Und was man von der Bartholomäusnacht in Paris, von der Pulververschwörung in England, von der Inquisition in Spanien u. s. w. fabelt, erscheint bei gründlicherer Geschichtsforschung in ganz anderem Lichte als in der landläufigen protestantischen Literatur. Recht gut ist mit diesen Fabeln aufgeräumt in den bei F. Schöningh in Paderborn erschienenen „Geschichtslügen".

Es ist bei Protestanten nicht selten auch das Vorurtheil verbreitet, als fördere der Katholicismus die Verdummung; auf dem Papier möge alles recht gut und christlich sein, aber in der Praxis des gemeinen Volkes führe die Verehrung der Heiligen und Reliquien zu Aberglauben; ebenso hindere das ganze Autoritätswesen der katholischen Kirche die freie geistige Entwicklung. Ich habe seit Jahren die

entgegengesetzte Erfahrung gemacht, und ich hatte Gelegenheit, in den Beichten, deren ich vielleicht mehr als 20000 hörte, sowie auch außerhalb des Beichtstuhls mit dem gewöhnlichen katholischen Volke in Berührung zu kommen. Ich habe gefunden, daß nichts so geeignet ist, Geist und Herz zu entwickeln und zu veredeln wie der katholische Katechismus und die Uebung der katholischen Religion. Bei Leuten, welche den ärmsten und unwissendsten Volksklassen angehörten, aber ihrer Religion treu ergeben waren, fand ich mitunter eine Klarheit des Urtheils und ein Zartgefühl des Herzens, die mich in Erstaunen setzten und die man oft vergebens sucht in den sogen. gebildeten Kreisen.

Doch wir wollen die Ergebnisse unserer Erfahrung und Beobachtung im protestantischen wie im katholischen Lager in eine mehr bestimmte und greifbare Form bringen, uns stützend auf die Worte Christi: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Das meiste können wir bloß andeuten: Die volle Tragkraft der Gründe wird nur der ermessen, welcher jahrelang in protestantischen wie in katholischen Kreisen sich bewegt hat. Der protestantische Leser möge diesen Umstand nicht außer Acht lassen, falls ihm die eine oder die andere der anzuführenden Erfahrungen minder beweiskräftig erschiene; außerdem möge er bedenken, daß es zur Erhärtung einer Sache genügt, einen durchschlagenden Beweis zu erbringen, und mehr als einen solchen glaubt der Verfasser in obigen Beweggründen seines Uebertritts erbracht zu haben. Wäre dem nicht so, hätte der Verfasser nicht bereits vor seinem Uebertritte sich von der Alleinberechtigung des Katholicismus überzeugt durch Gründe, welche gegen alle Einwände, auch von competentester Seite, Stich hielten, so wäre derselbe eben nicht zum Katholicismus übergetreten. Eine gewaltige Bestärkung aber bot ihm die spätere Erfahrung.

Vielleicht ist der gläubig-protestantische Leser versucht, die Beweiskraft dieser Erörterungen, wenn sie ihm unbequem ist, von sich abzuwehren durch den Gedanken, der Verfasser sei in einer rationalistischen Zeit aufgewachsen und kenne den Protestantismus nur von der rationalistischen Seite; das lebendig-gläubige Lutherthum sei ihm unbekannt. Wir bemerken hierauf, daß der Verfasser sich früher vielfach und mit Vorliebe gerade in gläubig-protestantischen, im Gegensatz zu den rationalistischen Kreisen bewegt hat, und daß gerade er es war, welcher im Kreise seiner Angehörigen diese positiv-gläubige Richtung besonders zu vertreten pflegte. Wenn man übrigens fragt, welches Lutherthum denn eigentlich das echte sei, so entscheidet nicht, was neuerdings wohlmeinende Protestanten sich als solches denken, sondern was objectiv historisch, nach Ausweis der symbolischen Schriften der Lutheraner, als solches feststeht; auf dieses verpflichten sich alle Lutheraner bei ihrer Confirmation, auf dieses auch die Prediger bei ihrer Anstellung, soweit eben überhaupt noch von einem positiven Lutherthum die Rede ist. Dieses eigentliche Lutherthum aber glaubt der Verfasser besser zu kennen als weitaus die meisten Lutheraner; denn wie viele gibt es unter ihnen, welche ihre symbolischen Schriften von Anfang bis zu Ende gelesen hätten, wie er es gethan?

Endlich erbitten wir uns einen Freibrief, offen zu sagen, wovon wir überzeugt sind, auch wenn, was wir sagen, schmerzhaft berühren sollte. Wir unsererseits geben die Versicherung, daß uns wahrlich nicht daran liegt, zu verletzen, sondern nur, der Wahrheit, auch falls diese schmerzt, den Sieg zu verschaffen.

Dieses vorausgesetzt, wenden wir uns zu den Früchten, welche als Prüfstein der Wahrheit dienen können. Wir nennen:

1. Die Nächstenliebe.

Das Kennzeichen des echten Christenthums ist die Uebung der Nächstenliebe; diese findet sich vor allem im Katholicismus; also — der Schluß ergibt sich von selbst.

Die Nächstenliebe ist der Prüfstein des echten Christenthums; diesen Obersatz liefern uns die eigenen Worte seines Stifters; „daran", spricht Christus, „werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet untereinander" (Joh. 13, 35).

Zur Erhärtung des Untersatzes wissen wir bei der Fülle des Stoffes kaum, was wir herausgreifen sollen. Da begegnen uns jene zahllosen wohlthätigen Stiftungen des katholischen Mittelalters, jene Versorgungsanstalten für Arme, Kranke, Altersschwache, Waisen, Reisende u. s. w. Der protestantische Bürgermeister der Stadt Lüneburg versicherte den Verfasser einst, bis zum 16. Jahrhundert seien daselbst gegen 800 fromme Stiftungen gemacht; von ihnen seien indes am Ende des vorigen Jahrhunderts etwa noch 100 und damals (in den fünfziger Jahren) nur noch 10 vorhanden gewesen.

Für die Gegenwart weisen wir hin auf den Vincentius-Verein, welcher selbst in protestantischen Großstädten, wie Berlin, Hamburg und Kopenhagen, seine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Die Mitglieder vertheilen unter sich die Armen der Stadt nach Bezirken, um sie in ihren Wohnungen aufzusuchen und ihnen durch Trost und materielle Unterstützung zu helfen. Zum Vorstande des Vereins fließen die Beisteuern an Geld, Kleidungsstücken u. s. w., und von diesem gelangen sie je nach Bedürfniß an die einzelnen Mitglieder zum Zweck der Vertheilung unter die Bedürftigen.

Da begegnet uns ferner der Raphaels-Verein, welcher für die armen Auswanderer, die oft im höchsten Leichtsinn ihre Heimat verlassen, Vertrauensmänner aufstellt, daß sie denselben am Orte sowohl der Abfahrt von Europa als der Ankunft in den außereuropäischen Häfen mit Rath und That beispringen.

Da sehen wir ferner die zahlreichen religiösen Genossenschaften, welche, vielfach erst in den letzten Jahrzehnten gegründet, bereits weithin verzweigt sind und Erstaunliches leisten auf dem Gebiete praktischer Liebeswerke; jene „Kleinen Schwestern der Armen", welche nichts besitzen, aber täglich mit einem Wägelchen umherfahren, um die Ueberbleibsel der Mahlzeiten, die abgetragenen Kleider und ähnliches einzusammeln und damit zunächst ihre Armen und Kranken und dann erst sich selbst zu versorgen; die „Schwestern der christlichen Liebe", gestiftet von der Schwester des unvergeßlichen Abgeordneten von Mallinckrodt, mit ihren Anstalten für Blinde, Waisen u. s. w., die sich bereits bis nach Chile verbreitet haben; dann die armen Franziskanerinnen, vor einigen Decennien in Aachen gegründet, deren Spitäler sich gleichfalls weithin ausbreiteten; die um dieselbe Zeit zu Aachen gestifteten und schon sehr verzweigten „Schwestern vom armen Kindlein Jesu", welche bis zu ihrer Vertreibung durch den Culturkampf zahlreiche Waisen unterhielten und erzogen, die theilweise nach ihrem Fortgang bei dem Mindestbietenden untergebracht werden mußten; dann die zu Dernbach in Nassau gestifteten „Dienstmägde Christi". Doch es würde eine bändereiche Statistik verlangen, um alle diese und ähnliche kirchliche Anstalten bis ins einzelne zu verfolgen und ihr soziales Wirken zu schildern. Bloß in den Jahren 1816—1865 wurden vom Heiligen Stuhl 198 derartige neue religiöse Genossenschaften approbirt, wobei

zu bemerken ist, daß die Approbation von Rom aus gewöhnlich erst dann erfolgt, wenn die Genossenschaft mit einfacher bischöflicher Genehmigung bereits längere Zeit bestanden, sich bewährt hat und zu einer gewissen Entwicklung gelangt ist; so bestanden in Frankreich allein im Jahre 1856 nicht weniger als 185 Frauencongregationen, die mit wenigen Ausnahmen noch nicht von Rom approbirt waren; so zählte eine 50 Jahre früher gestiftete Frauencongregation, die „Schwestern der Barmherzigkeit" (Sisters of Mercy), im Jahre 1882 in Irland allein bereits 168 Ordenshäuser und außerhalb Irland (in England, Amerika, Australien, oder wo sonst die Söhne des grünen Erin sich finden) nicht weniger als 428.

Diese modernen Genossenschaften sind weitaus ihrer Mehrzahl nach den Werken der Nächstenliebe gewidmet; die Individuen aber, aus welchen sie sich recrutiren, sind vorherrschend nicht etwa Frauenzimmer, die, in vorgerücktem Alter stehend, keine andere Lebensstellung fanden, sondern junge, lebensfrische Mädchen, oft aus den höchsten Ständen, mit Glücksgütern reich gesegnet, welche die glänzendsten Aussichten in der Welt zurückstoßen, um ihrem göttlichen Heiland in der Person der Armen, der Kranken, der Verlassenen zu dienen.

Was hat der Protestantismus dem gegenüber aufzuweisen? Wir wollen nicht richten; möge ein jeder protestantischer Leser selbst die Frage entscheiden. In gewissem Sinne begrüßen wir selbst mit Freuden das Institut der Diakonissen, nicht als ob wir glaubten, dasselbe werde, als ein exotisches Gewächs auf protestantischem Boden, jemals ein bedeutendes Wachsthum entfalten, sondern weil wir in demselben eine Rückkehr erblicken zu katholischen Anschauungen.

2. Die Beobachtung der evangelischen Räthe.

Dort ist das echte Christenthum, wo die sogenannten evangelischen Räthe am meisten in Ehren gehalten und beobachtet werden. Dies geschieht in der katholischen Kirche. Also —

Im Evangelium lesen wir, wie einst ein reicher Jüngling sich dem göttlichen Heilande näherte, vor ihm niederkniete und sprach: „Guter Meister! Was muß ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben erlange?“ Jesus erwiderte: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Er sprach zu ihm: „Welche?‘ Jesus aber sprach: „Du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugniß geben; ehre deinen Vater und deine Mutter und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Der Jüngling sprach zu ihm: „Dies alles habe ich von meiner Jugend an beobachtet, was fehlt mir noch?“ Jesus antwortete: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach“ (Matth. 19, 16 ff. Marc. 10, 17 ff. Luc. 18, 18 ff.). Christus unterscheidet hier offenbar Gebote, deren Befolgung von jedem verlangt wird, und Rathschläge, die er empfiehlt, falls jemand vollkommen sein will, und deren Beobachtung mit einem „Schatz im Himmel“ belohnt werden soll, ohne daß jedoch deren Befolgung geboten wäre. Als solche Rathschläge werden ausdrücklich genannt: sein Vermögen den Armen zu geben, also arm zu werden; sodann: dem Heiland nachzufolgen, also durch Gehorsam auf die freie Selbstbestimmung zu verzichten; daraus folgt aber drittens: im Stande der Ehelosigkeit zu verharren; denn wer Frau und Kinder ernähren soll, darf sein Vermögen nicht fortgeben. Wir finden

also in den Worten Christi die drei evangelischen Räthe: der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams.

Diese drei Räthe, welche den Gegenstand der Ordensgelübde bilden, sind nicht etwa willkürlich von Christus und seiner Kirche aufgestellt; es liegt vielmehr tief in der Natur der Sache begründet, daß sie das christliche Leben in hohem Grade fördern, und zwar in verschiedenen Beziehungen.

Um nur zwei dieser Beziehungen hervorzuheben, so entfernen sie zunächst den Einzelnen von den gefährlichsten Quellen der Sünde. Denn wie sollte der versucht sein, fremdes Gut sich widerrechtlich anzueignen, welcher durch das Gelübde der Armut auf das eigene freiwillig verzichtet? In ähnlicher Weise tritt den Versuchungen gegen das sechste Gebot das Gelübde der Keuschheit entgegen, und den stolzen Trieb nach Unabhängigkeit zügelt das Gelübde des Gehorsams.

Betrachten wir den Menschen in seinen socialen Verbindungen, so sind jene drei Gelübde die Grundlage der religiösen Genossenschaften, welche so Großes leisten auf dem Gebiete der christlichen Nächstenliebe. Denn der Verzicht auf das Privatvermögen ermöglicht die materielle Existenz der Genossenschaft und verbürgt Eintracht und Frieden; das Gelübde der Keuschheit, durch welches Verzicht geleistet wird auf Begründung einer eigenen Familie, bewirkt, daß die barmherzige Schwester sich ungetheilt und unwiderruflich ihrem erhabenen Berufe widmet; das Gelübde des Gehorsams endlich stellt jene einheitliche Leitung her, ohne welche keinerlei Genossenschaft zu gedeihen vermag.

Wenn nun zwei Religionsparteien im Streit sind, welche (um mit Lessing zu reden) „den echten Ring habe", auf welcher Seite die echten Jünger Christi stehen: sind diese Jünger alsdann eher dort zu suchen, wo man nicht bloß

die Gebote, sondern auch die Rathschläge Christi in Ehren hält; oder dort, wo man von diesen Rathschlägen kaum etwas weiß, dieselben sogar für eine Thorheit erklärt, falls sie durch Gelübde bestärkt werden? Wo man als Gewährsmann vor allem einen ehemaligen Mönch ehrt, welcher jene drei Räthe, die er feierlich zu halten gelobt, abschüttelte, sich mit einer Nonne verheiratete und nicht bloß die evangelischen Räthe, sondern sogar die zehn Gebote Gottes abgeschafft wissen will[1], jene zehn Gebote, deren Beobachtung Christus ausdrücklich als Bedingung aufstellt, um in den Himmel zu gelangen?

Es bedarf auch hier wiederum nur eines Blickes auf die verschiedenen Confessionen, um zu sehen, welche unter ihnen jenen Anschauungen und Wünschen am meisten entspricht, die der Heiland in seinem Gespräch mit dem reichen Jüngling zum Ausdruck brachte!

3. Kirchlicher Sinn.

Das echte Christenthum ist dort, wo die meisten Opfer für die Religion gebracht, ihre Vertreter am meisten in Ehren gehalten, die Kirchen am eifrigsten besucht, die Sacramente am häufigsten empfangen werden, kurz: wo der wärmste kirchliche Sinn herrscht. Dies ist wiederum bei den Katholiken der Fall. Also —

Den Obersatz im großen und ganzen wird man uns ohne Schwierigkeit zugeben; daß jeder einzelne Theil desselben an und für sich schon die Echtheit einer Religion in allen Fällen beweise, sagen wir nicht.

In betreff des Untersatzes wollen wir einzelne Anomalien gleichfalls ohne Schwierigkeit gelten lassen; so wird

[1] Vergl. oben S. 81.

ohne Zweifel im anglikanischen England die Sonntagsfeier besser beobachtet als im katholischen Frankreich. Dergleichen findet vielfach nicht in der Religion, sondern im Nationalcharakter und andern Nebenumständen seine Erklärung. Um daher die Wirkung der Religion möglichst ungetrübt zu erkennen, müssen wir, soviel es geht, diese Nebenumstände auf beiden Seiten gleich setzen, damit die etwa sich zeigende Verschiedenheit nur auf Rechnung der Religion gesetzt werden kann. Wir müssen also nicht die Katholiken Frankreichs den Protestanten Englands, sondern z. B. die deutschen Katholiken den deutschen Protestanten gegenüberstellen.

Dieses vorausgesetzt, fragen wir: Auf welcher Seite werden größere Opfer für die Religion gebracht? Der Culturkampf, und namentlich das Brodkorbgesetz, geben die beste Antwort. Aus Liebe zu ihrer Religion haben die Katholiken ihren Clerus unterhalten, als der Staat diesem den contractlich versprochenen Gehalt — jene geringe Entschädigung für die unermeßlichen annectirten Kirchengüter vorenthielt; aus Liebe zu ihrer Religion haben die Seelsorger mit verschwindenden Ausnahmen den Drohungen und Lockungen des Staates widerstanden; aus Liebe zu ihrer Religion sind ganze Scharen von Ordensleuten und Ordensfrauen in die Verbannung gewandert, nachdem sie schon zuvor ihre ganze Existenz der Religion geweiht hatten. — Würden die Protestanten ähnliche Proben mit gleichem Erfolge bestehen?

Wir fragen weiter: Auf welcher Seite steht der geistliche Stand in höherer Achtung? — Von altkatholischer Seite ward dem katholischen Clerus vor einigen Jahren der Vorwurf gemacht, er recrutire sich vorzugsweise aus den niedern Ständen. Gott sei Dank, ist das in gewissem Sinne wahr; denn er recrutirt sich eben aus allen Ständen, und die niedern Stände sind die zahlreichsten. Aber andererseits ward auch in einer Entgegnung in der Kölnischen Volkszeitung

aus dem Gothaischen Fürstenkalender nachgewiesen, daß weit mehr (wenn wir nicht irren, etwa achtmal soviel) Mitglieder des hohen Adels dem katholischen Clerus angehörten, als nach dem Procentsatz der Seelenzahl auf ihn fallen würden. — Daß in Deutschland ein Mitglied des hohen Adels protestantischer Prediger geworden sei, haben wir nie gehört; vielmehr gab Herr v. Kleist-Retzow — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — am 1. Mai 1882 in den Verhandlungen des Herrenhauses die noch weitergehende Erklärung, daß man unter den protestantischen Theologen „leider die Söhne der Wohlhabenden und des Adels nicht mehr finde".

Das Vertrauen und die Liebe, welche der katholische Clerus bei der Bevölkerung genießt, und folgeweise der Einfluß, welchen er bei den Wahlen hat, sobald öffentliche Angriffe auf die Kirche es ihm zur Berufspflicht machen, auch hier die Sache der Religion zu vertreten — darüber beklagen sich ja die Gegner selbst.

Welch kindliche Folgsamkeit man ihm freudig entgegenbringt, möge folgender, allerdings etwas joviale Vorfall beleuchten, der uns von einem katholischen Pfarrer erzählt ward. Derselbe stand mit einem Herrn aus seiner Gemeinde und einem protestantischen Prediger beim Postwagen, im Begriff, abzufahren. Der Pfarrer wollte den Herrn nöthigen, zuerst einzusteigen; dieser aber weigerte sich und wollte seinem Seelsorger den Vortritt lassen. Letzterer entgegnete scherzhaft zürnend: „Wollen Sie wohl sofort einsteigen? Wissen Sie nicht, daß Sie mir, als Ihrem Pfarrer, gehorchen müssen?" Da mußte der Herr denn wohl sich fügen und vorangehen. Der protestantische Prediger aber sagte zum katholischen Priester: „Das sollte ich einmal einem meiner Leute gesagt haben!"

Wir fragen endlich: Wo werden die Kirchen am eifrigsten

besucht, bei den Katholiken oder bei den Protestanten? Die Antwort wird ein jeder selbst finden, welcher nur einigermaßen sich in beiden Lagern umgesehen hat. Es wird nicht übertrieben sein, wenn wir behaupten, bei den erstern sei der Kirchenbesuch achtmal stärker als bei letztern; wenigstens in den Städten, denn auf dem Lande hat sich in manchen protestantischen Gegenden die alte Sitte glücklicherweise noch mehr erhalten, obschon auch hier der Protestantismus den Vergleich mit dem Katholicismus nicht aushalten kann.

In England sind die Protestanten im Kirchenbesuch bekanntlich ungleich eifriger als in Deutschland. Dennoch haben auch hier die Katholiken weitaus den Vorsprung. Am 16. October 1881 wurde zu Liverpool ein Census der Kirchenbesucher aufgenommen. Die Zählung fand statt während des Morgengottesdienstes, aber in den katholischen Kirchen nur während des Hochamtes, nicht auch in den stillen Messen, welche am zahlreichsten besucht werden. Das Verhältniß der Besucher und der vorhandenen Sitzplätze war folgendes:

	Sitzplätze.	Besucher.
Hochkirche	70038	22610
Römisch-katholische Kirche .	22945	14848
Methodisten	11884	7051
Presbyterianer . . .	13190	5076
Congregationalisten . .	7560	2387
Baptisten	11400	4082
Unitarier	2400	972
Calvinistische Methodisten .	6100	2702
Welsche Independenten .	2760	705
Alle übrigen Denominationen	8770	2564

Die geringste Zahl der Besucher fand sich in der Annakirche, welche der Staatskirche angehört; auf 860 Sitzplätze kamen 14 Besucher. Die höchste Zahl wies die

Jesuitenkirche auf, in der 1554 Andächtige versammelt waren, ein Ueberschuß von mehr als 100 über die Sitzplätze dieser Kirche (Stimmen aus Maria-Laach Bd. XXI, S. 548).

Berechnen wir hiernach den Procentsatz, wieviel Kirchenbesucher auf je 100 Sitzplätze kommen, so erhalten wir bei den Katholiken etwa 65, bei der zahlreichsten unter den protestantischen Secten (der Staatskirche) dagegen etwa 30 Besucher auf 100 Sitzplätze, also nicht die Hälfte. Dabei sind, wie gesagt, für die Katholiken die stillen Messen ganz außer Ansatz geblieben. Wären auch hier die Besucher gezählt worden, so könnte es leicht sein, daß ihre Zahl die Protestanten um das sechs- oder achtfache überstiege, da die Zahl der stillen Messen viel größer zu sein pflegt als die der Hochämter.

Was den Empfang der Sacramente angeht, so wird der Vergleich für den Protestantismus noch viel ungünstiger ausfallen. Denn Protestanten, welche mehr als einmal im Jahre das Abendmahl empfangen, gibt es, außer vielleicht in einigen streng kirchlichen Richtungen oder in conservativen Landgemeinden wohl kaum; diejenigen aber, welche die Gewohnheit der jährlichen Communion noch beibehalten, sind jedenfalls nicht allzu häufig. Wie es in dieser Beziehung bei den Protestanten steht, darüber erhalten wir Aufschluß vom Professor Beyschlag in Halle, der sich viel mit kirchlicher Statistik beschäftigt und wegen seiner feindlichen Richtung gegen den Katholicismus bekannt ist. Derselbe berichtet, daß von den Jahren 1862 bis 1880 in sämtlichen Provinzen Preußens und in sämtlichen Staaten Deutschlands die Theilnahme an der protestantischen Abendmahlsfeier abgenommen hat, und in einigen Staaten sogar sehr stark, z. B. um nahezu die Hälfte in Lübeck, um ein Drittel im Königreich Sachsen, im Herzogthum Braunschweig, in den beiden Fürstenthümern Reuß und Schwarzburg, in dem Herzogthum Anhalt, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen

und Sachsen-Weimar, in andern um ein Viertel oder etwas mehr oder weniger. Noch trauriger gestaltet sich die Sache, wenn man die Confirmanden (Erstcommunicanten) von der Gesamtzahl abrechnet. Thut man das, dann haben allerdings die bayrische Pfalz und das Fürstenthum Schaumburg-Lippe eine Zunahme, sämtliche Landestheile aber eine noch stärkere Abnahme der Betheiligung an der Abendmahlsfeier. Den niedrigsten Procentsatz im Jahre 1880 hatte, wohl gemerkt, die Confirmanden eingerechnet, das Gebiet der freien Stadt Hamburg, nämlich nur 8; Frankfurt a. M. hatte 11, Berlin 13, Bremen 14, Lübeck 18; den höchsten Procentsatz das Fürstenthum Schaumburg-Lippe, nämlich 82 (Köln. Volkszeitung 23. Juni 1884, Bl. 1). Unter den deutschen Katholiken bilden jene die Ausnahme, welche nicht wenigstens um Ostern zu den heiligen Sacramenten gehen, und in manchen Gemeinden gibt es solche Ausnahmen gar nicht; dagegen finden sich Gegenden, in welchen die Gläubigen durchschnittlich viermal im Jahre oder noch öfter communiciren; und Gläubige, welche an allen Sonn- und Festtagen zum Tische des Herrn gehen, sind gar nicht selten. In der Stadt Trier z. B. wurde eine Statistik aufgenommen über die Zahl der Communionen im Jahr 1895. Man erhielt die Zahl 174406. Da Trier etwa 22000 erwachsene Katholiken zählte, so gibt das etwa 8 Communionen jährlich auf jeden Communicanten. Die Ordensleute waren hierbei noch nicht einmal mitgezählt; bei ihnen gab es 103300 Communionen in jenem Jahre, so daß die Zahl aller Communionen 277706 betrug.

4. Das Gebet.

Ein ferneres Kennzeichen des echten Christenthums ist der Geist des Gebetes. Dieser findet sich vor allem in der katholischen Kirche. Also —

Das Gebet ist der Verkehr des Menschen mit Gott, seinem Schöpfer und Herrn. Da es Zweck der Religion ist, den Menschen mit Gott in Verbindung zu setzen, so muß eine Hauptfrucht derselben sein, den Geist des Gebetes zu erwecken. Auch hier, wie auf den verwandten Gebieten, zerstört allerdings die Religion nicht die Freiheit des Einzelnen; daher kann es sein, daß Angehörige des wahren Glaubens nicht jene Früchte zeigen, welche sie aufweisen sollten und ebenso umgekehrt, daß Angehörige einer falschen Religion besser sind als ihr Glaube, und daß sie ein sittliches Verhalten bekunden, wie es der wahren Religion durchaus Ehre machen würde. Da aber die wahre und die falsche Religion unter sonst gleichen Bedingungen gewöhnlich auch bei den einzelnen im großen und ganzen die gleichen guten oder schlechten Dispositionen vorfindet, und da die wahre Religion fördernd, die falsche hindernd oder doch weniger fördernd auf die Einzelnen einwirken muß, so wird das Ergebniß sein, daß jene Früchte, welche die Religion zu erzielen bestimmt ist, und unter diesen das Gebet, sich in reichlicherem Maße bei den Anhängern des wahren als bei denen des falschen Glaubens zeigen; daraus folgt aber, daß man aus dem reichlichern oder geringern Maße dieser Früchte mit ziemlicher Sicherheit zurückschließen kann auf Wahrheit und Werth der Religion selbst.

Wie steht es nun in Beziehung auf das Gebet bei Katholiken und Protestanten? Wie viel oder wie wenig bei letztern im allgemeinen gebetet wird, ist diesen selbst genugsam bekannt. Aber das möchten wir ihnen wünschen, daß sie einmal zugegen wären, etwa bei der erhebenden Schlußfeier einer katholischen Volksmission oder an einem Wallfahrtsorte, wenn für ein Hauptfest die Menge der Pilger zusammenströmt. Wir glauben, sie würden gestehen: „So wird doch bei uns nicht gebetet!“ Selbst das alltägliche

Leben in einer wahrhaft katholischen Gegend, wie ist es von Gebet durchdrungen! Des Morgens weckt von der Pfarrkirche her die Glocke mit dem Läuten des Ave Maria und erinnert an das Geheimniß der Menschwerdung; mittags und abends wiederholt sich derselbe Mahnruf der Glocke. Vor und nach dem Essen wird in katholischen Familien gebetet, und das gemeinsame Abendgebet der Familie ist in niedern, mittlern und höhern Ständen ein weit verbreiteter Gebrauch. Mit Freuden erinnert sich der Verfasser z. B. an die schöne Sitte auf den Schlössern des westfälischen Adels, nach welcher sich Herrschaft und Gesinde abends beim gegebenen Zeichen in der Hauskapelle zum Gebet vereinigen; wenn kein Priester zugegen ist, betet der Hausherr vor, und während des Gebetes wird eine Pause gemacht, in der die einzelnen ihre Gewissenserforschung für den vergangenen Tag anstellen. Ziemlich allgemein wohnt man auch, wenn ein Priester dort ist, täglich am Morgen der heiligen Messe bei.

Auf ein Gebetswerk innerhalb der katholischen Kirche möchten wir besonders hinweisen; es ist „das Apostolat des Gebetes". Im Hinblick auf die Verheißung Christi, daß vereintes Gebet vor allem Erhörung findet, ist ein Gebetsverein entstanden, der schon vor mehreren Jahren etwa 12 Millionen Mitglieder zählte und über einen großen Theil der Erde verbreitet ist. Für die verschiedenen Zungen bestehen eigene Organe, so für das Gebiet der deutschen Sprache, die mindestens in zwei verschiedenen Ausgaben (zu Innsbruck, bei Rauch, und von den Franziskanervätern zu Cincinnati) veröffentlichte Zeitschrift „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebetsapostolates". Von Ausgaben in andern Sprachen nennen wir: zwei englische, eine böhmische, drei spanische, eine flämische, holländische, ungarische, italienische, polnische, portugiesische und französische.

An die Redaction dieser Zeitschrift nun gehen massenweise Briefe ein mit der Bitte, dies oder jenes Anliegen dem Gebete des Vereins zu empfehlen. Die Redaction fügt alsdann einem jeden Hefte einen Kalender für den beginnenden Monat bei und nennt sowohl für diesen Monat im ganzen als für alle einzelnen Tage desselben die Anliegen, welche dem Verein empfohlen werden: sei es auf jene Bitten, sei es auf andere Gründe hin. Wir greifen beispielsweise das Juniheft des Jahres 1880 der Innsbrucker Ausgabe heraus; da treffen wir folgenden Kalender, dessen Anfang hier Platz finden möge:

Gebetsmeinung für den Monat Juni.

Vertrauen auf die unüberwindliche Liebe des göttlichen Herzens.

Tag.	Heilige.	Besondere Meinungen.
1.	Juventius Mart. D.	Die Bischöfe; die Kirche im Orient; Ausbreitung und Befestigung des Gebetsapostolats in 302 Gemeinden; viele Priestercandidaten, bes. 710.
2.	Erasmus. M.	Die bedrängten Katholiken; die Kirche in Japan und China; viele Firmlinge; Abwendung vieler Aergernisse und anderer Uebel; 224 wohlthätige Anstalten; 137 Aussöhnungen; eine wichtige geistliche und zeitliche Familienangelegenheit.
3.	Chlotildis. D.	Die christlichen Fürstinnen; die Kirche in Böhmen, Beharrlichkeit für sehr viele, bes. für 5788; mehrere Ordenscandidaten, nam. 156; Sinnesänderung für 911.
4.	Herz-Jesu-Fest. F. (Quirin).	Die Anliegen der Verehrer des göttlichen Herzens; 3972 Seelsorgsgemeinden; 931 Ordenshäuser; 7580 Priester; 3758 Schulen mit ihren

	Lehrern; 42 Seminare; 73 Zeitschriften; 327 Dienstanliegen.
5. Bonifatius. S.	Die Diöcese Mainz; der St.-Bonifazverein; die Jugend in sehr vielen Gemeinden, nam. in 585; 227 kirchliche Vereine; 189 kirchliche Anliegen; 81 Städte.

Und so geht es weiter den ganzen Monat hindurch, und mit dem Beginn des folgenden Monats erscheint wieder ein ähnlicher Kalender, in welchem Tausende und Abertausende ihre geistlichen und leiblichen Gebetsanliegen dem Vereine ans Herz legen, damit einer für alle und alle für einen beten. Die Früchte solchen Gebetes aber finden wir in dem jedesmaligen Hefte für die nächste Vergangenheit wie in einer Chronik verzeichnet. Da schreibt z. B. ein armer Familienvater, der durch Krankheit ans Bett gefesselt war und seine Familie nicht mehr ernähren konnte: er habe sich an das erbarmungsreiche Herz des Erlösers gewandt und gelobt, wenn er geheilt werde, aus Dankbarkeit die Sache im „Sendboten" zu veröffentlichen; er sei alsdann wunderbar erhört worden und wolle jetzt sein Wort lösen. Oder da schreibt ein hilfloses Mädchen, welches keinen Dienst finden konnte, es sei ihr in ähnlicher Weise plötzlich geholfen; oder eine Mutter schreibt, ihr mißrathener Sohn habe sich bekehrt.

Die schönsten und erbaulichsten solcher Züge, die ganz aus dem Volke herausgewachsen, werden aus den Briefen in jene Chronik aufgenommen; die übrigen aber können wegen Mangels an Raum nur ganz summarisch verzeichnet werden. So heißt es unter anderem in dem oben erwähnten Juniheste am Schluß jener Chronik:

„Außerdem sind Berichte mit Gebetserhörungen und Danksagungen eingetroffen aus Baden, Bayern, Belgien, Böhmen, Bukowina, Frankreich, Galizien (18 975), Kärnten, Krain, Kroatien,

Luxemburg, Mähren, Niederlande, Norddeutschland, Oberösterreich, Salzburg, Schlesien, Schweiz, Steiermark, Tirol, Ungarn, Unterösterreich, Vorarlberg, Württemberg, von Aachen, Acholshausen, Albeins, Allgäu, Alpnach, Alpthal, Altendorf, Altenstadt, Altstätten, Ameisthal, Amtzell, Andelsbuch, Antholz, St. Anton, Arbing, Arnsberg, Arzheim, Assen, Au, Augsburg, Axams, Baltrazhofen ... (und so geht es weiter das ganze Alphabet hindurch) ... für recht gesegnete Missionen und geistliche Exercitien; für Gründung eines katholischen Gesellenvereines; für Erlangung einer klösterlichen Niederlassung, ... Rettung schwer gefährdeter Ehre, ... Befreiung vom Geiste der Unlauterkeit; ... für die Erhaltung erleuchteter Beichtväter, Seelenführer, ... Hilfe in Geldverlegenheit, Noth- und Nahrungssorgen" u. s. w.

Schon diese Chroniken und Verzeichnisse, welche sich über viele enggedruckte Seiten zu erstrecken pflegen und Monat für Monat und Jahr für Jahr aufs neue erscheinen, beweisen in der That zur Genüge, daß der Geist des Gebetes und des Glaubens, daß der wahre Geist Jesu Christi nicht derart in der alten Kirche erstorben ist, um die Gründung einer neuen, sei es durch Luther oder Heinrich VIII. nöthig erscheinen zu lassen, oder die geschehene Spaltung in der Gegenwart noch länger aufrecht zu erhalten; sie beweisen, daß die Verehrung der Jünger und Freunde Christi, der Heiligen nämlich, nicht etwa, wie man uns Katholiken vorwirft, die Verehrung des göttlichen Meisters lähmt oder beeinträchtigt; sie beweisen, daß die Stellung des Priesters in der katholischen Kirche nicht die Wirkung hat, eine Scheidewand zwischen den einzelnen Gläubigen und dem Erlöser aufzurichten, oder jene von dem persönlichen Verkehr mit ihrem Heilande abzuhalten; sie beweisen, daß es der Priester vielmehr ist, welcher die Verbindung zwischen Erlöser und Erlösten herstellt, welcher die Masse des Volkes mit warmer Liebe zu Jesus Christus, mit innigem Vertrauen zu ihm

durchsäuert. Denn Priester sind es, welche um Gotteslohn und aus Liebe zum menschgewordenen Worte jene Zeitschrift gründeten und leiten, welche auf diese Weise die moderne Presse der Sache des Evangeliums dienstbar machen und auf den Flügeln derselben das christliche Gebet ausbreiten über alle Theile der civilisirten Erde.

5. Die Wundergabe.

„Alles, um was ihr immer im Gebete mit Glauben bitten werdet, das werdet ihr erhalten“[1]; so hat einst der göttliche Heiland, die untrügliche Wahrheit, verheißen. Ja, wenn es selbst ein Wunder kostete, so ist das für gewisse Fälle nicht ausgeschlossen; wenn alsdann der mit vollem Glauben und Vertrauen Betende sogar zu einem Berge sprechen sollte: „Hebe dich und stürze dich ins Meer!“ so wird es geschehen[2]. Noch mehr! Die Gabe der Wunder soll den echten Gläubigen Christi so auf dem Fuße folgen, daß wir mit Recht in ihr ein Kennzeichen finden, um zu sehen, wo die echte Lehre Christi gepredigt und geglaubt wird. Denn in dem feierlichen Augenblicke vor seiner Himmelfahrt, als der Heiland zu den Aposteln sprach: „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen“, in diesem feierlichen Augenblicke fügt er die Worte hinzu: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden.“[3] Mit Recht dürfen wir daher sagen:

[1] Matth. 21, 22. [2] Matth. 21, 21.
[3] Marc. 16, 17. 18.

Die echte Kirche Christi muß sich gegenüber allen entgegenstehenden Religionsparteien auszeichnen durch die Gabe der Wunder. Dies thut die katholische Kirche. Also —

Angesichts dieser Wahrheit, die auf den klaren Worten Jesu Christi beruht, steht der moderne Protestantismus ohnmächtig da. Nicht bloß verzichtet er für sich auf die Gabe der Wunder, sondern er glaubt, daß die Zeiten der Wunder allgemein vorüber seien. Denn wie viele Protestanten gibt es noch, welche an Wunder im 19. Jahrhundert glauben? Sonderbare Inconsequenz! Die Heilige Schrift berichtet uns, daß man die Kranken auf die Straßen trug, damit der Schatten des Petrus beim Vorübergehen auf sie fiele und sie geheilt würden[1]; sie berichtet uns von vielen andern Wundern, nicht bloß des göttlichen Heilandes, sondern auch der Apostel. Und nach den Zeiten der Apostel soll plötzlich die Gabe der Wunder ganz ausgestorben sein? Aus welchem Grunde? In der That! da sind die Ungläubigen consequenter, welche, allerdings absurderweise, jede Möglichkeit von Wundern läugnen! Nein! So wenig das echte Christenthum nach den Zeiten der Apostel in Trümmer ging, so wenig ist die Gabe der Wunder erloschen.

Weshalb auch sollte sie denn erloschen sein? Ist nicht Gott jetzt ebensogut allmächtig, wie er es vor 19 Jahrhunderten war? Kann er nicht jetzt ebensogut Todte erwecken oder Kranke heilen, wie er einst Adam und Eva erschuf? Oder ist der Hauptzweck der Wunder, Brief und Siegel zu sein für die Wahrheit der Religion, und den Glauben an dieselbe zu stärken, ist dieser Zweck jetzt so gänzlich fortgefallen? Freilich wird man die Wundergabe vergebens suchen außerhalb der katholischen Kirche. Doch in ihr ist sie

[1] Apg. 5, 15. 16.

in reichlichem Maße zu treffen, vorausgesetzt, daß man sich nicht von vornherein gegen sie abschließt.

Zunächst lesen wir durchaus nicht selten von Heiligsprechungen, die in Rom erfolgen. Für jede derselben, namentlich wenn die Betreffenden nicht als Martyrer starben, wird der gerichtliche Beweis mehrerer Wunder, die auf ihre Anrufung hin geschahen, verlangt. Dieser Beweis aber wird mit solcher Aengstlichkeit geführt, daß wir glauben, in manchen Fällen werden bei demselben Beweise als ungenügend verworfen, welche den meisten Schwurgerichten zur Fällung eines Todesurtheils hinreichen würden.

Bekannt ist folgender Vorfall: Ein protestantischer Engländer äußerte einem ihm befreundeten Cardinal seine Zweifel in dieser Beziehung. Dieser übergab ihm einen Stoß Acten, in welchem die gerichtlichen Verhandlungen über verschiedene Wunder enthalten waren. Der Engländer las dieselben und gestand dem Cardinal: Wenn alle Wunder so bewiesen würden wie die vorliegenden, so müsse er sich gefangen geben. „Und doch", erwiderte ihm der Cardinal, „ist keines derselben als genügend bewiesen anerkannt worden!"[1]

Ein anderes Document zeigt ebenso die kritische Genauigkeit, mit welcher man in Rom vorangeht. Es ist ein vertraulicher, unseres Wissens bisher noch nicht veröffentlichter Brief des Cardinals Bellarmin an seinen Ordensbruder, den Rector des Jesuitencollegs zu Luzern, Bartholomäus Stücklin, vom 30. März 1619. Das lateinische Original befindet sich im Archiv der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu; wir lassen den Brief in deutscher Uebersetzung ohne weitere Bemerkungen folgen:

---

[1] Segur, Kurze Antworten. Osnabrück, Veith, 1852. S. 128.

„Hochwürdiger Pater! Ich habe die Proceßacten geleſen, welche uns behufs der Heilig- oder Seligſprechung des frommen Einſiedlers Br. Nikolaus (es handelt ſich um Nikolaus von der Flüe) überſendet waren. Allein es ſind in denſelben viele Fehler bemerkt, um derentwillen die heilige Congregation jenen Proceß nicht zulaſſen konnte, ſondern ihrem Secretär Auftrag gab, eine Anleitung (zur Anfertigung derſelben) dorthin zu ſchicken. Inzwiſchen will ich Ew. Hochwürden unter der Hand angeben, worin jene Fehler beſtehen.

Erſtens: es durfte der Proceß nicht kraft päpſtlicher Vollmacht, ſondern nur kraft des Diöceſanbiſchofs angeſtellt werden. Dem ſteht nicht im Wege, daß Cardinal Borgheſe an den Biſchof von Konſtanz geſchrieben hat, die Acten müßten nach Rom geſandt werden. Es war das nämlich nur eine vertrauliche Anweiſung, damit der Biſchof wüßte, er habe zunächſt den in ſeinem Auftrage geführten Proceß einzuſenden, um dem Apoſtoliſchen Stuhl die Ueberzeugung zu verſchaffen, es lägen dort einige Anzeichen vor von der Heiligkeit des Dieners Gottes und Einſiedlers Bruder Nikolaus; durch dieſe Anzeichen ſollte alsdann der Apoſtoliſche Stuhl weiter veranlaßt werden, daß er zur Unterſuchung im allgemeinen und ſpäterhin im einzelnen betreffs der Heiligkeit und Wunder des Dieners Gottes Auftrag ertheile.

Der zweite Fehler beſteht darin, daß in dieſen Proceßacten die Eide der zu befragenden Zeugen nicht mit ihren eigenen Worten, wie es nöthig war, angegeben werden, daß es vielmehr nur allgemein heißt, ſie hätten geſchworen.

Drittens werden nicht die eigenen Worte der Zeugen angeführt, wo es ſich um Thatſachen oder Wunder handelt. Es müſſen aber die eigenen Worte angeführt werden.

Viertens ſind die meiſten Wunder nur durch einen Zeugen bewieſen. Es müſſen aber mehrere Zeugen vorgeführt werden, gemäß jenes Ausſpruchs, daß auf der Ausſage zweier oder dreier Zeugen eine jegliche Rede beruht.

Fünftens fehlen die Artikel und Fragepunkte, über welche die Zeugen zu befragen waren.

Sechstens fehlt die Legaliſirung oder Beglaubigung von der Hand eines Notars, durch welche feſtſtände, daß der Proceß rechtmäßig geführt ſei.

Ueber dieſe und ähnliche Punkte wird eine erſchöpfendere Anleitung überſendet, an die man ſich zu halten hat. Ich nämlich

wollte Ew. Hochwürden nur unter der Hand benachrichtigen. Es ist mir sehr unlieb, daß dieser Proceß jetzt schon zum zweitenmal umsonst hierher geschickt ist, und ich habe versucht, ob jene Mängel sich hier nicht beseitigen ließen. Allein die Congregation hat nach reiflicher Ueberlegung geglaubt, derartige Verstöße in einer so wichtigen Sache nicht hingehen lassen zu dürfen. Hoffentlich wird der dritte Proceß allen Anforderungen entsprechen, so daß der Heilige Vater denselben durch die Congregation der Riten an die Auditores der Rota einsenden, darauf das Urtheil der Rota der Congregation der Riten zur Prüfung übergeben und endlich die Sache zum Abschluß bringen kann, gleich sehr zur Ehre Gottes und zum Troste der Gläubigen. Hiermit sage ich Ew. Hochwürden Lebewohl und empfehle mich in Ihr heiliges Gebet.

Rom, den 30. März 1619.

Ew. Hochw. Mitbruder und Diener in Christus
Robert Cardinal Bellarmin.

Die Kirche begnügte sich indes nicht damit, für sich selbst die größte Vorsicht anzuwenden, wo es sich um Feststellung von Wundern handelt. Sie kennt vielmehr auch den Hang des Volkes, allzu leicht Unbewiesenes für bewiesen, natürliche Erscheinungen für übernatürliche zu halten. Und da die wirklichen übernatürlichen Erscheinungen und schließlich das Christenthum selbst, welches ja seinem ganzen Wesen nach etwas Uebernatürliches ist, hierdurch leiden könnten, so hat die Kirche, insbesondere Papst Urban VIII. (1623—1644) und neuerdings Papst Leo XIII. die strengsten Bestimmungen getroffen gegen etwaige Mißbräuche dieser Art in der Presse. Daher pflegt auch, wo immer solche Erscheinungen auftauchen, der katholische Clerus weit zurückhaltender zu sein als die Laienwelt.

Nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln verlangt dennoch die Kirche im allgemeinen keinen unbedingten Glauben für die einzelnen von ihr geprüften Wunder. Aber dieselben in Bausch und Bogen verwerfen, ist einfachhin Unverstand.

Jeder Vernünftige muß gestehen, daß diese Menge von Wundern, welche im Leben auch mancher neuern Heiligen, z. B. des hl. Franz Xaver, vorkommen, unmöglich alle auf Irrthum beruhen können. Man nehme nur einige derartige katholische Biographien zur Hand, und man wird gestehen müssen: wenn überhaupt Wunder möglich sind — und man muß aufhören, Christ und sogar ein vernünftig denkender Mensch zu sein, um es zu läugnen — und wenn historische Thatsachen überhaupt noch bewiesen werden können: so sind diese Wunder bewiesen.

Durch die Wunder des hl. Franz Xaver wurden u. a. die Paraver an der Fischerküste im Süden Ostindiens bekehrt. Denn wissenschaftliche Forschungen konnten diese armen Fischer nicht anstellen, um die Wahrheit der katholischen Religion zu prüfen. Gott, dem die Seele des ärmsten Fischers so theuer ist wie die des größten Gelehrten, fand sich geneigt, hier die von Christus verheißenen Wunder eintreten zu lassen.

Als später die Holländer mit Gewalt und Ueberredung die armen Leute zum Calvinismus verkehren wollten, brachte der Vorsteher der dortigen Paraverkaste den calvinischen Prediger mit folgenden Worten zum Schweigen:

„Ihr müßt wissen, daß, obgleich unsere Kaste schon vor Ankunft des großen Vaters [des hl. Franz Xaver] die katholische Religion angenommen hatte, wir doch nur dem Namen nach Christen, in der Wirklichkeit aber Heiden waren. Der Glaube, zu dem wir uns bekennen, faßte erst Wurzel in unsern Herzen beim Anblick der zahlreichen und großen Wunder, welche unser heiliger Apostel an allen Orten dieser Küste wirkte. Wollet ihr uns also von einer Aenderung unserer Religion sprechen, so fanget gefälligst damit an, vor unsern Augen nicht allein so viele, sondern noch weit mehr Wunder zu wirken, als der große Vater gewirkt hat; denn

ihr wollet ja beweisen, daß eure Lehre noch besser sei als diejenige, welche er uns gelehrt hat. Also fanget einmal an und erwecket wenigstens ein Dutzend Todte, denn der hl. Franciscus Xaverius hat deren fünf oder sechs an dieser Küste erweckt; heilet alle unsere Kranken; macht unsere See noch einmal so fischreich, als sie ist; sobald das alles geschehen sein wird, dann werden wir uns weiter unterreden."[1]

Im Heiligsprechungsproceß der hl. Elisabeth von Thüringen, dessen Leitung dem Bischof von Hildesheim oblag, wurden 129 Wunder, darunter auch mehrere Todtenerweckungen, eidlich bezeugt und zu Protokoll genommen von einer aus Theologen und Juristen bestehenden Commission[2]. Einer Zeit aber, welche den Kölner Dom zu entwerfen vermochte, wird man wohl die Fähigkeit zumuthen dürfen, historische Wahrheit von Ammenmärchen zu unterscheiden.

Wunderbare Krankenheilungen zeigten sich in den letzten Jahrzehnten massenweise, z. B. in Lourdes. Manche derselben wurden von einer aus vielen Aerzten bestehenden Commission festgestellt[3]. Und wenn wir auch den Berichten und den Gutachten der Aerzte nicht mehr als die gewöhnliche menschliche Glaubwürdigkeit beimessen und dem Urtheile der Kirche in keiner Weise vorgreifen wollen, so steht doch so viel fest, daß es in der katholischen Kirche auch in neuerer Zeit noch Wunder gibt. Wäre das nicht der Fall, so hätten, da außerhalb derselben schwerlich viel Wunder anzutreffen sind, die Verheißungen Christi getrogen, und wir könnten getrost das

---

[1] Hahn, Geschichte der katholischen Missionen, Bd. II. S. 350. — Näheres über die hier erwähnten Begebenheiten siehe bei De Vos, Leben und Briefe des hl. Franziskus Xaverius (Regensburg, Manz, 1877), Bd. I. S. 126 ff.

[2] A. Stolz, Leben der hl. Elisabeth (6. Aufl. Freiburg 1888) S. 363.

[3] Vergl. des Verfassers Schrift: „Das Christenthum" S. 235 ff.

gesamte Christenthum als Antiquität dem Spotte des modernen Unglaubens preisgeben.

Uebrigens sind die Wunder, z. B. des hl. Franz Xaver, nicht bloß ein Beweis für die Wahrheit des Katholicismus im Gegensatz zum Protestantismus, sondern auch für die absolute Wahrheit desselben gegenüber allen entgegenstehenden religiösen Systemen.

Dem Atheismus und Pantheismus gegenüber beweisen sie das Dasein eines persönlichen Gottes, welcher Herr ist über Leben und Tod. Denn welche vernünftige Erklärung will der Atheist oder Pantheist für eine Todtenerweckung geben?

Dem reinen Deisten gegenüber beweisen sie, daß der persönliche Gott, den sie annehmen, mit seinen vernünftigen Geschöpfen in Verkehr tritt.

Gegenüber den nicht-christlichen Religionen, welche auf Offenbarung Anspruch erheben, beweisen sie, daß die christliche Offenbarung wahr ist, aber die übrigen, soweit sie der christlichen widersprechen, es nicht sind.

Unter den christlichen Religionsparteien endlich verleiht das Wunder jener Partei die göttliche Beglaubigung, zu deren Erhärtung es geschah. Denn nimmer wird Gott, dem allein so außerordentliche Wirkungen zu Gebote stehen, dieselben zur Bekräftigung des Irrthums eintreten lassen.

6. Stetige Dauer derselben Lehre.

Wesentlicher noch als die Fortdauer der Wundergabe ist die beständige Dauer derselben Lehre; darum hat Christus, da er die Apostel sandte, alle Völker zu lehren, die Verheißung hinzugefügt: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ [1] Wenn auch diese Verheißung, bei

[1] Matth. 28, 20

den Aposteln zu bleiben, einen weitergehenden Sinn hat, so besagt sie nach dem Zusammenhange vor allem einen bis ans Ende der Zeiten sich erstreckenden Beistand im Lehramt, und würde, ausführlicher gefaßt, etwa also lauten: Ich werde euch bei dem Lehramte, welches ich euch jetzt anvertraue, schützend und wachend zur Seite stehen bis ans Ende der Zeiten, damit ihr stets meine wahre Lehre verkündet und nicht auf Irrwege gerathet, nicht die Herde, welche eurer Sorge übergeben ist, auf schlechte Weide führt.

Noch klarer hat Christus dieser seiner Verheißung Ausdruck verliehen, indem er selbst die Art und Weise bezeichnet, auf welche die Apostel bei der wahren Lehre erhalten werden sollen. „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen, denn er wird bei euch bleiben und in euch sein. Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen, ich will zu euch kommen. . . . Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ [1]

In der That! würde nicht einer der wichtigsten Theile im Plane der göttlichen Heilsordnung mißglückt sein, wenn einige Jahrhunderte nach dem Fortgange des Heilandes seine Lehre verloren gegangen? oder wenn Irrthümer an ihre Stelle getreten? oder wenn unter den Christen eine solche Unsicherheit in der Lehre die Oberhand gewonnen, daß man nicht klar mehr wüßte, was Lehre Christi sei und was nicht? wenn zu einer Zeit etwas als göttliche Lehre allgemein angenommen, zu anderer Zeit aber wieder verworfen würde?

---

[1] Joh. 14, 16—18, 26.

Diese Lage der Dinge berechtigt uns zu dem Satze:

Nur dort ist die wahre Lehre Christi zu suchen, wo man mit keiner zu irgend welcher andern Zeit allgemein als christlich angenommenen Lehre in Widerspruch geräth. Dies ist der Fall bei der katholischen Kirche, und bei ihr allein. Also ist nur bei ihr die wahre Lehre Jesu Christi.

Einst verbrachte der Verfasser einen Abend im Kreise einer ihm befreundeten gläubig protestantischen Familie. Man kam in aller Freundschaft auf die religiösen Gegensätze zu sprechen, und nachdem manches andere vorhergegangen, legte ich dem Hausherrn, einem ältern Juristen, der sich indes eifrig mit Theologie beschäftigte, die Frage vor: „Kann die Kirche im großen und ganzen in Irrthum gerathen?"

„Nein!" erwiderte der Herr, „denn Christus hat versprochen, sie in alle Wahrheit zu leiten."

„Gut! Aber wie stand es in dieser Beziehung vor dem Jahre 1517 (als nämlich Luther mit seiner Lehre hervortrat)? War vor diesem Jahre die Kirche in Irrthum gerathen oder nicht?"

Mein Gegner antwortete ausweichend: allerdings seien mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, welche Luther habe abstellen wollen, aber die wesentlichen Grundwahrheiten seien noch vorhanden gewesen.

„Nehmen wir die Sache concret!" entgegnete ich. „Wieviel Sacramente von Christus eingesetzt sind, ist doch gewiß eine durchaus wesentliche Frage. Vor 1517 nun glaubte man allgemein, Christus habe sieben Sacramente eingesetzt. War das ein Irrthum oder nicht?"

Jetzt war mein Gegner in Verlegenheit. Sollte er sagen, die Annahme von sieben Sacramenten sei *ein Irrthum* gewesen? Dann mußte er den früher zugegebenen Vordersatz und mit ihm die Verheißungen Christi umstoßen! Sollte er

sagen, die Annahme von sieben Sacramenten sei kein Irrthum? Mit welchem Rechte hatte alsdann Luther fünf dieser von Christus eingesetzten Sacramente gestrichen? Eine Lösung dieser Schwierigkeit schien nicht möglich und wurde auch nicht versucht.

Die katholische Kirche in der That ist die einzige unter allen sich christlich nennenden Religionen, welcher man keinen Bruch mit ihrer Vergangenheit, noch irgend ein späteres Geburtsjahr als das ihrer Stiftung durch Christus und die Apostel nachweisen kann. Alle Secten und mit ihnen ihre Sonderlehre sind nachweislich später entstanden, sei es in den ersten Jahrhunderten, wie die Gnostiker, Nestorianer, Arianer und Pelagianer, oder im 16. Jahrhundert, wie die Lutheraner und Calvinisten, oder im 19. Jahrhundert, wie die Rongeaner und Altkatholiken. An sie alle kann man die Frage richten: „War es ein Irrthum, wogegen ihr euch erhobet, oder war es kein Irrthum?“ Bejahen sie diese Frage, so geben sie die Verheißungen Christi preis, brechen mit der christlichen Vergangenheit und erklären sich selbst für eine neue Schöpfung, welche nicht hinaufreicht bis zu Christus. Verneinen sie die Frage, wozu dann ihre Lossagung von der bisherigen Kirche? Wenn ihre Lehre bisher zulässig war, oder wenn es sich nicht um den Glauben, sondern um Nebendinge handelt, wozu dann ihre Trennung?

Wir erwähnten die Altkatholiken. Diese selbst haben freilich zur Zeit jegliche Bedeutung verloren. Indes auch andere Gegner der katholischen Kirche finden mitunter einige Schwierigkeit in den Beschlüssen des Vaticanischen Concils; sie meinen, die „Altkatholiken“ seien die alten Katholiken und vertheidigen die alte Lehre, wogegen die katholische Kirche eine Neuerung in der Lehre vorgenommen habe. Diesen Einwand brachte dem Verfasser in England einst eine anglikanische Dame.

Die Sache verhält sich also: Die christliche Lehre einer Zeit kann nie der christlichen Lehre einer frühern Zeit widersprechen, wohl aber dieselbe genauer entwickeln und bestimmter ausprägen. So wurde die genauere Lehre über die allerheiligste Dreifaltigkeit, über die Gottheit Christi, über die zwei Naturen in Christus auf den Concilien definirt, und dieser Entscheidung mußte man sich fügen, wollte man nicht von der Einheit der Kirche sich lossagen. Früher war das eine oder andere in diesen Wahrheiten noch eine dunklere Frage, und man konnte darüber verschiedener Ansicht sein; nach der kirchlichen Entscheidung war die Antwort gegeben, und man mußte sich an dieselbe halten, nicht aber ward etwas früher Geglaubtes später in Abrede gestellt.

Genau so steht es mit der päpstlichen Unfehlbarkeit. Unzweifelhaft war es schon früher, daß Papst und Bischöfe zusammen in ihren endgiltigen Glaubensentscheidungen nicht irren können. Nur darüber war ein Zweifel einigermaßen zulässig, ob dasselbe auch von den Entscheidungen des Kirchenoberhauptes allein, ohne Zuziehung der Bischöfe, gelte. Die Sache war natürlich von der höchsten praktischen Bedeutung, denn einerseits konnte man doch nicht wegen der Irrlehre eines beliebigen Professors den gesamten Episkopat der fünf Welttheile von seinen Herden abberufen, um ihm die Frage zur Mitentscheidung vorzulegen. Andererseits mußte man den Gläubigen Gewißheit bieten können, z. B. über die Lehre der deutschen Professoren Hermes und Günther. Praktisch hielt man daher schon längst die Entscheidungen des römischen Stuhles für maßgebend, nach dem bekannten Spruche „Roma locuta, causa finita“ (Rom hat gesprochen, die Sache ist entschieden) [1]. Auch wurde in allen

[1] Genau und vollständig heißen die Worte: „Iam de hac causa duo Concilia missa sunt ad Sedem Apostolicam; inde etiam

gediegenen Lehrbüchern bereits früher schon diese Lehre als die allein richtige vorgetragen. Ich erinnere mich, daß schon im Jahre 1855, also kurz nach der Definition der Unbefleckten Empfängniß, ein angesehener Theologe mir sagte: „Sie werden sehen, die nächste Lehre, welche man definirt, wird die von der Unfehlbarkeit des Papstes sein!“ Ein protestantischer Gymnasiallehrer in Lüneburg, der auch als Schriftsteller einen Namen hat, fragte mich bald nachher: „Wie kommt es, daß die Unbefleckte Empfängniß Mariä auf die bloße Entscheidung des Papstes hin von den Katholiken allgemein als Glaubenssatz angenommen wird, während die Unfehlbarkeit des Papstes selbst, soviel ich weiß, bei ihnen nicht als Glaubenssatz gilt?“ Neben andern Lösungen gab ich ihm auch diese, daß bei allen vernünftigen und logisch denkenden Katholiken diese Unfehlbarkeit, wenn sie auch nicht formell definirt sei, durchaus feststehe; denn es sei bei tieferem Nachdenken nicht wohl anzunehmen, daß zwar das Concil unfehlbar sei, das Haupt des Concils, welches auf diesem den Ausschlag gibt, dagegen nicht.

So ist die katholische Kirche, als sie nunmehr die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes definirte, hierdurch keineswegs in Widerspruch gerathen mit der Vergangenheit. Wohl aber befinden sich die Altkatholiken in einem solchen Widerspruch. Denn früher, als sie noch Katholiken waren, hielten sie die allgemeinen Concilien für unfehlbar; jetzt aber, wo ein allgemeines Concil eine bisher offene Frage (die Frage von der päpstlichen Unfehlbarkeit) entschieden hat und zwar mit einer Einhelligkeit, wie sie früher in ähnlichen Fällen wohl

---

rescripta venerunt. Causa finita est; utinam aliquando finiatur error!“ (S. Augustinus [† 430], Serm. 131 n. 10 [App. ed. Paris. 1689. t. V. col. 645].) An einer andern Stelle (Cont. ep. Pelag. 2. 3) erklärt der hl. Augustin: „Per Papae rescriptum causa finita est, quibus litteris hac de re dubitatio tota sublata est.“

selten bestand; jetzt, wo sämtliche Bischöfe des ganzen Erdkreises ohne alle Ausnahme sich dieser Entscheidung des Concils angeschlossen haben, erklären die Altkatholiken, das Concil habe geirrt!

Wie der Altkatholicismus, so entstand der Protestantismus, und so entstehen alle Häresien durch einen Bruch mit der Vergangenheit. Sie setzen voraus, die Gesamtkirche könne in ihrem innersten Wesen auf Abwege gerathen trotz der Verheißungen Christi. Die katholische Kirche dagegen läugnet die Möglichkeit einer solchen Abirrung und braucht daher mit der Vorzeit niemals zu brechen. Ihre Veränderungen sind nur ruhige Fortentwicklungen des Bisherigen, ähnlich den neuen Zweigen und Blättern, welche der alte Baum alljährlich treibt.

Ein alter, katholischer, englischer Missionär erzählte dem Verfasser einst folgenden Vorfall. Der Missionär war vom Gouverneur einer britischen Colonie zugleich mit einem jüdischen Bankier zum Diner eingeladen. Bei Tisch entspann sich ein Religionsgespräch zwischen dem anglikanischen Gouverneur und dem katholischen Priester. Endlich fragte ersterer auch seinen jüdischen Gast: „Was sagen denn Sie zu unserem Disput?" — „Nun!" sagte dieser, entweder war Jesus von Nazareth der Messias, oder er war es nicht. War er es, so haben die Katholiken recht; war er es nicht, so haben wir Israeliten recht. Die Protestanten sind jedenfalls im Irrthum!"

7. Allgemeine örtliche Verbreitung der Kirche und ihrer Lehre.

Wie die Kirche den Auftrag und die Verheißung erhielt, den von Christus empfangenen Glauben durch alle Zeiten rein zu bewahren, so erhielt sie gleichfalls den Auftrag, eben diesen Glauben räumlich auszubreiten über die ganze

bewohnte Erde, ihn allen Nationen zu verkünden. „Gehet hin in die ganze Welt", so hatte Christus zu den Aposteln und in ihnen auch zu den Nachfolgern derselben gesprochen, „und prediget das Evangelium allen Geschöpfen. Wer da glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." [1] So gewiß nun Christus will, daß kein Mensch verdammt werde, so gewiß will er auch, daß seine Kirche allen Völkern den Glauben verkünde. Daher der weitere Satz:

Nur jene ist die echte Kirche Christi, welche ihrem Beruf, allen Völkern zu predigen, nie untreu ward, deren Missionen mit dem größten Erfolge begleitet sind, und welche infolgedessen wahrhaft die „katholische", d. h. die allgemeine genannt werden kann. Dies gilt wiederum nur von der Kirche Roms. Also —

Zur Erhärtung des Obersatzes bedarf es nach den soeben angeführten Worten des Erlösers keines weitern Beweises. Christus hat, wie er für das ganze Menschengeschlecht gestorben ist, so auch eine das ganze Menschengeschlecht umfassende Kirche gewollt. Seine wahre Braut ist also nur die, welche die Verwirklichung dieser Aufgabe stets anstrebt, ihre Sendboten mit dem erforderlichen Opfergeist auszurüsten versteht, dabei vom Gnadenbeistande Gottes unterstützt wird und als Ergebniß dieser Factoren mehr und mehr eine solche Verbreitung erlangt, daß sie sich mit Recht nicht eine Kirche unter vielen, sondern einfachhin die Kirche, die Weltkirche, nennt. Dies gilt aber nur von der Kirche Roms.

Von Anbeginn an entfaltete dieselbe eine großartige Missionsthätigkeit. Während der Apostelfürst zu Rom seinen Sitz nahm, wanderte der hl. Jacobus nach Spanien und

[1] Marc. 16, 15. 16.

der hl. Thomas bereits bis nach Indien. Deutschland, Frankreich und England vernahmen das Evangelium zum Theil schon zur Zeit der Apostel, so daß der hl. Irenäus, Bischof von Lyon (177 bis 202), in seiner Schrift gegen die Häresien (Advers. haeres. I, 10) bereits von einer Ueberlieferung der Kirchen redet, die in Germanien, Gallien und Britannien gegründet seien. Daher hat auch jene alte Tradition nichts Unwahrscheinliches, nach welcher das Bisthum Trier die Reihe seiner Bischöfe bis zum hl. Eucharius verfolgt, der vom Apostel Petrus gesandt sei. Jedenfalls bezeugen zahlreiche, altchristliche Grabsteine, die noch jetzt in Trier, namentlich bei der ehemaligen Eucharius-, der jetzigen Matthias-Kirche gefunden werden, das hohe Alter des Christenthums zu Trier. Historisch fest steht, daß Agritius, einer der Nachfolger des hl. Eucharius, im Jahre 314 auf einem Concil zu Arles mitunterschrieb. Da ferner Trier um das Jahr 177, als Irenäus schrieb, zu Gallien gehörte, und da dieser Schriftsteller nicht bloß von Kirchen, die in Gallien, sondern auch von solchen schreibt, die in Germanien zu jener Zeit bereits gegründet seien, so müssen wir auch das Alter einiger sonstigen deutschen Kirchen, etwa der von Köln und Mainz, bis in die Nähe der Apostelzeit hinaufdatiren.

Später begann die Evangelisirung der eindringenden germanischen Stämme, der Franken, Goten, Longobarden, Burgunder u. s. w. Im 8. Jahrhundert erschien der hl. Bonifatius im Auftrage der römischen Päpste als Apostel des noch heidnischen mittlern und nordwestlichen Deutschlands. Im 9. Jahrhundert drang das Christenthum, namentlich durch den heiligen Bischof Ansgarius, nach Skandinavien und etwas später über Island und Grönland bis in das Gebiet der jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika. Um diese Zeit etwa wurde auch das nordöstliche Deutschland

christianisirt und das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Brandenburg, Halberstadt u. s. w. gegründet. Bald erhielt China seine Missionäre, seine Bischöfe und seinen Erzbischof von Peking. Am Ende des 15. Jahrhunderts ward von Portugal aus mit großem Erfolge an der Evangelisirung Afrikas, namentlich des Reiches Kongo gearbeitet, und eröffnete Columbus ein unabsehbares Missionsfeld im fernen Westen durch die erneute Entdeckung Amerikas.

Als bald darauf Lutheraner, Calvinisten und Anglikaner entstanden und sich von der alten Kirche ablösten, entfaltete diese unter den Heiden nur eine um so glänzendere Thätigkeit. Der hl. Franz Xaver, einer der ersten Jesuiten, machte in Indien und Japan die großartigsten Eroberungen für Christus, und seine Neubekehrten blieben an Eifer nicht hinter den ersten Christen zurück. Während im 17. und 18. Jahrhundert bei den Protestanten das Christenthum mehr und mehr verknöcherte und erstarb, während Frankreich, England und Deutschland durch Religionskriege, letzteres insbesondere durch den Dreißigjährigen Krieg, dessen Deckmantel wenigstens die Religion war, verwüstet wurden, sah man in China, Japan, Tonkin, Indien, Brasilien, Paraguay, Nordamerika infolge der katholischen Missionen ein neues christliches Leben erstehen, ein Leben, welches zu den schönsten Blüthen des Christenthums zählt.

Und was thaten während dieser Zeit die Protestanten, um den Auftrag Christi: „Gehet hin und lehret alle Völker", in Ausführung zu bringen und sich dadurch als seine echten Jünger zu erweisen? So gut wie nichts! — Erst seit einem Jahrhundert etwa erinnerten sie sich allmählich, daß, wenn sie die wahre Kirche Christi sein wollten, sie auch sein Wort zu den Heiden tragen müßten. Seitdem wurde allerdings an Geldbeiträgen vieles geleistet. Aber an persönlichem Opfergeist der Missionäre? an einheitlichem Vorangehen

derselben? an aufrichtigen, nicht durch Geld erkauften Bekehrungen? Wir wollen darüber schweigen und den Leser bitten, das für die protestantischen Missionen wahrhaft vernichtende Werk des englischen Convertiten Marshal: „Die christlichen Missionen, ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge", zu lesen; ich glaube, das Auftreten der Sendboten des neuen Evangeliums wird ihn oft an die Worte in Goethes Faust gemahnen:

„Ihr werdet nimmer Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht!"

Außer Marshal möchten wir noch empfehlen: Hahn, „Geschichte der katholischen Missionen" (Köln 1857 bis 1865, 5 Bde.). Hahn beschränkt sich auf die Missionen der katholischen Kirche; seine ruhige, wohlthuende Erzählung kann nur in hohem Grade interessiren und anziehen. Manchem Leser wird derselbe ein vollständig neues Gebiet der Culturgeschichte erschließen, auf welchem zur selben Zeit, als das civilisirte Europa der Religion wegen sich blutig zerfleischte und in Gefahr stand, zurückzusinken in die Roheit des Heidenthums, im fernen Asien und Amerika ein neues christliches Leben erblühte und die verkommensten Völker, z. B. in Paraguay, zu einer sittlichen Höhe erhoben wurden, auf der sie den ersten Christen sich kühn an die Seite stellen durften.

In betreff der protestantischen Missionen sei nur auf ein Selbstgeständniß hingewiesen, welches sich in der „Allgemeinen Missionszeitschrift" (1881, S. 534 ff.) findet. Der Verfasser des Artikels forscht nach den Gründen, weshalb die evangelische Missionsthätigkeit trotz der enormen Summe von 28 Millionen Mark jährlicher Beiträge dennoch kein rechtes Aufkommen, zumal in den wilden Tropenländern, gewinnen wolle, ja obendrein im Jahre 1880 noch

ein Deficit von 40 000 Mark aufzuweisen habe. Die Lösung kommt darauf hinaus, daß die protestantischen Missionäre nicht wie die katholischen die drei evangelischen Räthe der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams beobachten. In Bezug auf die Ehelosigkeit lautet der Schlußsatz: „Wer sich also nicht zum Cölibat entschließen kann, der mag als Missionär in irgend ein Land mit gemäßigtem Klima gehen, aber für die Tropenländer ist er meiner Ansicht nach untauglich." Dieser unerbittliche Satz wird dann sofort auf die Missionärinnen ausgedehnt, die als „Lehrerinnen und Barmherzige Schwestern unendlich viel Segen stiften" können, als Hausmütter hingegen „nur sich und andern zur unaufhörlichen Sorge" gereichen. Was man auch immer für „ideale Vorstellungen" vom Gegentheil habe, dem Schreiber des Aufsatzes haben sie sich „in der Praxis oft als Täuschung" erwiesen.

Die evangelische Armut anlangend, läßt unser protestantischer Beobachter den wilden Naturmenschen in der „Häuslichkeit" seiner Missionäre ganz richtig „nur den Comfort, Reichthum und Luxus" erblicken, der dem Wilden „dauernd versagt bleibt und deshalb nur seinen Neid erregt, wenn er nicht etwa ganz deprimirt oder gar bloß kindlich staunend daran vorübergeht".

Selbst der freiwillige Gehorsam bleibt nicht unberücksichtigt. „Das mehr patriarchalische Wesen der katholischen Missionen steht dem Begriffsvermögen der Naturmenschen viel näher als das auf der unrichtigen Vorstellung einer thatsächlichen Gleichheit aller Menschen und infolgedessen auf dem Princip der freien Concurrenz basirende Wesen der meisten protestantischen Missionen." Bei dem „Mangel an concentrirter Organisation", die mit dem Mangel des Gehorsams nothwendig gegeben ist, muß die ungeheure geistige und materielle Arbeitskraft in den protestantischen

Missionen sich nothwendig zersplittern und so gut wie erfolglos bleiben [1].

Die Ergebnisse des verschiedenen Verhaltens der Confessionen sind folgende:

Das Lutherthum blieb so ziemlich auf das Terrain beschränkt, welches es nicht durch Heidenbekehrung erobert, sondern durch Losreißung von der alten Kirche sich angeeignet hatte, nämlich Skandinavien, die Ostsee-Provinzen und einen Theil Deutschlands — merkwürdigerweise gerade vorherrschend jene Gegenden, welche zuletzt zum Christenthum bekehrt waren. Einige Ausdehnung gewann es seitdem durch Auswanderung und gewaltsamen Druck der weltlichen Regierungen; aber wohl mehr noch verlor es durch Rückkehr zur alten Kirche und besonders durch Abzweigung neuer Secten. Zu diesen gehören in Schweden die Läsare, in Dänemark die Grundtvigianer, in Deutschland die sich „evangelisch" nennende, von der preußischen Regierung gestiftete preußisch-unirte Landeskirche, welche in der Absicht, Lutheraner und Calvinisten zu vereinigen, einen bedeutenden Theil derselben verschlang und so als neue Religionspartei neben sie hintrat.

Wenn wir hiernach diejenigen, welche sich gegenwärtig, wenigstens dem Namen nach, zum Lutherthum bekennen, auf 20 Millionen veranschlagen, so ist das wohl eher zu viel als zu wenig.

Aehnliches gilt von der anglikanischen Kirche in England und den von England kolonisirten Ländern, sowie vom Calvinismus in der Schweiz, Frankreich und Holland; nur hat erstere ganz besonders durch Abtrennung neuer Secten, wie Baptisten, Methodisten, Irvingianer u. s. w., gelitten. Die Gesamtzahl der sich protestantisch nennenden Secten beträgt weit

[1] Vergl. die in Freiburg erscheinenden „Kathol. Missionen", Juni 1882, S. 123.

über 100; schwerlich aber wird irgend eine derselben mehr als 20 Millionen Mitglieder zählen, während die Gesamtheit der Katholiken gegenwärtig auf etwa 250 Millionen geschätzt wird.

Der Katholik kann durch die ganze civilisirte Welt reisen und findet überall seinen katholischen Gottesdienst und seinen katholischen Beichtvater, welchem eine und dieselbe Behörde in Rom maßgebend ist für die Glaubens- und Sittenlehre. Er findet seinen katholischen Gottesdienst, nicht etwa bloß in der kleinen Hauskapelle einer deutschen Gesandtschaft, sondern in einer Pfarrkirche, deren Gemeinde vorherrschend der betreffenden Landesbevölkerung angehört. Die katholische Kirche allein ist wahrhaft universell, dem Plane Christi entsprechend. Alle übrigen sich christlich nennenden Parteien können nie ihren nationalen Charakter verläugnen. Der schismatische Russe findet in fremden Ländern seinen Gottesdienst fast nur in der russischen, der Anglikaner in der englischen, der Preußisch-Unirte in der preußischen Gesandtschaftskapelle; Lutheraner und Calvinisten aber sind selbst innerhalb Deutschlands vielfach gezwungen, sich am sogen. „evangelischen" Gottesdienst zu betheiligen, um nicht ohne Kirche und Sacramente zu leben. Wie viel mehr die katholische Kirche in allen Nationen Bürgerrecht besitzt, möge folgender Vorfall bekunden, welcher sich auf der Amsterdamer Ausstellung im Sommer 1883 ereignete. Ein katholischer Missionär, der früher lange in Surinam gewirkt, aber sich wegen leidender Gesundheit in seine Heimat zurückgezogen hatte, besuchte die Ausstellung. Als er sich der „Sammlung Eingeborener" näherte, schallte ihm ein Freudengeschrei entgegen. Mit dem Rufe: „Da ist Vater, da ist unser Vater!" umringten ihn seine vormaligen Beichtkinder und knieten vor ihm nieder, indem sie um seinen Segen baten. Den ertheilte er gern, fragte sie aber auch, ob sie noch gute Christen seien? Sogleich eilten einige derselben wieder fort und

brachten ihren Katechismus herbei, um ihm mit Stolz das hineingeklebte Osterbriefchen zu zeigen, als Beweis, daß sie letzte Ostern durch Empfang der Sacramente ihrer Verpflichtung als katholische Christen nachgekommen seien. Der alte Missionär unterhielt sich noch eine Zeitlang herzlich mit seinen alten Pfarrkindern, versprach ihnen, bald wieder zu kommen, und verließ sie dann, um ihr geistliches Wohl einem seiner Amsterdamer Amtsbrüder ans Herz zu legen.

Eine Dame aus den ersten Familien Dänemarks, welche dem Grundtvigianismus eifrig ergeben war, fand auf Reisen nirgends ihre Glaubensgenossen, nirgends eine grundtvigianische Kirche. Dies öffnete ihr die Augen, und es kam ihr der Gedanke: Sollte denn wirklich Grundtvig mit seiner Handvoll Leute hinten im kleinen Dänemark und mit seinen Sonderlehren allein im Besitze der christlichen Wahrheit sein? Die Consequenzen dieses Gedankens brachten sie dahin, zur alten allgemeinen Weltkirche zurückzukehren, und in ihrem Schoße fand sie jene Universalität, ohne welche die wahre Kirche Jesu Christi nicht gedacht werden kann.

Aehnliches wie vom Grundtvigianismus läßt sich von einer jeden der zahlreichen protestantischen Secten behaupten. Der nichtkatholische Christ, welcher es verschmäht, dem Beispiel jener Dame zu folgen, ist daher vor die Alternative gestellt: entweder für sich und seine Minorität in betreff der Sonderlehren die ausschließliche Wahrheit zu beanspruchen und alles übrige Christenthum als gefälscht zu verwerfen; oder aber sich zu beschränken auf einen christianismus vagus, d. h. auf ein Minimum von Wahrheiten, in welchen alle christlichen Parteien übereinstimmen. Dann jedoch wird er Mühe haben (will er anders consequent sein), auch nur noch die allerheiligste Dreifaltigkeit und die Gottheit Christi festzuhalten; denn von den Socinianern, Arianern u. s. w. werden auch diese Lehren geläugnet.

8. Einheit im Glauben.

Noch greller tritt der Gegensatz von Kirche und Secten hervor, wenn wir neben der äußern Ausdehnung auch auf die festere innere Einigung schauen. Wir sagen:

Nur dort ist Wahrheit, wo Einheit im Glauben herrscht. Sie herrscht bei den Katholiken und bei ihnen allein. Also —

Christus wollte, daß seine Anhänger für alle Zeiten einig seien, wie in der Liebe, so vor allem auch im Glauben; und er wollte, daß man an dieser Einheit seiner Jünger sogar seine eigene göttliche Sendung erkennen solle. Dies ist der Gegenstand seiner Bitten in dem wunderbar erhabenen hohenpriesterlichen Gebet, welches er unmittelbar vor seinem bittern Leiden verrichtete. „Heiliger Vater, erhalte sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir es sind. . . . Heilige sie in der Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. . . . Aber ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden: damit alle eins seien, wie Du, Vater, in mir bist und ich in Dir bin; damit auch sie in uns eins seien: *damit die Welt glaube, daß Du mich gesandt hast.*“[1]

In der That, Christus kam ja, die Wahrheit zu verkünden; aber wie kann dort Wahrheit sein, wo Widerspruch herrscht? Wo zwei sich widersprechen, kann jedenfalls nur einer recht haben; und wenn die höchsten Autoritäten einer Glaubensgenossenschaft in Streit liegen, so bleibt der Laie mittlerweile über die streitigen Punkte im ungewissen; und wo dieser Streit sich auf alle Punkte des Glaubens erstreckt, da weiß der Laie buchstäblich nicht mehr, was er glauben soll.

[1] Joh. 17, 11 ff.

Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Confessionen! — In größern Atlanten findet man häufig Karten über die Verbreitung der verschiedenen Religionen. Dort sehen wir ein großes Gebiet nicht bloß dem Katholicismus, sondern auch dem Protestantismus und dem griechischen Schisma zugewiesen, so daß diese drei Fractionen dem Unerfahrenen wie drei ziemlich gleich verbreitete und gleich berechtigte Zweige des Christenthums erscheinen. Diese Kartographie verliert schon viel von ihrem Nimbus, wenn bei genauerem Einblick das, was man als „Protestantismus" zusammenbegreift, sich in weit über hundert einander widersprechende Secten auflöst. Dieser Nimbus verschwindet noch mehr, wenn man sieht, daß die bedeutendern derselben, wie das Lutherthum und der Calvinismus und ebenso das griechische Schisma, in socialer Beziehung nicht einmal in sich eine Einheit bilden, sondern in viele, voneinander ganz unabhängige Landeskirchen zerfallen. Hieraus folgt, daß man mit Unrecht von einer lutherischen, von einer griechisch-schismatischen Kirche spricht; denn es gibt wenigstens an die 20 lutherische Kirchen: die schwedische, dänische, mecklenburgische, hannoverische, oldenburgische u. s. w., und es gibt ebenso eine ganze Reihe griechisch-schismatischer Kirchen: die des russischen, des türkischen, des griechischen Reiches u. s. w., von denen eine jede ihr unabhängiges Oberhaupt hat. Der Nimbus der religiösen Einheit bei den Protestanten geht aber vollends verloren, wenn man sieht, daß diese kleinern socialen Einheitspunkte, wie z. B. das Landesconsistorium irgend eines protestantischen Staates, weit entfernt sind, ähnlich wie das Oberhaupt der katholischen Kirche, wirklich ein Princip der Glaubenseinheit für ihre Untergebenen zu bilden. Die Königin Elisabeth von England hat es allerdings versucht, ein derartiges Princip zu schaffen, indem sie ihren Glaubensentscheidungen Unfehlbarkeit beilegte. Aber vergebens! Im

Protestantismus glaubt eben ein jeder, was ihm gut scheint, der eine verwirft diese Bücher der Heiligen Schrift, der andere jene; dieser glaubt an die Gegenwart Christi im Sacramente, der andere nicht; die große Masse aber bekümmert sich um die Glaubenssätze, abgesehen von einigen traditionell ererbten Dogmen, überhaupt fast gar nicht.

Der Protestantismus ist eben in einem fatalen Dilemma. Entweder verpflichtet er, wenn nicht seine Anhänger insgesamt, so doch wenigstens seine Prediger, auf Gehorsam gegen die Glaubensentscheidungen seiner höchsten Kirchenbehörde, zum mindesten aber zur Annahme eines bestimmten Symbols, etwa der Augsburger Confession; oder er verpflichtet sie nicht. Im ersten Falle kehrt er zu dem katholischen Princip der Autorität zurück, mit dem Unterschiede, daß bei ihm die Autorität zur usurpirten Tyrannei wird, da seine Autorität jedenfalls in der Heiligen Schrift nicht als legitim erwiesen, nicht mit Verheißungen der Unfehlbarkeit von Christus ausgestattet ist. Im andern Falle dagegen ist es um jede Glaubenseinheit und praktisch fast um jeden Glauben überhaupt geschehen. Denn es wird alsdann auf derselben Kanzel am Morgen die Gottheit Christi feierlich behauptet, am Nachmittag aber geläugnet und lächerlich gemacht!

Welch ganz anderes Bild zeigt hier die katholische Kirche! — Die Bischöfe des gesamten Erdkreises werden von Pius IX. nach Rom berufen zu gemeinsamen Berathungen und Entscheidungen über Fragen, welche zum endlichen Abschluß gelangen sollen. Aus Canada und Australien, aus Chile und Ostindien, aus England, Spanien, Portugal, Deutschland, Frankreich, Holland, Oesterreich, Italien, Rußland, aus der Türkei, Kleinasien und Afrika, aus China und Brasilien eilen sie herbei, um, gestützt auf die Verheißungen Christi, gemeinsam mit Petrus zu „binden" und zu „lösen". Lange

und scharf wird debattirt; die bedeutendsten Theologen des Erdkreises, welche mit den Bischöfen erscheinen, bringen alle erdenklichen Schwierigkeiten vor. Endlich ist die Sache spruchreif. Der Statthalter Christi, der Nachfolger Petri, der oberste Hirt, welchen Christus der Kirche gesetzt hat, spricht das letzte Wort, und „Rom hat gesprochen, die Sache ist entschieden!" Alle Bischöfe, ohne jede Ausnahme, unterwerfen sich in der freudigen Ueberzeugung, daß der, welchem Christus seine Lämmer zu weiden befahl, dieselben auf gute Weide führt; sie unterwerfen sich vielfach unter den größten Opfern, wie Verbannung oder Gehaltssperre; und was bisher einigermaßen noch eine offene Frage war, wird jetzt von sämtlichen katholischen Bischöfen des ganzen Erdkreises als Theil der von allen zu bekennenden christlichen Wahrheit den Gläubigen verkündet und von diesen voll Begeisterung mit Mund und Herz bekannt, allen Verfolgungen kirchenfeindlicher Regierungen zum Trotz.

Wo ist jetzt die Kirche Christi? bei den drittehalbhundert Millionen Katholiken der gesamten Erde, die treu mit ihren Bischöfen und dem Statthalter Christi dieselbe Glaubenswahrheit bekennen? oder bei den Berliner Pastoren, die sich streiten, ob man die Prediger auf bestimmte Symbole, etwa auf das Bekenntniß der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, verpflichten soll oder nicht?

Aus der peinlichen Lage, welche durch diese und ähnliche Erwägungen entsteht, sucht man sich protestantischerseits durch Berufung auf die unsichtbare Kirche zu retten. In dieser seien alle wahren Jünger Christi geeint; der Einigung zu einer sichtbaren Kirche bedürfe es nicht.

Auch uns Katholiken ist die Unterscheidung einer sichtbaren und einer unsichtbaren Kirche durchaus geläufig: wir sprechen von solchen, die nur innerlich, von solchen die nur äußerlich, und von solchen, die innerlich und äußerlich zur

Kirche gehören. Innerlich gehören nach unserer Lehre jene Protestanten zur katholischen Kirche, welche das wahre Christenthum wollen — also hoffentlich sehr viele; denn sie sind mit uns in Liebe und, dem Willen nach, auch im Glauben einig; sie gehören zur Seele der Kirche, ja in gewissem Sinne sogar zum Körper der Kirche, da sie getauft sind und sich durch keine Irrlehre schuldhafterweise von der Glaubenseinheit getrennt haben.

Alles das erkennen wir Katholiken ebensogut an wie nur irgend ein Protestant. Aber bei alledem bleiben wir dabei, daß auch in der sichtbaren Kirche Einheit herrschen, daß zum mindesten ein bestimmtes Glaubensbekenntniß aufgestellt sein muß, welches alle als maßgebend anerkennen. Durch Aufstellung eines solchen wird aber sofort das protestantische Princip der „freien Forschung" aufgegeben und der unlöslichste Widerspruch in den Protestantismus hineingetragen. „Freie Forschung" im Sinne der Protestanten und Glaubenseinheit sind auf ewig unvereinbare Dinge.

9. Das Martyrium.

Das Siegel, welches Christus zum Schluß seinem Erlösungswerke aufdrückte, war sein Tod am Kreuze. Durch dies sein blutiges Opfer erkaufte er sich seine Braut, die Kirche, und vermählte sich ihr. Die Braut muß dem Bräutigam gleichen; sie muß — soll sie anders seine echte Braut sein — für ihn in den Tod gehen, wie er für sie sein Leben ließ. Gestützt auf diese Wahrheit dürfen wir sagen:

Nur jene Kirche erweist sich als die wahre Braut Jesu Christi, welche als Brief und Siegel ihrer Verlobung reichliche Palmen des Martyriums aufzuweisen vermag. Nur die katholische Kirche vermag dies. Also —

Nicht bloß jener höhere mystische Grund der Gleichförmigkeit mit ihrem göttlichen Stifter verlangt für die echte Kirche das Merkmal des Martyriums; es sind außerdem zwei ganz praktische Gesichtspunkte, welche das Martyrium zum Merkmal der Wahrheit stempeln.

Der erste dieser Gründe gehört mehr der natürlichen Ordnung an und fußt auf dem Gedanken, den Goethe (allerdings mit einem gotteslästerlichen Seitenblick) seinem Faust in den Mund legt:

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Oder, um die Sache etwas nüchterner und prosaischer auszudrücken: Ohne genügenden Grund gibt niemand sein Leben dahin, läßt niemand sich als Pechfackel im Amphitheater langsam verbrennen, nicht mit glühenden Zangen zerreißen, unterzieht sich nicht den Qualen eines langsamen Hungertodes. Wenn er freiwillig solchen Foltern sich aussetzt, so muß ein entsprechender Beweggrund ihn antreiben. Als solcher Beweggrund mag in vereinzelten Fällen eine gewisse Eitelkeit genügen, oder ein Starrsinn, welcher seinen Kopf nicht beugen, von der einmal gefaßten und ausgesprochenen Meinung, selbst wenn diese irrig wäre, nicht abgehen will; mitunter mag auch eine gewisse Schwärmerei eine nicht unbedeutende Zahl von Leuten auf diese Weise in den Tod treiben. Wenn aber Männer und Frauen, wenn Greise und Kinder, wenn Gelehrte und Ungelehrte, und zwar vom unbescholtensten Lebenswandel, bei 20 und mehr verschiedenen Nationen 18 Jahrhunderte hindurch unter den verschiedensten Lagen die verschiedensten Qualen freiwillig erdulden für eine und dieselbe religiöse Ueberzeugung, und so zwar, daß das geringste Preisgeben dieser Ueberzeugung,

etwa durch Treten aufs Kreuz, sie von allen Foltern befreien würde; wenn die Zahl solcher Glaubenszeugen zu Millionen anwächst: so ist keine andere Erklärung möglich als erstens, daß diese Zeugen, wenigstens ihrer großen Mehrzahl nach, von der Wahrheit ihrer Religion durchdrungen sind; zweitens, daß sie die Stichhaltigkeit der Gründe für diese Wahrheit und der Einwände gegen dieselbe sorgfältig geprüft haben; drittens, daß jene Gründe wirklich stichhaltig, jene Einwände wirklich nichtig sind, daß also die fragliche Religion das ist, wofür sie sich ausgibt — der erklärte Wille Gottes, unseres Schöpfers und Herrn, unseres Gesetzgebers und allwissenden Richters, welcher das Bekenntniß seiner Religion im Jenseits mit ewigen Freuden belohnt, die Verläugnung derselben mit ewigen Qualen bestraft.

Zu dieser mehr natürlichen Erwägung tritt ein zweites Moment hinzu, welches der übernatürlichen Ordnung angehört. Wenn wir nämlich auf die Größe und die Dauer der oft jahrelangen Foltern hinblicken, welche schwache Frauen, Greise und Kinder für ihre religiöse Ueberzeugung erduldeten, so kann man des Gedankens sich nicht erwehren, daß bei noch so rationeller Begründung dieser Ueberzeugung dieselbe dennoch jenen Qualen nicht stand halten konnte, falls die Martyrer auf ihre rein natürlichen Kräfte, auf die natürliche Energie ihres Willens ausschließlich angewiesen waren; und diese natürlichen Kräfte bilden umsoweniger eine genügende Erklärung, wenn wir sehen, daß die Glaubenszeugen nicht selten mit Freuden allen jenen Foltern aus Liebe zu Gott sich unterzogen. Wir müssen daher zur Erklärung einer solchen Erscheinung ein anderes Moment mit in Rechnung ziehen, nämlich den innern Gnadenbeistand Gottes, welcher den Verstand erleuchtet und den Willen kräftigt. Sobald wir aber diesen Gnadenbeistand aus seinen

Wirkungen wahrnehmen und zu Gunsten eines religiösen Bekenntnisses thätig sehen, sind wir gewiß, daß dieses Bekenntniß auf Wahrheit beruht; denn für den Irrthum, für den Betrug wird Gott nimmermehr bestärkend eintreten.

Ja, nicht bloß der Martyrertod, nicht bloß die Standhaftigkeit und Geduld der Glaubenszeugen sind ein Beweis, daß sie der echten Kirche Jesu Christi angehören: schon die häufige Gelegenheit, für Christus zu leiden, das beständige Verfolgt- und Verlästertwerden können als Kennzeichen dienen auf Grund der Worte, mit welchen der Erlöser für seine Jünger betete: „Die Welt hasset sie, weil sie nicht von der Welt sind, so wie auch ich nicht von der Welt bin.“ [1] „Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen: ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ [2] „Wenn euch die Welt haßt, so wisset, daß sie mich vor euch gehaßt hat. Wäret ihr von der Welt gewesen, so würde die Welt das Ihrige lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt auserwählt habe, darum hasset euch die Welt. Gedenket meiner Rede, die ich zu euch gesagt habe: der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“ [3]

Diese Erwägungen vorausgesetzt, werfen wir einen Blick auf das Verhalten der verschiedenen sich christlich nennenden Religionen und deren Bekenner!

Die katholische Kirche errang ihre Existenz auf dem Wege des Martyriums. Tausende, Hunderttausende, Millionen von Christen starben unter den Verfolgungen eines Nero, eines Decius, eines Diocletian und anderer; 27 Päpste wurden Martyrer. Welch furchtbare Qualen man ersann, ist bekannt. Dabei hätten die Christen, als ihre Zahl

[1] Joh. 17, 14. [2] Joh. 16, 2. [3] Joh. 15, 18—20.

gewachsen, vielleicht nicht ohne Erfolg eine gewaltsame Erhebung gegen ihre Bedränger versuchen können. Aber nicht mit den Waffen in der Hand wollten sie ihre Stellung erkämpfen; sie wollten ihrem Heilande gleichen, von dem schon Isaias voraussagt: „Er wird zur Schlachtbank geführt und verstummet wie ein Lamm vor dem, der es schert, und thut seinen Mund nicht auf.“[1]

Durch das Blut der Martyrer sollte die erste Kirche gepflanzt werden; durch das Blut der Martyrer ward gewöhnlich die Kirche auch später bei den einzelnen Nationen begründet, und als Apostel Deutschlands verehren wir einen Martyrer, den hl. Bonifatius.

Doch überspringen wir diese Jahrhunderte, um zu jener Zeit zu gelangen, in welcher ein Theil des nordwestlichen Europa sich von der Einheit der Kirche trennte, um neue Religionsgesellschaften zu bilden. Sehen wir, wo nach der Zeit der Trennung das Martyrium, dieser Brautring Christi, sich findet: bei der alten Kirche oder bei den Anhängern der Neuerung?

Bei den letztern suchen wir vergebens das Ebenbild der frühern Martyrerkirche. Mag sein, daß einer oder der andere wegen seiner Glaubenslehren getödtet ward. So ließen Calvin und seine Anhänger am 27. October 1553 zu Genf den Antitrinitarier Servet wegen abweichender Religionsmeinungen bei langsamem Feuer lebendig verbrennen. Aehnlich mögen auch andere Neuerer — wir erinnern an den sächsischen Kanzler Crell — in gewissem Sinne als Martyrer ihrer Meinungen gefallen sein. Daß ein Lutheraner seines Glaubens wegen getödtet worden, ist uns nicht erinnerlich; doch wollen wir mit Freuden der edlen Standhaftigkeit gedenken, welche die Lutheraner in unserem

[1] Is. 53, 7.

Jahrhundert der preußischen Union entgegensetzten; sie kämpften indes hier nicht so sehr für ihre Neuerung, als vielmehr für die alte Lehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl gegenüber der calvinischen Verflachung; von katholischer Seite trat man warm für sie ein.

Dagegen wissen wir nicht (obwohl wir einzelne derartige Fälle nicht läugnen wollen), daß ein Anhänger der Neuerung für diese freiwillig in den Tod gegangen sei, ebensowenig, daß von katholischer Seite irgend ein Protestant bloß seines Glaubens wegen hingerichtet worden; doch wollen wir auch hier die Möglichkeit nicht in Abrede stellen. Die Bartholomäusnacht von Paris kann jedenfalls nicht hierfür angeführt werden; denn nicht sowohl als religiöse, sondern als politische Rebellen wurden die Hugenotten niedergemetzelt — ein Verfahren, welches wir übrigens in keiner Weise billigen.

Seit wir das Vorstehende niederschrieben, ist auch in diesem Punkte neues Licht verbreitet über eine bisher herrschende protestantische Geschichtsfabel. Der frühere belgische Minister Baron Kervyn v. Lettenhove hat den zweiten Band seines Werkes über die Verschwörungen der Hugenotten und Geusen im 16. Jahrhundert (Brügge, bei Beyart-Storie) veröffentlicht. In denselben bringt er aus archivarischen Urkunden den wahren Sachverhalt derart, daß wir nicht sowohl das Vorgehen der französischen Regierung in der Bartholomäusnacht bedauern, als den Umstand, daß zwei Jahrhunderte später die französische Regierung nicht mit größerer Thatkraft gegen ähnliche Verschwörer und Rebellen vorgegangen ist; es wären uns alsdann wohl die Jahre 1789 und 1792 erspart geblieben.

Es ist im Protestantismus vielfach die Ansicht verbreitet, die sogen. Reformation habe, im Gegensatz zum Katholicismus, Milde und Humanität zur Geltung gebracht, und die

Häupter dieser „Reformation" hätten sich als Vorkämpfer der religiösen Duldung unsterbliche Verdienste erworben.

Wir halten diese Meinung für das gerade Gegentheil der Wahrheit. Welcher Geist einen Luther beseelte, sahen wir bereits oben (S. 79). Calvin, das andere Haupt der Neuerung, legte bei der Hinrichtung Servets an den Tag, was er von religiöser Duldung hielt. Vergebens hatte Servet um Gnade gefleht: wenn er gefehlt, so sei es nur aus Unwissenheit geschehen; es half nichts. Er schrie und heulte, man möge ihn doch wenigstens nicht verbrennen, sondern nur köpfen; es half nichts. Schon an den Pfahl gebunden und in Brand gesteckt, wimmerte er, der Henker möge doch rasch machen; es half nichts, man hatte grünes Holz genommen, damit es langsam brenne; auf seinen Kopf hatte man einen mit Schwefel getränkten Kranz gesetzt und angesteckt; sein theologisches Werk aber, welches den Zorn des Genfer Evangelisten so gewaltig erregt, hatte man ihm angebunden. Dieser selbst, neben Luther der Hauptpatriarch der neuen „evangelischen Freiheit", schaute von seinem geöffneten Fenster den Höllenqualen seines theologischen Gegners zu und schloß das Fenster nicht eher, als bis derselbe geendet hatte. Die Wittenberger „Reformatoren" Melanchthon und Bucer, ersterer wegen seiner milden Gemüthsart im Gegensatz zu Luther besonders gepriesen, sandten ihrem Genfer Collegen brieflich einen Glückwunsch zu der vollbrachten Heldenthat. Luther konnte es nicht mehr, denn er war schon im Jahre 1546 gestorben.

Bei den Neuerern suchen wir also vergebens ein Ebenbild der alten Martyrerkirche und des gekreuzigten Heilands. Noch weniger finden wir sie der Urkirche darin ähnlich, daß sie durch Leiden und Tod, nicht mit Waffengewalt, ihre Lehre verbreiteten. Die Neuerung gelangte zum Sieg — *man* verzeihe uns, daß wir hier offen sprechen; verletzen

wollen wir nicht, obschon wir wissen, daß wir manchen anerzogenen Vorurtheilen mit dem Folgenden scharf entgegentreten — die Neuerung gelangte zum Sieg wohl kaum irgendwo auf dem Wege ruhiger Ueberzeugung, sondern allgemein auf dem Wege der Rebellion, des Betruges oder gewaltsamer Unterdrückung der alten Kirche. Wem das Urtheil zu hart scheint, möge sich die Mühe geben, nicht bloß einseitige protestantische, sondern auch gründliche katholische Historiker zu lesen, und er wird uns recht geben müssen. Nur ganz wenige Thatsachen wollen wir kurz andeuten.

In Deutschland drang der Protestantismus durch kraft der Schilderhebung, welche protestantische Fürsten im Bunde mit auswärtigen Mächten gegen ihren rechtmäßigen Kaiser und Herrn unternahmen, und durch den himmelschreienden Gewissenszwang, welchen sie gegen ihre Unterthanen übten[1]. In Frankreich errangen die Hugenotten ihre Existenz durch eine mit den entsetzlichsten Greuelthaten verbundene Rebellion. In Dänemark, Schweden und Norwegen verhalfen Gewalt und Betrug dem Protestantismus zum Siege[2]. In England, wo der Monarch selbst abfiel, wurden von ihm die schauderhaftesten Grausamkeiten verübt, um den Theil der Bevölkerung, welcher der Religion seiner Väter treu bleiben wollte, gleichfalls zum Abfall zu zwingen. Es fielen durch Heinrich VIII. um des katholischen Glaubens willen außer vielen andern das Haupt des edlen Cardinals Fisher und des gelehrten Kanzlers Thomas Morus. Unter Elisabeth wurden allein in den letzten 20 Jahren ihrer Regierung (also 1583—1603), nachdem man schon lange die Henkerarbeit getrieben, 142 katholische Priester ihres Glaubens wegen

[1] Vergl. Janssens Geschichte, Bd. 3, an verschiedenen Stellen.

[2] Vergl. Kirche oder Protestantismus (Mainz 1883) S. 241—267.

hingerichtet (geköpft, gehängt, lebendig ausgeweidet, gevierttheilt u. s. w.); 90 Priester und Laien starben im Gefängniß; 105 wurden auf immer verbannt; 62 angesehene Laien erlitten den Martertod. Allein in den anderthalb Monaten vom 15. Juli bis 31. August 1580 wurden 50 000 Katholiken wegen ihres Glaubens in den Kerker geworfen und ihres Vermögens beraubt; noch im Jahre 1616 schmachteten 4000 Katholiken im Gefängniß. Die Folter natürlich spielte schon vor der Verurtheilung eine große Rolle, um Geständnisse und namentlich den Verrath anderer Katholiken zu erpressen. Dem Jesuitenpater Campion wurden unter anderem die Glieder auseinander gezerrt, die Finger zerquetscht und die Nägel aus den Fingern gerissen.

Das war die Art und Weise, wie das „reine Evangelium" Eingang fand! Es gab ja den Fürsten die Kirchengüter und durch Einführung des Cäsareopapismus die Herrschaft auch auf geistlichem Gebiete! Es gab den Priestern die Freiheit, sich ein Weib zu nehmen, gestattete den Verheirateten die Ehescheidung, den Geschiedenen die Wiederverheiratung, den Mönchen und Nonnen die Brechung ihrer Gelübde, gab einem geistlichen Fürsten Gelegenheit, das ihm anvertraute Land als erbliches Fürstenthum sich anzueignen; allen aber, Geistlichen und Laien, Fürsten und Unterthanen, ersparte es die Beobachtung der Kirchengebote und vor allem die demüthigende Pflicht, reuig und mit dem Vorsatze der Besserung seine Sünden einem Priester zu bekennen und von ihm, als dem Stellvertreter Gottes, Zurechtweisungen entgegenzunehmen.

König Friedrich II. von Preußen (Oeuvres t. I, p. 18) meint: „Si on veut réduire les causes du progrès de la réforme à des principes simples, on verra qu'en Allemagne ce fut l'ouvrage de l'intérêt, et Angleterre celui de l'amour, et en France celui de la nouveauté."

Bald wuchsen neue Generationen heran, welche die ursprüngliche gewaltsame Einführung des „Evangeliums“ nicht mit eigenen Augen gesehen; man gab ihnen Lehrer und Bücher, welche die Sache in anderem Lichte darstellten, und so ward eine öffentliche Meinung gemacht, in welcher Luther als der heilige Gottesmann dastand, der uns befreit hatte von den „Greueln und Finsternissen des Papstthums“! — Eine Kirche der Martyrer aber suchen wir vergebens bei den Anhängern der neuen Religionen.

Ist denn seit dem 16. Jahrhundert der Brautring Jesu Christi, ist das Martyrium abhanden gekommen? Gott sei Dank, nein! Aber es findet sich nur bei der alten Kirche, bei der Kirche Roms. Zeugen sind jene zahlreichen Martyrer Englands, Zeugen auch die Martyrer, welche noch in diesem Jahrhundert einer ähnlichen Katholikenverfolgung in Rußland zum Opfer fielen; Zeugen die vielen Martyrer in den katholischen Missionen der drei letzten Jahrhunderte in allen Welttheilen, besonders aber die Martyrerkirchen von Tonkin, Cochinchina, China, Korea und Japan, welche in ähnlicher Weise wie die christliche Urkirche aus dem Blute der Martyrer erwuchsen. Allein in Korea geben die Listen Namen und Wohnort von 10—12 000 Blutzeugen an, welche in den zehn Jahren nach 1866 den Tod erlitten[1]. Da bei Nichtkatholiken dieses Gebiet der Weltgeschichte gewöhnlich allzuwenig bekannt ist, so sei uns vergönnt, einige Züge aus der Geschichte eines dieser Länder, nämlich Japans, hervorzuheben.

Seit dem Jahre 1549 ward das Christenthum durch den hl. Franz Xaver zuerst auf diesem Inselreiche, welches an Ausdehnung Großbritannien erheblich übertrifft und einen bedeutenden Grad von Civilisation besaß, verkündet. Andere

[1] Kath. Missionen, Jahrg. 1882, S. 216.

Jesuiten folgten ihm nach, und so erwuchs eine blühende Kirche, und ein einheimischer Clerus ward herangebildet. Da brach gegen das Ende des Jahrhunderts unter Taicosama, dem Nero Japans, veranlaßt durch die niedern Leidenschaften dieses Kaisers, eine Verfolgung aus, die an Heftigkeit und Grausamkeit die alten Christenverfolgungen vielleicht noch übertraf.

Welchen Geist die ersten Vorboten des nahenden Sturmes bei den Neubekehrten vorfanden, mögen folgende Einzelheiten bekunden:

Die Königin von Tango, eines japanesischen Vasallenstaates, vernahm, daß die Missionäre und viele Christen gekreuzigt werden sollten; da verfertigte sie mit ihren Hofdamen neue Kleider, um an dem Kreuze in aller Festlichkeit zu erscheinen. Sie suchte zu erfahren, wann die Missionäre gekreuzigt würden. „Wenn ich die Zeit ihres Todes erfahre," so sprach sie, „werde ich, und sollte es um Mitternacht sein, samt meinen Hofdamen mit bloßen Füßen auf den Richtplatz eilen, um mit denselben gekreuzigt zu werden."[1] — Zu Meaco, der Hauptstadt des ganzen Reiches, wollten viele vornehme Frauen den Soldaten die Mühe ersparen, sie aufzusuchen, und versammelten sich, mit ihren schönsten Kleidern angethan, in einem Hause nahe bei der Wohnung der Missionäre. Die Dame, bei welcher sie sich versammelten, hatte eine zehnjährige Nichte bei sich und wollte dieselbe zu ihren Eltern zurückschicken, um sie in Sicherheit zu bringen. Allein das Kind fing an zu weinen und erklärte: „Wenn die Christen getödtet werden sollen, so muß ich mit ihnen sterben, weil ich auch eine Christin bin. Habet meinetwegen keine

[1] Wir entnehmen diese und die folgenden Thatsachen dem interessanten Buche des P. Patiß: Das Apostolat und Martyrium der Gesellschaft Jesu in Japan (Wien, Mayer, 1863).

Furcht, denn wenn ich auch jung bin, so habe ich doch Muth genug, und wenn ich bei dir bleibe, so werde ich den Tod nicht fürchten." Der sechzehnjährige Sohn eines Christen von Meaco, welcher in einem Erziehungshause der Gesellschaft Jesu weilte, erhielt von seinem Vater einen Brief, worin dieser ihm mittheilte, er werde für den Glauben sterben und hinterlasse ihm ein bedeutendes Vermögen. Der Sohn eilte sogleich nach Meaco, um mit dem Vater zu sterben. — Die Franziskaner hatten in ihrem Hause einen zwölfjährigen Japanesen mit Namen Matthias, der eben zum Einkaufe ausgegangen war, als man die übrigen Bewohner des Hauses gefangen nahm. Er fehlte also, als der Kerkermeister die Namen der Verurtheilten verlas. Aber zufällig stand ein anderer Christ, Namens Matthias, in der Nähe und bat, in die Stelle des Fehlenden eintreten zu dürfen. — Ein kleiner Knabe aus vornehmem Hause fragte einen Jesuiten, ob es wahr sei, daß die Heiden kommen und alle Christen kreuzigen würden. Der Missionär bejahte es und fragte das Kind: „Was wirst du antworten, wenn man dich fragen sollte, ob du ein Christ seist?" Das Kind sprach: „Ich werde antworten, daß ich ein Christ sei." Der Missionär fragte weiter: „Wenn man dich aber kreuzigen wollte, was würdest du dann thun?" Das Kind erwiderte: „Dann würde ich mich zum Tode bereiten." Der Missionär drang weiter in das Kind: „Aber wie wirst du dich zum Tode bereiten?" Der Knabe hob nun seine kleinen Arme in die Höhe und antwortete mit wunderbarer Entschiedenheit: „Solange ich reden kann, werde ich rufen: Jesus, sei mir barmherzig! Jesus, sei mir barmherzig! Jesus, sei mir barmherzig!" Der Missionär trat auf die Seite, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen.

Derart also war beim Ausbruch der Verfolgung unter den Christen die Stimmung, welche der Eifer der Missionäre

und vor allem die göttliche Gnade in den Herzen zu erwecken gewußt hatte.

Am 5. Februar 1597 fielen zu Nangasaki die ersten Opfer. Es waren 3 Jesuiten, 6 Franziskaner und 17 Laien, welche dem dritten Orden des hl. Franciscus angehörten; unter den letzern waren zwei Kinder: Ludwig, 11 Jahre alt, und Antonius, 13 Jahre alt. Ihrer Nationalität nach waren die meisten, insbesondere auch die drei Jesuiten, aus Japan, die übrigen aus Spanien, Mexico und Indien gebürtig. Sie zogen mit fröhlichem Antlitz nach dem Orte, an welchem sie den letzten und glorreichsten Kampf bestehen sollten. Dort angekommen, fragte der kleine Ludwig sogleich, welches Kreuz für ihn bestimmt sei, lief, als man es ihm gezeigt, auf dasselbe zu und umarmte es mit herzlicher Freude, zum Staunen der umstehenden Heiden.

Nun wurden alle 26 Martyrer nach japanesischer Weise ans Kreuz gebunden. Paulus Michi, ein japanesischer Jesuit, sprach wenige Augenblicke, ehe er vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen sollte, vom Kreuze herab mit hinreißender Beredsamkeit zu der versammelten Menge: es gebe kein anderes Mittel zur Erlangung der Seligkeit als den Glauben an Jesus Christus und die Beobachtung des christlichen Gesetzes. Er verzeihe allen, die zu seinem Tode mitgewirkt, und habe nur noch den Wunsch, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit und zur ewigen Seligkeit gelangten.

Sein Mitbruder, Johannes Soan, von der Insel Goto gebürtig, zählte noch keine 20 Jahre. Vom Kreuze herab erblickte er unter der Volksmenge seinen Vater und rief diesem zu: „Leb wohl, Vater, und sei darauf bedacht, das Heil deiner Seele allen Gütern der Welt vorzuziehen, und achte nichts hoch, als den Besitz Gottes!“ Dann gab er ihm seinen Rosenkranz als Andenken. Der Vater

ermunterte ihn zur Standhaftigkeit; auch er und seine Mutter seien bereit, für den Glauben zu sterben.

Jetzt waren alle Kreuze aufgerichtet; die Henker machten sich an die Arbeit; die am Kreuz festgebundenen Blutzeugen wurden schräg durch den Leib mit Lanzen durchstochen. Der Schrei „Jesus, Maria!" tönte durch die Menge der versammelten Christen. Einige der Martyrer sangen Loblieder, andere beteten, andere blickten schweigend zum Himmel. Nach wenigen Augenblicken war das Erstlingsopfer der Kirche von Japan vollbracht.

Doch die Verfolger sahen bald, daß die in Japan übliche Todesstrafe nicht genügend abschreckte; sie mußten auf grausamere Qualen bedacht sein und wurden durch den geringen Erfolg auch dieser Qualen gedrängt, ihre Grausamkeit in wahrhaft teuflischer Weise immer mehr zu steigern.

Mit Köpfen und Kreuzigen hatte man fortgewüthet, auch gegen Frauen. Im Jahre 1613 dagegen verurtheilte der König von Arima acht Christen zum langsamen Feuertode. Eine Procession von mehr als 30000 Christen, brennende Kerzen oder Blumenkränze in der Hand, begleitete die Martyrer zur Richtstätte. Hier war ein hölzernes Haus errichtet, und an die acht Säulen, auf welchen es ruhte, wurden die Opfer gebunden. Einer derselben entschlüpfte dem Henker, stieg auf das Dach und sprach von hier aus in ergreifender Weise zu der Menge; dann kehrte er zurück an seine Säule und ließ sich binden. Nun wurde der Brennstoff, welcher in einiger Entfernung um das Haus aufgehäuft war, angezündet. Die Flamme näherte sich mehr und mehr und die Christen wurden langsam gebraten. Unter ihnen war auch ein Knabe, Jacobus, dessen Bande vom Feuer verzehrt waren; er war frei und lief nun mitten durch das Feuer zu seiner Mutter, die an einer andern Säule angebunden war. Die Mutter umarmte das

Kind und sprach: „Mein Sohn, sieh den Himmel an. Sprich: Jesus, Maria!“ Der Knabe sprach dreimal diese heiligen Namen und sank todt nieder zu den Füßen seiner Mutter. Der Leichnam der Mutter bedeckte bald den des Kindes. — Eine zwanzigjährige Jungfrau, Magdalena mit Namen, stand unbeweglich in den Flammen; als ihre Bande vom Feuer verzehrt waren, legte sie mit beiden Händen glühende Kohlen auf ihr Haupt, als wollte sie sich mit einem Blumenkranz schmücken. Dann sank auch sie sanft zur Erde und gab ihren Geist auf.

Auf den 22. September des Jahres 1622 fällt der Martyrertod des seligen Karl Spinola und seiner Genossen. P. Spinola stammte aus einer der angesehensten Familien Italiens; sein Vater war ein persönlicher Freund Kaiser Karls V. Karl war in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte sich der Mission von Japan gewidmet. Seit vier Jahren schmachtete er jetzt bereits mit acht Ordensgenossen zu Omura im Kerker und war daselbst Sommer und Winter allem Ungemach der Witterung ausgesetzt; drei Jahre lang konnte er seine Kleider nicht wechseln. Das Gefängniß war so eng, daß jeder Gefangene nur zwei Spannen Raum für sich hatte. Selbst der nothwendigsten Bedürfnisse wegen durften sie diesen Zwinger nicht verlassen, und es läßt sich denken, welchen Qualen sie daselbst ausgesetzt waren. Ihre Nahrung waren gekochte Wurzeln und etwas in Wasser gekochter Reis; sie selbst aber wurden bei lebendigem Leibe eine Speise der Würmer.

Doch es war endlich die Zeit gekommen, daß P. Spinola mit 51 Leidensgenossen auf einer Anhöhe bei Nangasaki das Opfer vollenden sollte. Während die Henker ihre Zubereitungen trafen, hielt er eine feurige Anrede an die zahlreich versammelten Christen und Heiden, um auch jetzt noch Seelen für Christus zu gewinnen und vor der ewigen Verdammniß zu retten.

Unter den Gefangenen befand sich die Wittwe eines Portugiesen, Isabella Fernandez, deren Mann im vorigen Jahre verbrannt worden war. Sie hatte ihr vierjähriges Kind, Ignatius, bei sich, welches P. Spinola getauft hatte. P. Spinola blickte auf die Gefangenen umher und suchte den Knaben, konnte ihn aber nicht finden. Endlich sah er Isabella und fragte, wo denn Ignatius sei. Die Mutter hob das Kind empor, zeigte es dem Missionär und antwortete: „Sehet, mein Vater, hier ist der Knabe; er stirbt freudig mit mir, und ich will Gott opfern, was mir auf Erden das Theuerste ist: mein Kind und mein Leben." Dann wandte sie sich zu dem Knaben, zeigte ihm den Pater und sprach: „Mein Kind! Sieh dort denjenigen, der dich zu einem Kinde Gottes gemacht und dir ein besseres Leben gegeben hat, als dasjenige ist, welches du nun verlieren wirst. Empfiehl dich ihm und bitte um seinen Segen." Das Kind kniete nieder, faltete die Hände und empfing den Segen. Die Anwesenden brachen bei diesem Anblick in lautes Weinen und Murren aus. Die Henker beschleunigten ihr Werk aus Furcht vor einem Aufstande; 30 Martyrer wurden enthauptet; die drei ersten Häupter rollten zur Erde, ohne daß der kleine Ignatius erschrak; dann fiel das Haupt seiner Mutter vor die Füße des Kindes; das Kind aber gab kein Zeichen des Schreckens noch des Schmerzes; es zog jetzt seinen Halskragen zurück und erwartete ruhig den Todesstreich.

Nachdem die Enthauptungen vorüber waren, zündete man das Feuer an, um den P. Spinola und die andern noch übrigen Blutzeugen, welche an Pfähle gebunden dem Gemetzel zugeschaut, langsam zu verbrennen, worauf dann zwei oder drei Stunden später auch sie ihren Qualen erlagen und hierdurch Zeugniß ablegten für die Wahrheit des von ihnen gepredigten katholischen Glaubens.

Doch immer grausenhafter wurden die Foltern, welche die Phantasie der Japanesen ersann, um die Christen zum Abfall zu bringen.

Am 2. October 1622 wurden zu Nangasaki drei kleine Kinder gemartert, von welchen man eines sieben Tage hindurch quälte, um es zu zwingen, den Aufenthalt eines Missionärs zu verrathen. Man öffnete sogar seinen Leib zwischen den Schultern und goß geschmolzenes Blei in die Wunde. Allein das Kind gab keine andere Antwort als: „Jesus, Maria! Ich verlange in den Himmel zu kommen!" Endlich wurde es mit dem ganzen Hause, in welchem es sich befand, zu Asche verbrannt. Andern Kindern riß man die Haut von den Händen und legte glühende Kohlen auf die wunden Stellen mit dem Bedeuten, wenn sie diese fallen ließen, so sähe man es an, als wollten sie den Götzen Weihrauch streuen; die Kinder hielten standhaft diese Folter aus. Andere Christen wiederum setzte man in Feuer und erklärte, die geringste Bewegung solle als Abfall gelten.

So wüthete man namentlich gegen die Missionäre, für welche noch schauderhaftere und Monate hindurch dauernde Qualen ersonnen wurden. Auf 100000 schätzt man die Zahl der Martyrer von Japan. Das Christenthum schien bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts im Blute der Martyrer erstickt zu sein, denn neue Missionäre konnten nicht kommen, weil ein japanesisches Edict befahl, daß alle Ankömmlinge, ehe sie zugelassen wurden, zuvor das Kreuz mit Füßen treten sollten. So fanden von den europäischen Nationen nur noch jene Zutritt, welche, wie insbesondere die Holländer, ihres Handels wegen sich diesem Edicte fügten. Die katholische Kirche von Japan hielt man dagegen seit mehr als zwei Jahrhunderten für erloschen.

Neuerdings konnten Katholiken in einigen Häfen wieder Zutritt finden, und so kam auch Msgr. Petitjean, der

nachmalige Apostolische Vicar jenes Inselreiches, als Kaplan der französischen Gesandtschaft dorthin. Ihm stellten sich einige Japanesen einst vor mit der Frage: ob er verheiratet sei? Auf die verneinende Antwort frugen sie: ob er die Mutter Gottes verehre? Als er dieses bejahte, frugen sie weiter: wer ihn gesandt? Die Antwort lautete: „Mein Bischof." Und wer diesen Bischof gesandt? „Der oberste Bischof in Rom, der Nachfolger Petri und Statthalter Jesu Christi."

Nun kannte die Freude der Eingeborenen keine Grenzen mehr. Sie gaben sich als Christen zu erkennen. An den Kennzeichen, welche ihre letzten Missionäre ihnen hinterlassen, und welche von Vater auf Sohn sich vererbt, hatten sie die echten Glaubensboten wieder erkannt. Msgr. Petitjean besuchte sie in ihren Dörfern, in welchen sie sich heimlich als Christen zwei Jahrhunderte lang ohne Priester erhalten, und fand, daß sie die Taufen, und was sonst unter diesen Umständen geschehen konnte, treu nach den Anweisungen ihrer letzten Seelsorger vollzogen hatten. Ihre Zahl mochte, wie Msgr. Petitjean dem Verfasser persönlich einst mittheilte, wohl noch 15 000 betragen.

Wir dürfen diese wenigen Notizen wohl mit der Frage schließen: Sollte wohl eine Kirche, welche solche Sprößlinge treibt, so sehr von der Gnade Gottes verlassen und auf Abwege gerathen sein, daß ein Luther, ein Calvin, ein Heinrich VIII. im Gewissen genöthigt waren, sie zu verlassen? Und sollte der Orden, welcher die Kirche von Japan gegründet, wohl jene Gesellschaft von Heuchlern sein, zu welcher französische Literaten und protestantische Geschichtschreiber ihn in der öffentlichen Meinung gestempelt haben? Oder ist nicht vielmehr diese Fülle von Martyrern unter Männern und Frauen, unter Greisen und Kindern, unter Gelehrten und Ungelehrten ein kräftiger Beweis sowohl für

die festeste, auf objectiven, wohl geprüften Gründen beruhende Ueberzeugung dieser Martyrer selbst, als auch für einen außerordentlichen Gnadenbeistand, mit welchem Gott nur der Wahrheit, nicht aber einem Gewebe von Lügen und Aberglauben, zur Seite steht?

XVI.

Die Reichthümer des Katholicismus.

Nach dem Bisherigen ist die Versicherung wohl überflüssig, daß der Verfasser, weit entfernt, bei näherer Bekanntschaft mit dem Katholicismus in betreff der Wahrheit desselben enttäuscht zu werden, vielmehr im Laufe der mehr als 42 Jahre, während welcher er in demselben gründlich sich umsah, nur immer entschiedener und allseitiger von dessen Wahrheit und zugleich von der gänzlichen Unhaltbarkeit der entgegenstehenden Religionen oder philosophischen Systeme überzeugt und durchdrungen ward.

Doch nicht bloß Wahrheit, auch Glück und Frieden, kostbare, durch keine irdischen Reichthümer aufzuwiegende Schätze bot ihm die katholische Kirche, und die Erfahrungen, welche er in dieser Beziehung gemacht, darf er wohl gleichfalls dem Auge des Lesers in wenigen Umrissen vorlegen.

1. Die katholische Weltanschauung.

Der Katholik, im Gegensatz zum Ungläubigen (sei dieser Pantheist, Atheist oder Materialist) und theilweise auch im Gegensatz zum Calvinisten und Lutheraner, fühlt sich glücklich

zunächst durch jene Philosophie des Lebens, welche die katholische Kirche ihn lehrt und mit unauslöschlichen Zügen und brennenden Farben in seine Seele eindrückt. Er hat einen allgütigen Vater im Himmel, der ihn aus göttlicher Liebe erschuf und mit seinem allsehenden Auge schützend und sorgend bewacht, einen Vater, ohne dessen Willen „kein Sperling vom Dache fällt", dessen Allmacht und Weisheit sich vorzüglich darin gefällt, dem Menschen, seinem Kinde, Gutes zu erweisen; einen Vater, der gesprochen: „Kann denn ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarmte des Sohnes ihres Leibes? Und wenn sie es vergäße, so wollte doch ich dich nicht vergessen!"

Der Ungläubige kennt keinen Vater im Himmel; ihm ist die Welt ein Reich ohne König, eine Familie ohne Vater und Mutter, eine gewaltige, vernunftlose und herzlose Maschine, eine Maschine, wie der Gotteslängner David Strauß verzweifelnd ausruft, in welche der Mensch erbarmungslos hineingeworfen, und von deren Räderwerk er gelegentlich zermalmt wird, ohne jeden andern Trost, als daß sich hieran nichts ändern läßt.

Der Katholik ist infolge seiner Lebensanschauung froh im Glück und froh oder doch geduldig und zufrieden im Unglück. Er weiß, daß jedes Leiden, welches ihn trifft, zuvor durch die Hand eines liebenden Vaters geht und nicht anders als auf dessen Anordnung oder Zulassung bis zu ihm gelangt. Im Leiden erkennt er ein Heilmittel oder eine väterliche Strafe, die beide zum Wohle des Betreffenden angewandt werden. Und wenn die Beobachtung der göttlichen Gebote auch übermenschliche Opfer von ihm zu verlangen scheint, so weiß er, daß Gott getreu ist und niemand über seine Kräfte versuchen läßt; daß er mit seinem Gnadenbeistande stets zur Hand ist, unsere schwachen Kräfte zu stärken und in das Herz des Leidenden nicht selten einen

Troſt, eine Freude zu ergießen, welche die Martyrer mitunter in all ihren Qualen vor Wonne aufjubeln ließ und bewirkte, daß ſie mit ihren Leiden förmlich ſpielten.

Der Ungläubige kennt dieſen innern Troſt, dieſe Gnadenwirkung Gottes nicht. Auch er wird in die Leiden des Körpers und der Seele hineingeworfen wie ein ohnmächtiges Kind, ſo gut wie der Katholik; aber wie ein Kind, das weder Vater noch Mutter beſitzt, zu welchen es bittend aufblicken könnte; wie ein Kind, das elend und verlaſſen, hungernd und vor Kälte zitternd auf der Straße umherirrt, weil es den Geboten des Vaters im Stolz ſich entwinden wollte, hiermit aber zugleich die liebende Vorſorge des Vaterhauſes verlor.

Dem Katholiken iſt dies irdiſche Leben eine kurze Prüfungszeit, welcher eine nie endende Seligkeit als Lohn der Pflichttreue folgt. Vom Diesſeits erwartet er daher nichts anderes als Arbeit und Mühſal; er iſt froh über dieſelbe, wie ein Handwerker, der reichliche Arbeit findet. Wenn er trotzdem Freude und einen köſtlichen Frieden antrifft, auf die er nicht einmal gerechnet, ſo genießt er dieſelben dankbar und ſieht in ihnen eine unerwartete und deshalb um ſo erquickendere Zugabe.

Der Ungläubige kennt nur das Diesſeits; all ſein Glück erwartet er hier. Er iſt grenzenlos unglücklich, wenn es ihm hier am ſogenannten Glücke fehlt; er iſt nicht befriedigt, wenn er mit Glücksgütern überhäuft iſt; denn zu zehn Millionen wird er noch weitere zehn Millionen verlangen, zu hundert ſinnlichen Genüſſen noch hundert größere, und ſelbſt die höchſten Grade von Ehre und Macht, wie ſie unter vielen Millionen nur einem oder dem andern zu theil werden können, werden ihn nicht wahrhaft beglücken; die menſchliche Seele hat eben eine gewiſſermaßen unendliche Faſſungskraft und wird daher nur durch den Beſitz Gottes und einſtweilen

durch die Aussicht auf denselben, nicht aber durch endliche Dinge, befriedigt. „Du, o Herr, hast uns für Dich erschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in Dir."

Ein Ungläubiger übergab einst seinen Sohn einer Jesuitenanstalt zur Erziehung. Ueber den Grund befragt, weshalb er eine Anstalt wähle, die seinen Anschauungen so diametral entgegengesetzt sei, gab er zur Antwort: „Ich will nicht, daß mein Sohn so unglücklich werde, wie ich es bin!" Im Leben Kolpings lesen wir dagegen von einer armen Wittwe, die kaum das tägliche Brod für sich und ihre vier Kinderchen erschwingen konnte, und doch versichert uns Kolping, der Land und Leute kannte wie wenige, sie sei die glücklichste Frau gewesen, die er je gesehen, denn, fügt er als Grund bei, sie war fromm und zufrieden.

Auf einem einsamen Spaziergange — es war im holländischen Limburg — sah der Verfasser einst einen Greis am Wege sitzen, welcher in der Nähe seine Kühe weiden ließ. Ich grüßte, wollte an ihm vorübergehen, und da ich den Hut in der Hand hielt, um besser die frische Luft zu genießen, so rief der Alte mir herzlich zu: „Ach, Herr, das thut Euch nicht gut, so mit bloßem Kopfe!" Ich merkte, er hätte gern ein Gespräch angeknüpft, blieb also stehen, wechselte einige freundliche Worte mit ihm und setzte mich endlich vertraulich an seine Seite. Wir redeten davon, wie glücklich die Religion den Menschen mache, und wie unglücklich die Ungläubigen seien. Aus tiefster Seele sprach er: „Ach, die Religion ist mein Eins und Alles!" — „Wenn man krank wird," fuhr ich fort, „oder wenn man arm wird, oder wenn die nächsten Verwandten sterben, nicht wahr? dann denkt man an den Himmel, wo man das alles viel besser wiederfindet." Ihm traten die Thränen in die Augen. „Herr!" sagte er, „meine alte Frau ist neulich gestorben; meine Kinder sind todt; ich habe zwar gut zu leben, aber

ich bin jetzt ganz allein.“ Ich tröstete ihn: er werde nach einigen Jahren seine Frau im Himmel wiedersehen. Sein Gesicht heiterte sich auf, und er war wieder frohen Muthes.

Nun kamen wir auf das Gebet zu sprechen. „Seht,“ sprach ich zu ihm, „wenn man so allein sitzt, dann denkt man: vielleicht liegt jetzt manche Seele im Todeskampf und bedarf unseres Gebetes; man nimmt dann seinen Rosenkranz und betet für sie.“ Mit sichtbar freudigem Eifer fiel er ein: „Und wenn die Seele dann glücklich im Himmel ist, so betet sie auch wieder für uns.“

In dieser Weise spann sich unser Gespräch noch lange fort; er erzählte mir von der Priesterverfolgung zur Zeit des ersten Napoleon; ich sprach ihm von den damaligen Zuständen in Deutschland zur Zeit des Culturkampfes. Endlich schieden wir; ich dachte aber: Wieviel glücklicher ist doch dieser Greis mit seiner Religion als ungläubige Gelehrte inmitten ihrer Bibliotheken, Reichthümer und Ehrenstellen!

Auf Grund seines lebendigen Glaubens weiß der Katholik, wie gesagt, daß eine jede seiner Handlungen, auch die geringste und gleichgiltigste, wenn sie aus Liebe zu Gott, aus Gehorsam gegen ihn oder sonst aus irgend einem tugendhaften Beweggrunde verrichtet wird, dermaleinst einen überreichen ewigen Lohn erhält durch Zutheilung eines höhern Grades von Klarheit in der Anschauung der ewigen, unerschaffenen Schönheit. Er weiß also, daß sein Schicksal für die Ewigkeit, nicht bloß was Seligkeit oder Verdammniß, sondern ebenso auch was den Grad der Seligkeit angeht, vollständig in seine eigenen Hände gelegt ist. Denn wenn einst der Weltenrichter als König erscheint, so wird er „zu denen, die zu seiner Rechten sein werden, sagen: Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, besitzet das Reich, welches seit Grundlegung der Welt euch bereitet ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig,

und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnisse, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dich gespeist? oder durstig und dich getränkt? ... Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, sage ich euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan."[1] Die Hoffnung auf diese ewige Vergeltung, zugleich mit dem Verlangen, die Liebe des Erlösers durch Gegenliebe zu vergelten, begeistert den Katholiken zu jener werkthätigen Liebe, welche die Dome des Mittelalters und die unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben rief, und welche auch jetzt, nachdem die weltlichen Regierungen sich diese Stiftungen großentheils angeeignet, stets neue Sprossen ähnlicher Art wieder hervortreibt.

Wie herzlos und unerquicklich erscheint dem gegenüber Calvin mit seiner eisigen Lehre von der Prädestination! Nach ihm bestimmt Gott den einen zum Himmel, den andern zur Hölle, ohne daß der Mensch selbst durch sein sittliches Verhalten auch nur das Geringste hieran ändern könnte. Luther aber stimmt im wesentlichen dem Calvin bei, indem er den Menschen mit einem Klotz oder Stein vergleicht, ihm die Befähigung abspricht, bei seinem Heilsgeschäft mitzuwirken, und die guten Werke sogar als schädlich für die Seligkeit bezeichnet.

Doch lassen wir die Lehren dieser beiden Männer! Denn welcher Protestant, der mit ihnen genauer bekannt ist, möchte gegenwärtig in dieser Beziehung noch für sie

[1] Matth. 25, 34 ff.

eintreten? Nehmen wir vielmehr den Protestantismus, wie er jetzt thatsächlich meist auftritt! Wo ist jener felsenfeste Glaube geblieben, welcher den Katholiken glücklich macht und für das Gute begeistert? Kann man sagen, daß die Mehrzahl der Protestanten noch ernstlich an die Gottheit Christi glaubt? Nach Herrn Consistorialrath Dr. Ebrard zu Erlangen wäre im deutschen Volke nur noch „eine Schar, nicht von Millionen, aber von vielen Tausenden, die ihre Kniee dem Baal, dieser alten Gottheit des Pantheismus, nicht gebeugt haben“[1]. Und hat selbst bei jenen Protestanten, die als gläubig gelten, der Glaube jene eiserne Festigkeit, die man bei Katholiken so häufig trifft? Wir glauben dies — wenige Ausnahmen abgerechnet — nach unserer langjährigen Erfahrung in beiden Lagern entschieden verneinen zu müssen. Wie kann das auch anders sein? Sobald man das Gefäß zerbricht, wird der Wein verschüttet, und sobald man das äußere Kirchenthum zertrümmert oder doch seiner göttlichen Grundlage und damit seiner souveränen Unabhängigkeit beraubt und zum bloßen Anhängsel des Staates herabwürdigt, leidet der christliche Glaube Schiffbruch. Oder woher sollte der Protestant für seine Sonderlehren jene Glaubensfestigkeit nehmen, welche die katholischen Martyrer in den Missionen begeistert? Etwa aus der Heiligen Schrift! Aber wie viele können sie im Urtext lesen und Textkritik üben? Oder aus der Autorität ihres betreffenden Oberkirchenraths? oder der eines Wittenberger Professors aus dem 16. Jahrhundert? Aber haben denn nicht die Stifter des Calvinismus oder Irvingianismus oder Grundtvigianismus, und hat nicht im Grunde jeder Berliner Professor des 19. Jahrhunderts, welcher ganz andere Dinge in der Heiligen Schrift findet, gleiche

[1] Janssen, An meine Kritiker S. 226.

Autorität? In einem durchaus wahren Sinne hat schon vor 14 Jahrhunderten der hl. Augustinus erklärt: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der Kirche mich dazu vermöchte."

Ein katholischer Ordensmann sollte einst während des Dreißigjährigen Krieges von Calvinisten in die Donau geworfen werden. Scherzend erklärte er: „Es ist mir ganz einerlei, ob ich zu Wasser oder zu Lande in den Himmel komme!" — Ein katholischer Schweizer Senne wurde einst von einem Reisenden, der sich in der Sennhütte zu ihm ans Feuer gesetzt hatte, mit Einwendungen gegen die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarssacramente belästigt. Entrüstet und ernst sprach der einfache Hirt, der auf theologische Disputationen sich freilich nicht einlassen konnte, aber unerschütterlich von seinem katholischen Glauben durchdrungen war: „Wir wollen beide unsern Arm ins Feuer halten! Wer es am längsten aushält, dessen Glaube ist der wahre." Damit entblößte er seinen Arm und machte Miene, in wohlgemeintem, aber freilich wohl ein wenig mißverstandenem Eifer seinen Vorschlag auszuführen, während der Fremde indes sich hütete, in ähnlicher Weise für die Wahrheit seiner Ansichten einzutreten. Würden wohl manche Darwinisten für die Wahrheit der Darwinischen Theorie, oder würden manche Calvinisten für ihre Prädestinationslehre oder manche Lutheraner für ihre Lehre von der Rechtfertigung, oder manche Baptisten für die Ungiltigkeit der Kindertaufe in den Tod gehen, wie Millionen von Katholiken es für ihre Lehre gethan? Mit der Sicherheit in den Unterscheidungslehren schwindet aber mehr und mehr auch die Sicherheit in jenen ersten Grundsätzen des Glaubens von der Unsterblichkeit der Seele und der ewigen Vergeltung. Damit löst sich der Anker der Hoffnung, welcher allein Trost, Frieden und Stärke im Leiden zu geben vermag. Die Folge

ist, daß man dem Leben ein Ende macht, wenn das Thermometer des rein irdischen Glücks unter Null sinkt. So erklärt sich, daß die Zahl der Selbstmorde so unverhältnißmäßig viel häufiger ist bei Protestanten als bei Katholiken[1].

Mit Recht also erblicken wir Katholiken unsern größten Reichthum in der Unerschütterlichkeit unseres Glaubens, welcher uns im Glück wie im Unglück beseligt, und dessen Aufrechthaltung wir unserer heiligen katholischen und apostolischen Kirche verdanken.

2. Das kirchliche Leben.

Jene Lebensanschauung des Katholiken bildet gleichsam den Baum, an welchem das kirchliche Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit hinaufrankt, der Weinrebe gleich, welche Stamm und Aeste des Stützbaumes bedeckt und ihre vollen Trauben herabhangen läßt.

1. Den Mittelpunkt alles Lebens in der katholischen Kirche bildet *Jesus Christus selbst, wie er in seiner heiligsten Menschheit unter den Gestalten von Brod und Wein stets aufs neue zu uns herabsteigt*, um bei uns zu weilen und auch in diesem Sinne seine Worte zu bewahrheiten: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt."

Seine Beziehung zu uns in der heiligsten Eucharistie ist eine dreifache: *Zunächst* kommt er zu uns, um in der heiligen Communion unsere Speise zu sein. *Zweitens* ist diese seine Herabkunft vom Himmel unter den Gestalten von Brod und Wein, zu welcher er sich auf das Wort des Priesters erniedrigt, im eigentlichen Sinne ein Opfer, bei

[1] Vgl. des Verfassers Schrift: „*Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche*" (4. Aufl. Trier, Paulinusdruckerei 1895) S. 270. 277. 480.

welchem Christus zugleich Priester und Opferlamm ist; der sichtbare Priester handelt nur als sein Stellvertreter, als sein Werkzeug. Seinem Zweck nach ist dieses Opfer ein vierfaches, ein eucharistisches, um Gott als den höchsten Schöpfer und Herrn zu verehren, ein Dankopfer für die empfangenen Wohlthaten, ein Bittopfer um fernere Gnaden und ein Sühnopfer für unsere Sünden. Mit dem blutigen Opfer am Kreuze bildet es gewissermaßen ein- und dasselbe Opfer; es ist dessen Fortsetzung und Erinnerungsfeier und soll uns die Gnaden im einzelnen zuwenden, welche jenes insgesamt uns erkauft hat. Vorgebildet ward es durch das Opfer Melchisedechs, welcher Brod und Wein dem Höchsten darbrachte[1], und eingesetzt ward es durch Christus beim letzten Abendmahl. Seitdem wird es überall in der Kirche gefeiert, so daß die Worte des Propheten sich erfüllen: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden.“[2] Und weil Christus selbst der opfernde Priester bei diesem Opfer ist, und weil das Opfer wie bei Melchisedech unter den Gestalten von Brod und Wein vollzogen wird, so konnte schon David im Geiste den Messias ankündigen als den „Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedechs“[3].

Die dritte Beziehung, welche Christus zu uns im heiligsten Sacrament des Altars eingeht, ist, daß er im Tabernakel auch nach Vollendung des Meßopfers verweilt, damit wir während des Tages im Gebet zu ihm unsere Zuflucht nehmen. Deshalb muß das heiligste Sacrament in jeder Pfarrkirche aufbewahrt werden, damit Christus als

[1] 1 Mos. 14, 18; vgl. Ps. 109 (110), 4; Hebr. 7, 17; 5, 10; 7, 11.

[2] Malach. 1, 11. [3] Ps. 109 (110), 4.

der gute Hirt inmitten seiner Herde wohne; daher ist es katholische Sitte, daß die Kirchen stets geöffnet sind, und als Zeichen, daß das Allerheiligste im Tabernakel weilt, brennt vor demselben die ewige Lampe.

Was ist aus diesen Schätzen bei den Protestanten geworden?

Jene erste Beziehung zum Heiland im Sacrament meinen die Lutheraner noch beibehalten zu haben, denn sie glauben an die wirkliche Gegenwart im Augenblick des Genusses, während die Calviniſten dieselbe läugnen und die preußisch-unirte Landeskirche (die sogenannten „Evangelischen") dieselbe dahingestellt sein läßt. Aber auch die Lutheraner empfangen in Wirklichkeit im Abendmahl nicht mehr den göttlichen Heiland, sondern nur Brod; denn sie haben keine giltig geweihte Priester, auf deren Wort einzig und allein Christus vom Himmel herabsteigt. Die Russen haben noch giltige Weihen; die Anglikaner glaubten sie zu haben, haben dieselben indes gleichfalls verloren.

Die zweite Beziehung Christi im heiligsten Sacrament, nämlich seine Opferung in der heiligen Messe, ist allen Protestanten so vollständig abhanden gekommen, daß sie nicht einmal mehr Anspruch auf dieselbe erheben, vielmehr in der Messe meist nur ein leeres Ceremonienwesen oder gar eine Abgötterei erblicken, und daß vielleicht kein Theil des ganzen katholischen Dogmas einem Convertiten für das Verständniß so viele Schwierigkeiten bereitet als eben die heilige Messe. Im altnordischen Museum zu Kopenhagen sind die verschiedenen Meßgeräthe aus der alten katholischen Zeit: Kelche, Meßkännchen, Weihrauchfäßchen, Monstranzen u. s. w., massenhaft aufgespeichert; der Katholik, auch des 19. Jahrhunderts und aus fernem Lande, erblickt in denselben sofort alte Bekannte, aber dem Protestanten sind sie meist ebenso räthselhafte Dinge wie die Antiquitäten von Aegypten und Assyrien.

Mit dem heiligen Meßopfer ist dem Protestantismus zugleich jeder Gottesdienst genommen, welcher in Wahrheit diesen Namen verdient. Ein reiches Ceremoniell in der protestantischen Kirche wäre inhaltslos, wäre eine Schale ohne Kern, und deshalb absurd. Daher ist man gezwungen, sich auf die Predigt zu beschränken und etwa ein Lied beizufügen, welches vor und nach derselben gesungen wird; die Predigt aber hat weit mehr die Natur eines Unterrichts als die einer öffentlichen, gemeinsamen Gottesverehrung, und so kommt man im Protestantismus unschwer auf den Gedanken, eine Predigt, zu Hause gelesen, könne recht wohl den Kirchenbesuch ersetzen, zumal der Prediger ja doch nicht von Gott durch Vermittlung des Statthalters Christi und der von diesem bestellten Bischöfe, sondern von irgend einer weltlichen Regierung oder von den Gläubigen selbst aufgestellt ist.

Endlich ist auch die dritte Beziehung des heiligsten Sacramentes bei den Protestanten vollständig verloren gegangen. Die Thüren ihrer Kirchen sind meistens geschlossen und werden nur Sonntags für die Predigt geöffnet. Wen sollten auch die Protestanten in ihrer Kirche besuchen?

2. Christus hat in dem heiligen Meßopfer und den Sacramenten, diesen sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnaden, welche durch sie ertheilt werden, die Grundzüge eines äußern, sichtbaren christlichen Cultus gegeben; die Kirche hat dieselben schon seit den ersten Jahrhunderten mit der reichsten, sinnvollsten Liturgik umkleidet. Die katholische Meßliturgie folgt nach den Untersuchungen von Bickell dem Pascha-Ritual des Alten Bundes; es war ja natürlich, daß Bild und Vorbild auch in ihrer äußern Erscheinung ähnlich wären. Verschiedene Meßliturgien reichen jedenfalls hinauf bis in sehr frühe Zeiten des Christenthums. Der Canon

der Messe, wie wir ihn jetzt besitzen, ist schon seit zwölf Jahrhunderten so gut wie unverändert geblieben, während die übrigen Theile, namentlich durch Einführung neuer Feste, bis auf die Gegenwart an Reichthum und Mannigfaltigkeit stets gewannen; wir erinnern nur an die herrlichen, aus dem Mittelalter stammenden Sequenzen, das „Dies irae“ und das „Stabat mater“.

Aehnlich scheint sich das reich gegliederte Brevier, nach welchem das Chorgebet gehalten wird, ursprünglich an die Tagzeiten anzuschließen, wie dieselben schon im Alten Bunde im Tempel zu Jerusalem gebetet wurden; nur hat es ebenfalls im Laufe der achtzehn christlichen Jahrhunderte eine überaus reiche und schöne Entwicklung gefunden.

Messe und Brevier geben dem Kirchenjahr seinen reichen Wechsel, in welchem das ganze Erlösungswerk alljährlich aufs neue an unsern Augen vorüberzieht. Die Feier der Sonn- und Festtage trägt merkwürdig dazu bei, auch den Laien über das Einerlei des Alltagslebens hinauszuheben und für Höheres zu begeistern. Schon der Wechsel der Farben in den Paramenten erinnert ihn an die verschiedene Bedeutung der Feste; der Weihrauch, welcher beim Opfer emporsteigt, ermahnt ihn, das Herz nach oben zu erheben; die Künste insgesamt müssen helfen, Gott zu verherrlichen und den Menschen hinaufzuziehen, und sie erhalten in dieser Verwendung ihre höchste Weihe. Welch idealere Aufgabe für die Architektur könnte auch gedacht werden, als dem menschgewordenen Gott im heiligsten Sacrament einen himmelanstrebenden Dom als Wohnung zu erbauen? welch schönerer Beruf für Sculptur und Malerei, als das Gotteshaus auszuschmücken? welch großartigere Verwendung der Tonkunst, als die, das Opfer des Neuen Bundes mit ihren ernsten Weisen zu begleiten? endlich, welch erhabenerer Beruf der redenden Künste, als

dem Worte des Priesters, der im Auftrage Gottes redet, das würdige Gewand zu verleihen?

Und im Protestantismus? Was ist aus all diesen Herrlichkeiten geworden? Mit dem Vortrag eines vom Staate ernannten und beauftragten Predigers ist alles so gut wie abgethan. Das Chorgebet ist, in Deutschland wenigstens, verschwunden. Einen protestantischen Kirchenbaustil gibt es nicht. Die Altarbilder haben mit dem Altar ihre Bedeutung verloren und sind haufenweise in die Museen gewandert. Für eigentliche liturgische Kirchenmusik ist kein Raum mehr, denn keine Messe wird mehr gefeiert. Da möchten wir rufen:

„Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!"

Doch wir fügen hinzu:

„Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!"

Schon zeigt sich im Protestantismus ein besseres Morgenroth. Man will nicht mehr jene puritanische Nacktheit. Man möchte ein reiches, inhaltsvolles Ritual, man begeistert sich für alte Kirchenmusik und für die Baustile des katholischen Mittelalters; selbst Paramentenvereine werden gebildet. Das ist nicht mehr der frühere Protestantismus! Das ist offenbar Rückkehr zum Alten! Lerne man nur immer mehr die Schale liebgewinnen, den Kern wird man alsdann bald verstehen und schätzen lernen. Nur bedarf es dabei vielen Gebetes und hochherziger Selbstverläugnung, um über irdische Rücksichten sich hinwegzusetzen.

3. Dem Sacrament des Altars schließt sich das Sacrament der Buße an, dessen Zweck es ist, den Christen, welcher nach empfangener Taufe sich wieder mit Sünden befleckte, von denselben zu reinigen und so insbesondere zum würdigen Empfang der heiligen Communion vorzubereiten. Eingesetzt ward dieses Sacrament von Christus, als derselbe nach seiner Auferstehung den versammelten Aposteln erschien und sprach: „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfanget den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“[1] Von Anfang an ward es daher beständig in der Kirche geübt.

Es liegt im Bußsacrament und in der zu demselben gehörigen Beicht ein unbeschreiblicher Trost für das schuldbeladene Herz des Sünders. Wie oft haben schon Verbrecher sich selbst angezeigt, nur weil ihr Gewissen ihnen keine Ruhe ließ und sie hofften, durch das reumüthige Bekenntniß einige Genugthuung zu leisten und den verlorenen Frieden wieder zu finden! Hier nun ist ihnen ein Mittel geboten, sich offen und frei auszusprechen, ohne Furcht, je verrathen zu werden. Und was die Hauptsache ist, sie erhalten in Wahrheit vom Priester, welcher von Gott durch die katholische Kirche hierzu bevollmächtigt ist, Verzeihung ihrer Sünden. Alles, was von ihnen verlangt wird, ist die verdemüthigende, reuige Selbstanklage und die Verrichtung einer geringen Buße, welche an Stelle der eigentlich verdienten Strafe — bei schweren Sünden der ewigen Verdammniß — tritt. Nur schwere Sünden ist man zu beichten verpflichtet; was aber eine schwere Sünde war, kann im

[1] Joh. 20, 21—23.

allgemeinen ein jeder mit Leichtigkeit wissen, denn nichts ist eine schwere Sünde, als was man als solche, d. h. als Uebertretung der göttlichen Gebote in einer Sache von Bedeutung erkannt und dennoch mit voller Zustimmung des Willens gewollt hat. Daher ist die Beicht keine Folter des Gewissens, und ihre ganze Schwierigkeit pflegt nur darin zu bestehen, daß der Mensch seinen Stolz bricht. Das aber ist es gerade, was, zugleich mit dem Hauptzweck, nämlich der Sündennachlassung, von Gott beabsichtigt wird.

Wenn unter sonst gleichen Bedingungen die Selbstmorde so ungleich häufiger bei Protestanten vorkommen als bei Katholiken, so ist in dem Mangel der Beicht ohne Zweifel zum großen Theile die Erklärung zu suchen.

Doch auch für den eifrigen Christen, welcher sich von schwereren Vergehen freihält, ist die Beicht eine unsägliche Wohlthat. Wie oft hat der gewissenhafte Christ Zweifel, ob dieses oder jenes erlaubt sei! Wie oft möchte er Rath sich erholen in schwierigen Lagen! In der Beicht nun findet er einen erfahrenen, unterrichteten und liebevollen Vater, dem er sein ganzes Herz erschließen kann, auf dessen vollste Verschwiegenheit er rechnen darf, dem er sogar, wenn er will, vollständig unbekannt bleibt; er findet wahrhaft einen Seelenführer, dessen Leitung er auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit und zum Himmel sich anvertrauen darf, da derselbe im Auftrage Gottes ihn leitet. Schon die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit auch über seine täglichen Unvollkommenheiten sich anzuklagen, bietet einen mächtigen Sporn, dieselben abzulegen, und die sacramentale Lossprechung ist das wirksamste Mittel, auch von diesen leichtern Makeln sich stets wieder zu reinigen. Daher ist es bei eifrigen Katholiken durchaus nicht ungewöhnlich, daß sie allwöchentlich die Sacramente der Buße und des Altars empfangen.

Für den Priester selbst, welcher nach seinen schwachen Kräften bestrebt ist, ein treuer Schüler des „guten Hirten" zu sein, liegt ein unbeschreiblicher Trost in der Verwaltung des Bußsacramentes. Auch mir ward einst die hohe Gnade zu theil, von einem Nachfolger der Apostel die Worte des Stifters der Kirche zu hören: „Welchen du die Sünden erlässest, denen sind sie erlassen." Und wenn ich später stundenlang im Richterstuhle der Buße gesessen, und eine Pause mir einige Einkehr in mich selbst gestattete: dann gedachte ich jener andern Stunden, welche ich jahrelang früher in weltlichen Gerichtssälen zubringen mußte. Welches Glück aber erfüllte mein Herz bei Erwägung dieser Gegensätze! Damals war die Frucht meiner Arbeit zunächst (so hoch ich den Beruf des Juristen auch ehre), einen Schuldigen ins Gefängniß zu befördern, in welchem er vielleicht noch schlechter wurde, als er bereits war; oder in Civilsachen: dem einen eine Forderung zu-, dem andern eine solche abzuerkennen. — Und jetzt? Wie manchem geängsteten Herzen konnte ich seine Sündenlast abnehmen! wie manche Thräne trocknen!

Das Sacrament der Buße wird ergänzt durch das Sacrament der Letzten Oelung, deren Zweck es ist, dem Sterbenden Kraft im Todeskampfe zu verleihen und selbst jene Makel zu tilgen, welche zu beichten er vielleicht nicht mehr im stande war. Für die Zeit nach dem Tode aber nimmt sich die Kirche noch ihrer Gläubigen an durch die zahlreichen Andachten für die armen Seelen im Reinigungsort; so durch die Seelenmessen, die Abläße und den gemeinschaftlichen Besuch der Kirchhöfe am Tage Allerseelen.

Was ist aus dem allen bei den Protestanten geworden? Das Bußsacrament, obwohl klar in der Heiligen Schrift enthalten, ist abgeschafft; das Sacrament der Letzten Oelung desgleichen, und für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten

hat nach Läugnung des Reinigungsortes wohl kaum noch eine Bedeutung, denn die Seligen des Himmels bedürfen unserer Gebete nicht mehr, und die Verdammten der Hölle sind auf ewig unrettbar verloren.

Ein mir nahestehender protestantischer Freund besuchte mich bald nach meinem Uebertritt. Wir kamen auf die Beicht zu sprechen; da begann er plötzlich bitterlich zu weinen, daß man im Protestantismus die Beicht nicht mehr habe. Sein einziger Trost war, Luther habe dieselbe eigentlich nicht abschaffen wollen.

Lassen wir zum Schluß über den heutigen Protestantismus einen der erbittertsten Feinde des Katholicismus, den Professor Beyschlag, sein Urtheil aussprechen. Er sagt: „Diese unsere geschichtlich gewordene evangelische Kirche mit ihren confessionellen Spaltungen, mit ihren landeskirchlichen Schlagbäumen, mit ihren ewigen Lehrstreitigkeiten, mit all ihren Rissen und Lücken, durch welche von der einen Seite der kritisch-auflösende, von der andern der reactionär-gesetzliche Wind weht, ist kein Bau, der draußen Stehenden sonderlich wirtlich und anheimelnd vorkommen könnte.“[1] Wie ganz anders ist die katholische Kirche geeignet, die Herzen auch derer zu gewinnen, die sich nicht zu ihr bekennen!

3. Katholicismus und sociale Frage.

Die katholische Kirche ist die reichste Quelle des Glückes für den Einzelnen; wir meinen nicht bloß des ewigen Glückes, denn es ist selbstverständlich, daß sie in diesem Sinne die allein seligmachende, weil die allein wahre, ist. Nein, sie ist die reichste Quelle wahren Glückes auch für dies irdische Leben, und das, wie für den Einzelnen, so auch für die menschliche Gesellschaft in ihrer Gesamtheit. Ihr verdankt

[1] Bei Janssen, Zweites Wort S. 28.

die moderne civilisirte Welt nicht allein jene Blüthe, zu der sie im Laufe der Jahrhunderte gelangt ist, jene Macht, kraft deren das kleine Ländergebiet der christlichen Civilisation den ganzen Erdball meistert. Nein, auch für Gegenwart und Zukunft ist es die katholische Kirche vor allem, von welcher Heil und Segen, von welcher insbesondere die Lösung der socialen Frage zu erwarten steht.

Unter der socialen Frage verstehen wir jene Auflösung der menschlichen Gesellschaft, welche der vom Protestantismus großgezogene Liberalismus herbeigeführt hat, indem er die vom katholischen Mittelalter überkommenen organischen Gebilde, die verschiedenen Stände und insbesondere die Innungen zertrümmerte, ohne neue, den verschiedenen Zeitumständen entsprechende Bildungen an deren Stelle zu setzen. Besonders scharf tritt diese sociale Frage hervor an jenem vierten Stande, den Arbeitern in den Fabriken und Bergwerken, welche, nicht genügend durch corporativen Verband geschützt, als einzelne Individuen der Ausbeutung gewissenloser Arbeitgeber oft hilflos ausgesetzt sind, und überhaupt mit ihren Familien eine Stellung haben, die für ihr materielles und besonders für ihr moralisches Gedeihen wenig ersprießlich ist. Frau und Kind müssen vielfach in den Fabriken arbeiten, und ein eigentliches Familienleben wird hierdurch unmöglich. Eine plötzliche Arbeitsstockung oder eine aus andern Gründen vom Arbeitgeber vorgenommene Entlassung kann die ganze Familie plötzlich an den Bettelstab bringen. Aber auch ohne solche Unglücksfälle muß sich der Arbeiter oft kümmerlich durchbringen, während er kolossale Reichthümer in der Hand weniger großen Industriellen zusammenfließen sieht.

Das ist in wenigen Zügen die sociale Frage! Millionen von Arbeitern fühlen sich selbst unglücklich und bedrohen in ihrer Unzufriedenheit die ganze menschliche Gesellschaft mit

Umsturz. Was kann dem gegenüber die katholische Kirche und was können deren Gegner uns bieten?

1. Das erste und allernothwendigste Erforderniß für jeden socialen Bau, insbesondere auch für den Bau der modernen Gesellschaft, ist, daß man für gute Bausteine sorgt, d. h. für Individuen, welche ihre socialen Pflichten gewissenhaft erfüllen. Wenn der Arbeiter sparsam und mäßig ist und durch keine Noth zur Theilnahme an revolutionären Unternehmen sich verleiten läßt; wenn die Frau des Arbeiters thut, was sie kann, ihrem Mann ein häusliches Glück zu verschaffen und für gute Erziehung der Kinder zu sorgen; wenn der Fabrikherr im Arbeiter mit seiner Arbeitskraft nicht bloß die Ware sieht, sondern seinen Mitbruder, welcher durch das Blut Jesu Christi erkauft ist, und über dessen Behandlung der Richter der Lebendigen und der Todten einst Rechenschaft fordern wird, gleich als hätte die gute oder schlechte Behandlung des Arbeiters Christus selbst betroffen; wenn zahlreiche Hände sich bemühen, aus opferwilliger Liebe und um Gottes Lohn alle Thränen der Armen, der Kranken, der Wittwen und Waisen zu trocknen; wenn endlich vor allem die Vertreter des Volkes und die Staatsmänner nicht sowohl die eigene Größe und den eigenen Gewinn als das Wohl des Ganzen im Auge haben; kurz, wenn überall die zehn Gebote Gottes, die Pflichttreue in Erfüllung des Berufes und die Nächstenliebe beobachtet werden, dann ist die sociale Frage bald gelöst oder doch einstweilen ihrer Schärfe beraubt, und zwar sowohl was das Glück des Arbeiters als was die Gefahr der Socialrevolution angeht. Wenn man dagegen diesen Geist den Betheiligten nicht einzuimpfen vermag, so können auch die besten Gesetze, so kann der kunstreichste sociale Bau, so kann die größte polizeiliche und militärische Macht kein Heil und keine Rettung bringen.

Diesen Geist zu schaffen, ist der conservative Protestantismus nicht im stande; denn es fehlt ihm an innerer Consequenz, an der göttlichen Sendung und deshalb am Einfluß auf die Massen. Wo der Protestantismus herrscht, verliert sich naturnothwendig mehr und mehr das gläubige Christenthum und gewinnt der Unglaube die Oberhand. Ein solcher Zersetzungsproceß ist gegenwärtig im vollsten Gange. Jene positivern Richtungen, welche sich in den letzten Decennien innerhalb des Protestantismus regen, sind dem innersten Wesen desselben fremd und, ähnlich wie der Ritualismus in England, nur eine rückläufige Bewegung zum Katholicismus.

Diesen Geist zu schaffen, vermag noch weniger der ungläubige Liberalismus. Denn wo man den höchsten Gesetzgeber und Richter beseitigt oder ignorirt, verlieren alle socialen Pflichten sofort ihr letztes Fundament und ihre verbindende Kraft, und wo man Himmel und Hölle läugnet, verlieren diese Pflichten ihre wirksamste Triebfeder; sie bleiben höchstens noch Geschmackssache des Einzelnen, und als Triebfeder im menschlichen Verkehr erübrigt einzig die Selbstsucht. Der Liberalismus, weit entfernt, diesen rechten socialen Geist zu begründen, hat ihn vielmehr, wo er bestand, ertödtet, und mit Recht schleudern die Socialisten den Liberalen das furchtbare Wort entgegen: „Ihr habt uns den Himmel genommen, wir verlangen die Erde!"

Diesen Geist zu schaffen, vermag aus gleichem Grunde ebensowenig der Socialismus; denn auch er ist das Grab des christlichen Glaubens. — Wer ihn zu schaffen vermag, ist einzig und allein die katholische Kirche. Darum ist sie die größte positiv-sociale Macht unserer Tage und einzig im stande, die Lösung der socialen Frage zu erwirken.

2. Das zweite Erforderniß eines gesunden socialen Baues besteht darin, daß die erste Zelle desselben, die Ehe,

in geeigneter Weise hergestellt wird. Für die katholische Kirche ist das geschehen durch den Erlöser selbst. Denn erstens gab dieser der Ehe die ursprüngliche Einheit zurück und verbannte die Vielweiberei, im Gegensatz zu vielen nichtchristlichen Religionen und insbesondere später zum Mohammedanismus; das christliche Weib erhielt hierdurch seine Würde und das christliche Haus seinen Frieden. — Der Stifter des Protestantismus zerstörte diese Einheit der Ehe und führte, soviel an ihm lag, die Vielweiberei wieder ein[1]. Nur der guten Tradition, welche sich aus katholischen Zeiten im deutschen Volke erhalten, ist es zu danken, daß die Vielweiberei nicht in größerem Maßstabe eingeführt wurde.

Jesus Christus fügte zur Einheit der Ehe auch die Unauflöslichkeit ihres Bandes. Hierdurch erhielt die Grundlage der Familie jene Festigkeit, welche wir an der christlichen Ehe und im christlichen Familienleben bewundern. Die bloße Möglichkeit einer Trennung dagegen und einer anderweiten Wiederverheiratung lockert die Innigkeit des Verhältnisses, und die wirkliche Trennung zerstört für die Kinder den häuslichen Herd. — Der Protestantismus hat auch die Unauflöslichkeit des Bandes zerschnitten, und stellenweise sogar auf beiderseitiges Uebereinkommen hin die Scheidung gestattet, so daß die Eheleute beliebig auseinanderlaufen können.

Jesus Christus endlich erhob den bloß natürlichen Vertrag der Ehe zur Heiligkeit eines Sacramentes; er entzog die Ehe dadurch der staatlichen Gesetzgebung und unterstellte sie ausschließlich der kirchlichen Gewalt. — Der Stifter des Protestantismus hat der Ehe die Heiligkeit des Sacramentes abgesprochen, sie für ein „rein weltlich Ding" erklärt, hiermit der staatlichen Jurisdiction ausgeliefert und

[1] Vgl. oben S. 81 ff.

so die Voraussetzungen geschaffen, aus welchen die Civilehe kraft innerer Nothwendigkeit hervorgehen mußte.

3. Mit der Ehe hatte die Kirche der menschlichen Gesellschaft die erste und nothwendigste sociale Zelle geboten. Aber das genügte ihrer sorgenden Liebe und ihrem Drange nach gedeihlicher socialer Organisation keineswegs. Es gibt in der menschlichen Gesellschaft Individuen, die in der natürlichen Familie nicht jene Stellung finden, welche sie befriedigt. Man denke sich eine Familie mit mehreren erwachsenen Töchtern, die zur Gründung eines eigenen Hausstandes entweder aus Hingabe an die Religion nicht schreiten wollen oder aus Mangel an Gelegenheit vielleicht nicht können. Welches ist ihr Los? Zur Besorgung des Haushaltes genügt vielfach die Mutter; auswärts Arbeit zu suchen, ist in den mittlern und höhern Ständen meist unthunlich. Die Töchter sind also oft genöthigt, bei ihrer Toilette, bei Romanen und am Klavier ihre Beschäftigung zu suchen, während die moderne Nationalökonomie jammert, daß beim weiblichen Geschlechte so viel Arbeitskraft unverwerthet für das Nationalwohl verloren geht, und während sie vergebens eine Lösung sucht für diese „Frauenfrage".

Da erscheint die katholische Kirche. Sie läßt die Einzelnen zu religiösen Genossenschaften zusammentreten und unter der schützenden Hand dieser neugeschaffenen Familie, geweiht durch die Religion, darf die Barmherzige Schwester, und wäre sie auch fürstlichem Stande entsprossen, in den ärmsten Hütten und Spitälern Krankendienste verrichten, ohne Furcht, ihrer Stellung das Geringste zu vergeben. Die liberale Bureaukratie aber klagt über das Vermögen in „todter Hand", nicht bedenkend, daß die Gräfin oder Fürstin, welche, auf glänzende Partien verzichtend, sich und das Ihrige den Armen weiht, vielleicht eine ganze Zahl armer Waisen hierdurch dem Elend entreißt.

Ein anderes Bild! Es stehen Tausende von Handwerksgesellen in den Städten verlassen da, nachdem der Liberalismus den Geist des alten Zunftwesens zertrümmert und ihnen hierdurch das Haus und die Familie des Meisters verschlossen hat. Ein einfacher katholischer Priester nimmt sich ihrer an, sammelt die Vereinzelten im Vereine, und jetzt findet fast überall der katholische Geselle in Deutschland, in Oesterreich, in der Schweiz u. s. w. seinen „Gesellenvater" und im Gesellenverein seine Brüder und gleichsam seinen häuslichen Herd.

So schafft die katholische Kirche helfend und fördernd fort und fort. Sie würde noch Größeres schaffen, wenn nicht Religionshaß und Neid ihr die Hände zusammenschnürten; sie würde das ganze öffentliche Leben durchdringen und heiligen, alle Klassen der menschlichen Gesellschaft segnend und beglückend und den Gegensatz der Klassen mildernd; sie würde kraft ihrer universellen Stellung als höchste Schiedsrichterin unter den Nationen dastehen, um die Kriege zu verbannen, welche von Zeit zu Zeit, vulkanischen Eruptionen gleich, ihre grausenhafte Blutsteuer fordern und die finanziellen Steuern kraft der stehenden Heere zu einer unerschwinglichen Höhe gesteigert haben; sie würde endlich für das gesamte Menschengeschlecht (wie sie es annähernd in Paraguay gethan) paradiesische Zustände schaffen, wenn nicht, selbst unter den günstigsten Verhältnissen des öffentlichen Rechts, die Leidenschaften Einzelner ihr vielfach Hemmnisse bereiteten und sie daran erinnerten, daß sie hier auf Erden eben stets die „streitende" Kirche bleibt.

Einstweilen hält sie, nicht durch Waffengewalt, sondern durch ihren geistigen Einfluß, die zerstörenden Elemente nieder, wo immer sie frei sich entfalten kann. Denn es ist anerkannte Thatsache, daß bis zum Beginn des Culturkampfes in den rein katholischen Gegenden Deutschlands,

namentlich wo die religiösen Orden blühten, der Socialismus keinen Boden gewann, während er seine eigentliche Heimat aufschlug in Berlin, in Hamburg und im lutherischen Sachsen. Bei den deutschen Reichstagswahlen von 1893 kamen auf 100 protestantische Wähler etwa 30, auf 100 katholische etwa nur 6 socialdemokratische Stimmen[1]. Im Jahr 1897 gab es 48 socialdemokratische Mandate im Reichstage; 3 derselben stammten aus vorherrschend katholischen, 45 dagegen aus vorherrschend protestantischen Wahlkreisen.

Die katholische Kirche ist die einzige Macht unserer Tage, welche im stande wäre, eine Lösung der socialen Frage herbeizuführen.

XVII.

Polemik über die „Erinnerungen".

Jahre sind verflossen, seit ich zum erstenmal meine „Erinnerungen" niederschrieb, wie sie im wesentlichen noch jetzt den Inhalt des Vorstehenden bilden. Sie zeichneten den Weg, auf welchem ich durch redliches Forschen zum Besitze der Wahrheit gelangt war; sie boten die Erfahrungen, welche auch nach dem Uebertritte die Wahrheit des Katholicismus mir bestätigten: sie zeigten die Reichthümer, welche die katholische Kirche den Einzelnen wie der Menschheit im Ganzen bietet.

Die Aufnahme, welche mein Schriftchen fand, war eine sehr verschiedene. Aus katholischen Kreisen und besonders auch aus der katholischen Presse gingen mir die schönsten Anerkennungen zu. Der Eindruck, welchen die „Erinnerungen"

[1] Vgl. des Verfassers Schrift: „Katholicismus und Protestantismus", 2. Aufl., S. 131.

bei Protestanten machten, war dagegen getheilt. Ich hörte, daß diese Schrift protestantischen Predigern und Laien ein Wegweiser wurde zur Kirche der Väter. Andere nahmen sie wenigstens mit Wohlwollen auf, und es ward mir von protestantischer Seite versichert, daß mein Büchlein Verletzendes nicht enthalte.

Allein auch Angriffe fehlten nicht. Herr v. Oertzen in der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift", die „Neue evangelische Kirchenzeitung" des Herrn Oberhofpredigers Stöcker, Herr Kawerau in der „Theologischen Literaturzeitung" und andere gaben sich Mühe, meine Beweise zu entkräften. Diese Angriffe waren mir von besonderem Interesse wegen folgender Erwägung: Hätten jene Herren geschwiegen, so konnte ich denken, die protestantische Presse halte es nicht für der Mühe werth, meine „Erinnerungen" zu berücksichtigen. Diese Annahme jedoch war ausgeschlossen, nachdem bedeutende literarische Größen meine Schrift besprochen, und zwar ziemlich eingehend besprochen, sogar eine Reihe einzelner Punkte angegriffen hatten. Nun war aber von meinen Beweisen für die Wahrheit des Katholicismus auch kein einziger im entferntesten umgestoßen. Die Angriffe gegen dieselben waren vielmehr im höchsten Grade hinfällig. Ja, auch was gegen unwesentliche Nebenpunkte vorgebracht ward, entbehrte fast aller Bedeutung. Soviel ich mich erinnere, war das einzige, was mit Grund den Gegenstand eines Angriffes bildete, eine unrichtige Uebersetzung einer Stelle aus Luthers Schriften. Dies Versehen war indes ohne jede Bedeutung für die Beurtheilung Luthers. Es ist auch bereits in der zweiten Auflage verbessert worden.

Welche Folgerungen nun durfte ich aus der Natur dieser gegnerischen Besprechungen ziehen? Mit vollem Recht durfte ich sagen: Wäre eine Widerlegung meiner Beweise möglich

gewesen, sicher hätten jene Herren nicht versäumt, dieselbe zu bringen. Da sie dieselbe nicht brachten, so mußte der Rechtsstreit zwischen der Kirche unserer Väter und den Neuerern unbedingt zu Gunsten der erstern entschieden werden.

In der zweiten Auflage der „Erinnerungen" hatte ich alle jene fünf feindlichen Recensionen vollständig zum Abdruck gebracht und widerlegt. Somit darf ich denn jetzt darauf verzichten, diese unerquickliche Polemik nochmals in früherer Ausführlichkeit wiederzugeben.

Nur Ein Punkt sei hier kurz erwähnt, weil er von der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift" unlängst wieder zum Gegenstande eines Angriffes gemacht ward. Im Dezemberheft 1889 (S. 1301) erklärt diese Zeitschrift:

„Der literarische Rest (von Convertitenschriftstellerei) ist allein Klopffechterei, wie etwa die Schriften des ehemaligen Pastors Evers und des Jesuitenpaters v. Hammerstein. Wenn z. B. Evers aus einem brieflichen Scherzwort Luthers die angebliche Thatsache ermittelt hat, daß Luther drei Frauen zu gleicher Zeit gehabt habe, und Hammerstein zur Verdächtigung Luthers aus einem Briefe den Vordersatz citirt, daß entlaufene Nonnen Luther nachgestellt hätten, und den Nachsatz, ‚es sei offenbare Lüge, daß Luther mit denselben zu schaffen gehabt habe', fortläßt, so charakterisirt sich die Kampfart als eine solche, die dem Kämpfenden mehr Schaden thut als dem Gegner."

Diese Behauptung beruht nicht auf Wahrheit. Melanchthon sagt allerdings im Vordersatz, daß entlaufene Nonnen dem Luther nachgestellt hätten; er sagt aber keineswegs im Nachsatz, dies sei eine offenbare Lüge; er sagt vielmehr nur, es sei eine Lüge, daß Luther mit der Katharina Bora bereits vor der Ehe zu schaffen gehabt. Außer der Katharina gab es wohl aber noch andere Nonnen auf der Welt; und wenn das der Fall war, so läugnete jener Nachsatz keineswegs das im Vordersatz Behauptete, und es bestand für mich keinerlei Pflicht, auch den Nachsatz zu citiren.

Das Vorbringen der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift" beruht also nicht auf Wahrheit. Dasselbe ist aber um so auffallender, als jenes Blatt schon vor Jahren den gleichen Vorwurf gegen mich erhoben und die gleiche Abfertigung erhalten hatte. Damals nämlich schrieb dasselbe:

„Wie arg Verfasser ‚reinfällt', wo er wirkliche Quellen zu citiren vorgibt, mag folgendes Eine Beispiel zeigen, seine Anführung eines griechischen Briefes des Melanchthon an Camerarius über Luthers Eheschließung. Dieser Brief, dessen Inhalt übrigens der Briefschreiber nur als ‚Vermutung' über ‚den Hergang der Sache' bezeichnet, lautet nun:

in Herrn v. Hammersteins Citat:	in wörtlicher Uebersetzung:
‚Er ist ein äußerst leichtsinniger (εὐχερὴς) Mann, und die Nonnen haben ihn mit allen möglichen Nachstellungen an sich gezogen. Vielleicht hätte das viele Zusammensein mit den Nonnen auch einen edlen und hochsinnigen Mann verweichlicht oder auch entzündet. Auf diese Weise scheint er hereingefallen zu sein in den unzeitigen Standeswechsel (die Verbindung mit Katharina).... Zudem hoffe ich auch, dies Leben werde ihn achtbarer (σεμνότερον) machen, so daß er auch ablege die β..λ..ίαν (βδελυρίαν? Liederlichkeit), derenwegen wir ihn so oft tadelten' (Originalbrief Melanchthons an Camerarius vom 24. Juli 1525, in dem Sitzungsberichte der Münchener Akademie, S. 601 ff.).	‚Er (Luther) ist ein äußerst gutmüthiger Mensch, und die Nonnen haben ihm mit aller List nachgestellt und ihn an sich gezogen. Vielleicht hat der viele Verkehr mit den Nonnen ihn, obgleich er ein edler und hochherziger Mensch ist, mürbe gemacht oder auch entflammt; auf diese Weise ist er in die unzeitgemäße Lebensveränderung hineingeraten. Das Gerede aber, er habe schon vor der Ehe (geschlechtlich) mit ihr (Katharina) zu schaffen gehabt (ἐψεῦσθαι δῆλόν ἐστι), ist offenbar erlogen.'

Warum fehlt dieser letzte Satz, der allen thörichten Verdächtigungen den Boden unter den Füßen wegzieht, in dem Citat unseres Herrn Gegners von der ‚Gesellschaft Jesu'?"

Soweit die „Allgemeine conservative Monatsschrift“. Ich hatte damals entgegnet:

Jener Satz fehlt: „Weil in Bezug auf unsere Frage wenig oder nichts darauf ankam, ob auch Katharina Bora gerade zu jenen ‚drei Weibern zugleich‘ gehörte, oder ob es drei andere entlaufene Nonnen waren. Es ist also, um das Mindeste zu sagen, eine ‚thörichte‘ Behauptung, daß jener Satz ‚allen thörichten Verdächtigungen den Boden unter den Füßen wegzieht‘.

„Aber wir möchten uns die Gegenfrage erlauben: Warum fehlt unser letzter Satz bei Herrn v. Oertzens ‚wörtlicher Uebersetzung‘? Etwa damit wir als Verbreiter von Fälschungen dastehen, obgleich der ganze von uns angegebene Passus im echten Original sich findet und nur von Camerarius zum Zweck der Fälschung gestrichen war? (Vgl., außer dem schon angegebenen Münchener Sitzungsbericht, ‚Zeitschrift für katholische Theologie‘, Innsbruck 1877, Bd. I, S. 659; desgleichen Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl., Art. ‚Camerarius‘, woselbst mehreres über die Fälschungen des Camerarius.)“

(Stimmen aus Maria-Laach 1884, Bd. XXVII, S. 336.)

Dies also unsere damalige Erwiderung! Doch wozu diese Polemik über den Charakter Luthers! Hat doch die „Allgemeine conservative Monatsschrift“ (1883, Heft I, S. 101. 102) in betreff Luthers selbst zugestanden: „Ihm sind nun doch nachgerade so schlimme Sachen wirklich nachgewiesen worden, die kein Protestant bestreitet; als Schlimmstes wohl die Affaire mit der Doppelehe des Landgrafen.“ Und ein Mann, von welchem die Protestanten selbst also urtheilen, sollte von Gott auserkoren sein, das Werk des Sohnes Gottes, Jesus Christus, zu „reformiren“?

Auch die Blätter des Herrn Oberhofpredigers Stöcker (die „Neue evangelische Kirchenzeitung“ und der „Reichsbote“) machten sich mit meinen „Erinnerungen“ beziehungsweise mit meinen spätern Schriften zu schaffen. In denselben erhalte ich die Titel „rechthaberischer Jesuit“, „apostatischer Lutheraner“, „Convertiten- und Jesuiten-Kopf“; man wirft

mir vor „Eitelkeit, Unverschämtheit, Rechthaberei oder Streitsucht", „thörichtes Vorgehen" und „Unterschlagung"; meine Moral „stamme aus der Hölle", meine Philosophie sei die „Philosophie Satans", bei meinem Uebertritte habe ich „alle sittlichen Grundsätze in meiner alten Kirche gelassen", und man bezweifelt, ob ich „noch zu denken im stande" sei.

Die Protestanten, welche dies lesen, mögen nicht glauben, daß ich solche Aeußerungen dem Protestantismus überhaupt auf Rechnung schreibe. Aus protestantischen Kreisen selbst sind mir Versicherungen zugekommen, daß man solche Polemik nicht billige; auch in der protestantischen Presse fand ich günstigere Beurtheilung als in den Blättern der obengenannten Herren. Das „Deutsche Litteraturblatt", Gotha, Perthes, 13. Mai 1883, Nr. 6, S. 22, 23 schreibt über die „Erinnerungen":

„Wir haben hier eine sehr interessante Bekehrungsgeschichte, eine Janssen noch überbietende, höchst charakteristische Illustration zur katholischen Geschichtsbetrachtung. . . .

Wenn man dieser Lebensentwicklung aufmerksam nachgeht, kommt man zu einem recht gründlichen Zweifel an der Richtigkeit der Resultate einer rein logischen Consequenz. Vergleicht man das Lehrgebäude der lutherischen Kirche mit dem der katholischen, so ist die Consequenz fast immer auf seiten der letztern. . . .

Man folgt mit größter Spannung dem eigenthümlichen Entwicklungsgange und überzeugt sich, daß hier alle unlautern Motive ausgeschlossen sind, daß eine tiefreligiöse, mit reichen Geistesgaben ausgerüstete Persönlichkeit durch den Uebertritt zur katholischen Kirche die Befriedigung ihrer Herzensbedürfnisse und die Lösung aller Räthsel gefunden zu haben glaubt. So groß ist die Macht der katholischen Kirche über die Geister. Wenn sie sich nun überdies den Besitzenden empfiehlt als Schützerin ihres Eigenthums gegen den Socialismus, den Armen durch die Großartigkeit ihrer Liebeswerke, so haben wir alle Ursache, der katholischen Propaganda gegenüber auf der Hut zu sein!"

XVIII.

Im Jesuitenorden.

Den Faden unserer Erzählung verließen wir mit dem Eintritt des Verfassers in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Es war das im Mai 1859. Wir benutzten diesen Ruhepunkt zu einer Umschau über das, was der Verfasser in der katholischen Kirche und im Orden gefunden. Jetzt, nachdem 42 Jahre seit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche und 38 Jahre seit seinem Eintritt in den Jesuitenorden verflossen, wollen wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen.

In friedlicher, glücklicher Ruhe verbrachte ich die ersten Jahre meines Ordenslebens. Fast zwei Jahre dauerte das Noviziat auf der Friedrichsburg bei Münster. Ich trat in dasselbe mit einiger Besorgniß wegen meiner Gesundheit, da ich abgemattet war durch die unmittelbar vorhergehenden Arbeiten für das Assessorexamen, und da ich weitere Ermüdungen fürchtete von den vermeintlichen Strengheiten des Noviziates. Doch ich fand mich angenehm enttäuscht. Das Noviziat ward mir zu einer wohlthuenden Erholung von den bisherigen Studien; geistliche Vorträge, Lesungen aus dem Leben der Heiligen, Betrachtung und ähnliches wechselten mit äußern Handarbeiten und Spaziergängen. Und als wir gar im Sommer vierzehn Tage Ferien machten in Göddendorf, einem Gute des Grafen Galen unweit Münster, da verlebte ich die schönsten, heitersten und sorgenfreiesten Tage meines Lebens. Ich ward wieder Kind, ich möchte fast sagen, mit den Kindern. Denn die meisten Novizen waren weit jünger als ich, theilweise vielleicht etwa erst fünfzehn Jahre alt.

Man hatte mir das Aemtchen eines Sacristans übertragen, und da war es mir eine Freude, den Altar nach besten Kräften zu schmücken, besonders mit frischen Blumen und Grün. Wir Novizen, die wir aus den verschiedensten Gegenden und Lebensverhältnissen zusammengewürfelt waren, plauderten über die Erlebnisse unserer Vergangenheit. Mitunter gesellte sich auch ein älterer Pater zu uns und erzählte von den Missionen. Es waren genügende musikalische Kräfte vorhanden, um einen schönen Sängerchor zu bilden, und so wurden denn Muttergotteslieder und ähnliches gesungen, sei es im Walde oder etwa im Nachen, mit welchem wir auf dem benachbarten Teiche fuhren.

So heiter, so wenig finster hatte ich mir wahrlich das Ordensleben nicht vorgestellt. Der erste Abend auf der Friedrichsburg hatte mich jedoch für einen Augenblick in Besorgniß gesetzt. Man betete gemeinsam vor einer Statue eine Litanei, die ich noch nicht kannte, und für einen Zweck, von dem ich nichts wußte. Es war, wie ich später erfuhr, die Litanei von der göttlichen Vorsehung. In derselben kam die Anrufung vor: „O Gott, der du auch ohne Speise unsern Leib erhalten kannst . . .“ „Halt!“ dachte ich. „Man hat nichts mehr zu essen im Hause, und deshalb betet man; das ist ein eigenthümlicher Anfang!“ Doch ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß, wenn die andern durchkämen, auch ich wohl durchkommen würde. Später hörte ich, daß es sich um etwas ganz anderes handelte, nämlich um Befreiung eines Laienbruders vom Militär; hierfür hatte man gebetet, und zwar mit gutem Erfolg. Ich selbst dagegen bin während der 38 Jahre meines Ordenslebens nie in die Lage gekommen, daß „mein Leib ohne Speise hätte erhalten werden“ müssen.

So verfloß das Noviziat ohne eigentliche Studien. Man hat dem Jesuitenorden wohl vorgeworfen, daß er diese

kostbare Zeit nicht besser verwerthe für die wissenschaftliche Ausbildung seiner jungen Leute. Dieser Vorwurf scheint mir unbegründet. Der Erfolg wenigstens hat gezeigt, daß der Orden trotz jenes angeblichen Verlustes an Zeit dennoch manches in der Wissenschaft geleistet hat. So hoch man indes auch im Orden die Wissenschaft anschlägt, so achtet man doch das innere Tugendleben noch weit höher. Männer, die in der Wissenschaft sich auszeichnen, denen es aber an gründlicher Tugend, besonders an Selbstverläugnung und Demuth fehlt, haben sich und andern oft weit mehr geschadet als genützt. Umgekehrt wird ein ungebildeter, aber wahrhaft demüthiger Ordensmann schwerlich jemals Schaden anrichten, wohl aber Gutes stiften. Das Beste ist natürlich, wenn Tugend und Wissenschaft sich vereinen. Wie nun viele Jahre im Orden der wissenschaftlichen Ausbildung gewidmet sind, so bleiben die zwei Jahre Noviziat und großentheils auch das Jahr des sogenannten Tertiates der religiösen Ausbildung vorbehalten, und ganz besonders der Uebung in der Demuth. Hieraus erklären sich manche Gebräuche des Noviziates, welche Draußenstehenden oft zwecklos oder gar lächerlich erscheinen. Die Studien aber müssen während der Zeit des Noviziates ruhen, weil sie den Geist allzusehr abziehen würden von den religiösen Uebungen, namentlich von der Betrachtung. Die übersinnlichen Wahrheiten der Religion machen auf uns in den Sinnen befangene Menschen nicht jenen lebhaften Eindruck wie die Wahrheiten der natürlichen Wissenschaften. Die letztern würden, grellen Farben vergleichbar, die feinern Zeichnungen der Gnade übertönen und nicht zur Wirkung gelangen lassen. Daher müssen sie ausgeschlossen sein, wie in den sogenannten geistlichen Exercitien, so auch in der Zeit des Noviziates.

Glaube man auch ja nicht, daß diese so starke Betonung der religiösen Ausbildung der spätern praktischen Wirksamkeit

schade. Sie bewirkt vielmehr, daß der Ordensmann in freudigem, demüthigem Gehorsam zu den größten Opfern bereit ist und den Obern keine Schwierigkeiten entgegenstellt, auch wenn diese ihn zu den Aussätzigen der Südseeinseln oder zu den Negern des innern Afrikas senden würden. Die Betrachtung insbesondere, deren Stoff nicht bloß aus den ewigen Wahrheiten, sondern vorherrschend auch aus dem Leben Christi genommen wird, verleiht dem spätern Volksmissionär eine kräftigere Macht der Ueberzeugung als das ganze philosophische und theologische Wissen; denn sie bewirkt, daß das Wort des Predigers aus warmem Herzen hervorquillt und deshalb auch bis in das Herz der Zuhörer dringt.

Nach Beendigung des Noviziates kamen nun die Studien an die Reihe, zunächst die Rhetorik, dann die Philosophie. Man bot mir an, die ganze Philosophie in einem Jahre abzumachen, da ich ja bereits jahrelang auf Universitäten gewesen sei. Ich bat jedoch, die ganzen üblichen drei Jahre durchmachen zu dürfen, und ich that wohl hieran; denn jetzt erst lernte ich eine Philosophie kennen, welche in Wahrheit diesen Namen verdient, und welche geeignet ist, die Grundlage für alle übrigen Wissenschaften, und besonders auch für die Theologie, zu bilden.

Den Anfang machte natürlich collegium logicum. Den Nutzen einer gründlichen Logik habe ich später genugsam erfahren, wenn ich auf jene tollen Trugschlüsse gerieth, deren sich Gelehrte schuldig machen, welchen die Logik abgeht. Da hatte ich z. B. einen altkatholischen Gelehrten zu widerlegen, welcher sich zur Bekämpfung der päpstlichen Unfehlbarkeit berief auf das Wort des hl. Vincenz von Lerin: „Was immer, was überall, was von allen geglaubt ist, das ist wahrhaft katholisch.“ Der Herr folgerte aus diesen Worten: Nun ist aber die Unfehlbarkeit nicht immer, nicht überall,

nicht von allen geglaubt; also ist sie nicht katholisch. Ich durchschaute alsbald den fatalen logischen Schnitzer und präsentirte dem Herrn ironisch einen vollbürtigen Zwillingsbruder seines Syllogismus, nämlich das folgende Argument: Was Haare hat, was Hörner hat, was Zähne hat, das ist ganz sicher ein Thier; nun hat aber die Ente keine Haare, keine Hörner, keine Zähne: also ist sie kein Thier.

In der Theodicee interessirten mich die Gottesbeweise. Ich habe sie während der etwa 35 Jahre, welche seit jenem Studium verflossen, stets sorgfältig im Auge behalten und mich immer gründlicher überzeugt, wie unwissenschaftlich und wie schädlich zugleich die im Protestantismus so weit verbreitete Meinung ist: das Dasein eines persönlichen Gottes lasse sich nicht durch strengen Beweis erhärten. Wäre dem wirklich so, so müßten wir das ganze Christenthum als einen unwissenschaftlichen und unvernünftigen Köhlerglauben preisgeben.

In der Ethik gewann ich zum erstenmal eine feste wissenschaftliche Grundlage für die gesamte Jurisprudenz. Vergeblich hatte ich nach einer solchen gesucht während der acht Jahre meiner theoretischen und praktischen Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft. Nirgends auf deutschen Universitäten hatte ich eine befriedigende Antwort gefunden auf die Frage: Woher hat der Staat seine gesetzgebende, seine richterliche und seine executive Gewalt? Hegel freilich macht sich die Antwort sehr leicht; denn er erklärte den Staat für den „präsenten Gott" und deshalb für „omnipotent". Seine Nachbeter aber liegen auf den Knieen vor diesem „präsentenomnipotenten Gott" und ließen dessen göttliche Gesetzgebungsmaschine Dinge begehen, in welchen der beschränkte Bauernverstand nur die schreiendste Ungerechtigkeit erblicken konnte. Solche Abgeschmacktheiten konnten natürlich dem wissenschaftlichen Bedürfniß nicht genügen. Doch auch jene Musterkarte

von Strafrechtstheorien, welche ich in Mittermaiers Criminalrecht fand, befriedigte nicht. Ebensowenig hatte ich Aufschluß gefunden bei Puchta und Savigny, welche ich eifrig studirte. So blieb mir die Grundlage der gesamten Jurisprudenz eine offene Frage. Schon als praktischer Jurist und ehe ich den Entschluß gefaßt, Jesuit zu werden, ging ich daher mit dem Gedanken um, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, um über diese Frage Aufschluß zu erhalten in der scholastischen Philosophie, etwa an einer Jesuiten-Universität. Dieser Aufschluß ward mir jetzt zu theil. Die Ergebnisse dieser und späterer Studien habe ich nachmals in meiner Schrift „Kirche und Staat" niedergelegt.

Auch den Naturwissenschaften ward Rechnung getragen. Denn jene drei Jahre Philosophie im Studienplan sind keineswegs bloß der Philosophie im engern Sinne gewidmet. Ich war u. a. mit dem Kant-Laplaceschen System in der Astronomie bekannt gemacht, sowie mit dem Darwinismus, welcher erst kurz zuvor aufgetaucht war.

XIX.

Maria-Laach.

Den Anfang meiner philosophischen Studien machte ich in Aachen. Daselbst waren wir jungen Leute aus Mangel an Raum entsetzlich eingepfercht. Mehr als dreißig an der Zahl bewohnten wir ein großes Zimmer derart, daß, wenn einer das Zimmer verlassen wollte, mitunter fünf andere aufstehen mußten, um jenem den Durchgang zu gewähren.

Das unsichere Licht einer Gasflamme, welches für unser vier oder mehr genügen mußte, war den Augen nicht gerade ersprießlich. Hätten doch jene Fabeldichter, welche von den Reichthümern der Jesuiten und von andern Ammenmärchen träumen, uns in dieser Lage gesehen, gewiß, sie selbst hätten lächeln müssen über die „Reichthümer der Jesuiten"! Wir aber fühlten uns glücklich auch unter derartigen Entbehrungen; dafür hatte die Schule des Noviziates gesorgt.

Anders betrachteten unsere Obern die Sache, namentlich der Provincial P. Anderledy, der nachmalige Ordensgeneral. Es schnitt ihm durchs Herz, daß wir so eng wohnen mußten. Er suchte und suchte, um uns ein anderes Heim zu schaffen. Endlich hatte er ein solches gefunden in der schönen, alten Benediktinerabtei Maria-Laach. Dorthin siedelten wir über im Mai 1863.

Auch hier gab es anfangs mancherlei Entbehrungen; in den Schlafzimmern z. B. fehlten theilweise noch die Fenster. Dennoch waren wir froh wie die Kinder, befreit zu sein aus der engen städtischen Behausung und auf den Spaziergängen frei umherschweifen zu können durch die schönen Wälder der Umgegend. Als einige Jahre später unsere jungen Ordensbrüder durch die Revolution aus Rom vertrieben waren und bei uns gastliche Aufnahme fanden, da gab es denn in Laach ein buntes Gemisch von Nationen: Deutsche, Italiener, Engländer, Irländer, Franzosen, Amerikaner, Holländer, Belgier, Portugiesen u. s. w. Ein Band brüderlicher Liebe und gemeinsamen Strebens umschlang alle. Jeder Theil bewahrte seine nationalen Eigenthümlichkeiten, doch ohne feindselige Richtung gegen die übrigen Nationen. Die Irländer z. B. trugen am Feste des hl. Patrick nach irischer Sitte ihr Kleeblatt; die übrigen aber gratulirten den Irländern zu ihrem Nationalfeste. Man hatte uns einige Nachen verschafft, daß wir auf dem Laacher See

fahren konnten. Da gruppirten wir uns denn wohl nach Nationen; einen Nachen besetzten die Italiener, einen andern die Irländer, zwei die Deutschen; die weniger zahlreich vertretenen Nationen vertheilten sich, wie es gerade ging. Abwechselnd wurden dann deutsche, irische und italienische Lieder gesungen.

Man hat uns Jesuiten vorgeworfen, es fehle uns an Nationalitätssinn. Das Wahre an der Sache ist, daß wir jene Schattenseiten des Nationalitätssinnes unter uns nicht aufkommen lassen. Jede Nation pflegt ihre Fehler zu haben, und diese Fehler suchen wir abzustreifen. Zu diesen Fehlern gehört auch die Geringschätzung anderer Nationen und eine feindselige Stimmung gegen dieselben. Derartiges aber scheint uns mehr dem Heidenthum als dem Christenthum zu entsprechen; daher suchen wir es zu beseitigen. Die Lichtseiten des Nationalitätssinnes dagegen suchen wir zu pflegen und zu veredlen. Diese Lichtseiten sind: eine wahre, echtchristliche Vaterlandsliebe, die Treue gegenüber dem angestammten Fürstenhause beziehungsweise der sonstigen gesetzmäßigen Obrigkeit; sodann die eigenthümlichen Vorzüge einer jeden Nation, z. B. bei den Italienern der heitere, kindliche Sinn, bei den Irländern die Treue gegen die Religion der Väter, bei den Deutschen der ernste, wissenschaftliche Geist.

Im Sommer 1865 hatte ich die philosophischen Studien beendigt und ging zur Theologie über. Wenn ich mit dem katholischen Glauben durch meine frühern Studien zwar schon vertraut war, so bewirkte doch das jetzt folgende vierjährige Studium der Theologie ein tieferes Eindringen in denselben. Hervorheben will ich z. B. die Lehre von der Gnade. Das Verständniß dieser Lehre ist ja dem Protestantismus großentheils verschlossen. Die Protestanten sehen in der Gnade mehr nur ein Wohlgefallen Gottes,

während dieselbe doch in Wirklichkeit eine Erhebung der menschlichen Natur in das Gebiet des Uebernatürlichen bedeutet, so daß wir durch die Gnade, wie der hl. Petrus (2 Petr. 1, 4) sich ausdrückt, „der göttlichen Natur theilhaftig" werden. Interessant war mir auch die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Ich hatte dieselbe schon längst zuvor angenommen; jetzt aber ward mir die tiefere, wissenschaftliche Begründung derselben erschlossen, und zwar einige Jahre, ehe sie durch das Vaticanische Concil zu einer brennenden Frage und förmlich definirt ward.

Als alter Jurist hatte ich meine Freude an der Moraltheologie; und als ich am 13. September 1868 die Priesterweihe empfangen hatte, war ich glücklich, im Beichtstuhl manchem armen Sünder durch eine feste, zuverlässige Entscheidung von Gewissensfragen den Frieden der Seele vermitteln zu können.

XX.

Der Culturkampf und die „Stimmen aus Maria-Laach".

Im Sommer 1868 hatte ich meine Studien vollendet. Ich siedelte über nach Paderborn, um dort während eines Jahres mich dem sogenannten Tertiat zu widmen. Dasselbe ist bestimmt, die religiöse Wärme des Herzens wieder aufzufrischen, soweit dieselbe etwa durch die langjährige Verstandesarbeit der Studien gelitten hatte. Zugleich wird man eingeschult in die praktische Thätigkeit des Ordens, z. B. in Ertheilung von Exercitien.

Als wir am Schlusse des Tertiates im Sommer 1870 selbst unsere achttägigen Exercitien vollendet und von der Außenwelt kaum etwas gehört hatten, wurden wir beim Wiedereintritt in den Verkehr überrascht durch die zwiefache Nachricht, daß während unserer Abgeschiedenheit die päpstliche Unfehlbarkeit erklärt und der Krieg mit Frankreich ausgebrochen sei.

Meine Obern hatten mich bestimmt, nach Beendigung des Tertiates in Laach das Fach des Kirchenrechts zu übernehmen. Man wollte meine frühern, langjährigen juristischen Studien möglichst verwerthen; unter anderem auch durch meine Mitarbeit an den „Stimmen aus Maria-Laach“. Wie entstand diese Zeitschrift?

Die Gesellschaft Jesu hat es stets für ihre besondere Aufgabe erachtet, als Vorkämpferin für die entschieden katholischen Ideen einzutreten, besonders wenn sie aus dem Munde des Statthalters Christi der Welt verkündet wurden. Nun hatte Papst Pius IX. am 8. December 1864 die bekannte Encyklika mit dem Syllabus veröffentlicht, jenem Verzeichniß von Irrthümern des modernen Liberalismus. Nichts lag daher dem Jesuitenorden näher, als dies vom Heiligen Vater entfaltete Banner in den einzelnen Ländern zu verfechten.

P. Anderledy, nachmals, wie erwähnt, General des Jesuitenordens, zu jener Zeit aber Provincialoberer der deutschen Ordensprovinz, regte den Gedanken an, einen Cyklus von Broschüren über den Syllabus erscheinen zu lassen. So entstand die erste Serie der „Laacher Stimmen“, bei welcher namentlich der unvergeßliche P. Schneemann mit eisernem Fleiße thätig war und sich große Verdienste um Klärung der öffentlichen Meinung in diesen Fragen erwarb.

Bereits im Jahre 1869 forderte ein neues Ereigniß die schriftstellerische Thätigkeit der Jesuiten heraus. Es war

das Vaticanische Concil. Die deutsche Ordensprovinz eröffnete also eine zweite Serie der „Stimmen aus Maria-Laach", welche sich mit jenem ökumenischen Concil beschäftigte und schon mehr den Charakter einer Zeitschrift annahm, wenngleich sie nur in zwanglosen Heften erschien. Redacteure waren die jetzt dahingeschiedenen P. Florian Rieß und P. Karl v. Weber. Ersterer war von früher her rühmlichst bekannt als Redacteur des „Stuttgarter Volksblattes" und hatte schon manchen Strauß mit den Feinden der Kirche bestanden.

Doch die Ereignisse drängten bald weiter. Es war vielleicht eine gnädige Fügung Gottes, daß der deutsch-französische Krieg ausbrach. Denn ohne dieses die Luft reinigende Gewitter hätte wohl der Kampf aller kirchenfeindlichen Elemente gegen den Glauben, hätte insbesondere der Altkatholicismus weit größere Ausdehnung gewonnen. Jener Krieg bot sogar der katholischen Kirche, insbesondere ihren Barmherzigen Brüdern und Schwestern, Gelegenheit, die katholische Nächstenliebe zu bethätigen. Nichtsdestoweniger stand auch ferner ein allgemeinerer und heftiger Kampf des Liberalismus gegen die katholische Kirche zu befürchten. So gestalteten sich denn die „Stimmen aus Maria-Laach" zu einer dauernden Zeitschrift, welche mit dem 1. Juli 1871 ihren Anfang nahm und zwölfmal im Jahre erschien. Ihr Programm war: Kampf gegen den Liberalismus auf der ganzen Linie.

Es ist mir erinnerlich, wie ich vor dem Beginn der Zeitschrift auf einem Spaziergange einst dem P. Rieß meine Bedenken äußerte, derart mit einer Zeitschrift hervorzutreten, ohne für ein halbes Jahr bereits die nöthigen Artikel in Bereitschaft zu haben. „Was," so etwa erwiderte er, „wollen Sie denn die Artikel einbalsamiren? Nur frisch voran!"

Es ward also muthig begonnen. Den Anfang machte P. Pachtler mit einem Aufsatze „Deutsche Nationalkirche". Er zeichnete das Ziel, welches der damals beginnende Culturkampf sich gesteckt hatte: Lostrennung des deutschen Katholicismus von Rom und Vereinigung desselben mit dem deutschen Protestantismus zu einer Nationalkirche. Das Ziel war gleichbedeutend mit Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland. Denn ohne Verbindung mit dem Statthalter Jesu Christi ist kein wirklicher Katholicismus denkbar.

Dieser Plan war eben nur eine Ausführung der modernen ungläubigen Staatsideen. Der Staat ist ja nach Hegel der „präsente Gott". Nach andern ist er wenigstens der „Mensch im großen", welcher das ganze menschliche Dasein derart umfaßt, daß er neben sich keine unabhängige Kirche duldet. Die Kirche, wie Christus sie gewollt hat, wie die Apostel sie gepredigt, wie ein heiliger Ambrosius dieselbe gegen die römischen Machthaber vertreten, die Kirche, wie sie jetzt noch von uns Katholiken als das sichtbare Reich Gottes auf Erden erfaßt wird, ist von dieser ungläubigen Staatstheorie nicht geduldet; sie wird als „Staat im Staate", um mit dem Fürsten Bismarck und andern zu reden, verworfen, und an die Stelle des souveränen Gottesreiches soll eine servile Polizeianstalt treten wie in Rußland oder in manchen Ländern des Protestantismus. Das war der Kampf, um welchen es sich handelte. Fürst Bismarck glaubte sich stark genug, ihn siegreich durchzuführen. Hatte er doch Oesterreich niedergeworfen, hatte er doch Frankreich besiegt, und die katholische Minorität in Preußen und Deutschland, eine Minorität ohne Armee, hätte hoffen dürfen, ihm zu widerstehen? Der Sieg des allmächtigen Staates in diesem ungleichen Kampfe schien derart gewiß, daß hochgestellte Protestanten damals äußerten: „Wenn die

Kirche diesen Kampf besteht, so werden auch wir katholisch!"

Um diesen Krieg als einen von seiten des Staates berechtigten nachzuweisen, traten zwei der bedeutendsten Gelehrten auf: Hinschius und Friedberg. Ihre Aufstellungen mußten in den „Laacher Stimmen" widerlegt werden. Man übertrug mir als einem alten Juristen die Besprechung ihrer Schriften. Die gute, ehrliche Sache zu verfechten, war nun freilich nicht schwer.

Hinschius suchte nachzuweisen, daß die mit Rom geschlossenen Vereinbarungen keine bindenden Verträge seien, sondern lediglich Privilegien, welche der Staat der Kirche verliehen, welche er daher frei widerrufen könne. Seine Beweisführung gipfelte in dem Satze: „Nach dem modernen Staatsrecht ist die Gesetzgebung des Staates für alle innerhalb der Sphäre desselben in die äußere Erscheinung tretenden Verhältnisse omnipotent." Auf Grund einer solchen Theorie durfte denn freilich Pilatus den Sohn Gottes zum Tode verurtheilen, ohne eine Rechtsverletzung zu begehen! Auf Grund einer solchen Theorie dürften auch die Socialdemokraten, wenn sie ans Ruder kämen, alle Fürsten und den gesamten Adel von Pommern und Brandenburg aufs Schafott liefern und ihre Güter confisciren, ohne Furcht irgend einer Rechtsverletzung! Eine solche Theorie zu widerlegen, war nun allerdings nicht schwer.

Nicht besser war das rechtliche Fundament für den Culturkampf, welches Friedberg legte. In einem dreibändigen Werke hatte er eine wahre ethnographische Ausstellung kirchenfeindlicher Gesetze der verschiedensten Staaten zusammengetragen, und hiermit wollte er, so schien es, den Beweis liefern, daß alle möglichen kirchenfeindlichen Gesetze erlaubt seien, und zugleich den Kriegsplan entwerfen, den man in Deutschland zu befolgen habe. Es war, als wollte

er die Erlaubtheit des Giftmordes dadurch erhärten, daß er aus den Gerichtsarchiven den Nachweis lieferte, der Giftmord sei so und so oft vorgekommen, und deshalb müsse er wohl erlaubt sein.

Auf solcher juristischen Grundlage erwuchs nun der Culturkampf. Bischöfe und Priester wurden in den Kerker geschleppt. Viele derselben erlagen ihren Leiden, andere wurden wie flüchtiges Wild verfolgt und in die Verbannung geschickt. Einer der ersten Schläge traf die Jesuiten. Das auf Betreiben des Protestantenvereins erlassene deutsche „Reichsgesetz, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu. Vom 4. Juli 1872," lautete wie folgt:

„§ 1. Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen.

„Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrath zu bestimmenden Frist, welche sechs Monate nicht übersteigen darf, aufzulösen.

„§ 2. Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken versagt oder angewiesen werden.

„§ 3. Die zur Ausführung und zur Sicherstellung des Vollzugs dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrath erlassen."

So waren wir Jesuiten denn proscribirt. Ein Verbrechen hatten wir nicht begangen, weder der Orden im ganzen noch die deutsche Ordensprovinz, noch auch irgend ein einzelnes Mitglied des Ordens; wenigstens hatte man nicht einmal den Versuch gemacht, uns ein Verbrechen

nachzuweisen und uns wegen eines solchen vor Gericht zu stellen. Auf geordnetem Rechtswege hätte man ja auch gar nicht zu dem erwünschten Ziele kommen können, die Jesuiten aus ihrem Vaterlande zu vertreiben. Denn gesetzt, man hätte irgend ein Verbrechen irgend eines Jesuiten ausgespürt, so hätte man doch nur diesen einen Jesuiten in die Verbannung schicken können, vorausgesetzt, daß sein Verbrechen nach den bestehenden Gesetzen mit Landesverweisung bedroht war.

Man wollte nun allerdings den Schein vermeiden, als verhänge man Landesverweisung oder Verbannung über Männer, denen man kein Verbrechen vorwerfen konnte, die vielmehr durch ihre Volksmissionen in großartiger Weise für Belebung des religiösen Sinnes und gegen den Umsturz gewirkt, welche zum Theil sogar durch ihre Verdienste im Kriege von 1870 das Eiserne Kreuz sich erworben, aus deren Mitte manche als freiwillige Krankenpfleger in jenem Kriege ihr Leben gelassen hatten. Man wählte also eine andere juristische Form und decretirte gegen uns, daß wir, falls Ausländer, „aus dem Bundesgebiete ausgewiesen", daß uns, falls wir Inländer wären, „der Aufenthalt in bestimmten Bezirken versagt oder angewiesen werden könne". Man konnte mir also den Aufenthalt in irgend einem Dorfe Hinterpommerns anweisen, einem andern Jesuiten den Aufenthalt in einem Dorfe des Westerwaldes, einem dritten den Aufenthalt auf der Insel Rügen u. s. w. Wir waren also, was den Aufenthalt innerhalb Deutschlands angeht, vollständig der Willkür der Verwaltungsbehörden preisgegeben. Und wie ich in einem Dorfe des protestantischen Pommern mich hätte ernähren sollen, darum hatten sich die Behörden natürlich nicht zu kümmern; ebensowenig darum, wie ich den unter dem Schutz der bisherigen Rechtsordnung übernommenen heiligen Ordenspflichten in jenem pommerschen Dorfe hätte nachkommen können.

Uns Jesuiten blieb also nichts übrig, als mit sehr großen pecuniären und andern Opfern in die Verbannung zu gehen, und zwar „freiwillig", wenn man es so nennen will; denn die formelle erzwungene Verbannung war ja durch die geschickte Fassung des Gesetzes vermieden. Der Protestantenverein und alle Culturkämpfer waren zu ihrem Ziele gelangt; die Gesetzgebungsmaschine des Deutschen Reiches hatte in ihrem Sinne gearbeitet; zugleich aber hatten unsere Gegner sich ein Armutszeugniß der schlimmsten Art ausgestellt. Denn statt den großen Geisterkampf zwischen Unglauben und Christenthum, zwischen Protestantismus und Katholicismus auszukämpfen auf geistigem Gebiete, hatten sie zu den äußern Machtmitteln des Staates gegriffen. Und während man die Jesuiten verleumdete, daß sie lehrten, der Zweck heilige das Mittel, hatte man selbst thatsächlich diesen Grundsatz befolgt, nur so, daß nicht bloß das Mittel, sondern ebenso auch der Zweck gar sehr der Heiligung bedurfte.

XXI.

Abschied von Maria-Laach.

Eine Bekanntmachung des Deutschen Bundesrathes vom 5. Juli 1872, dem Tage nach Erlaß des Jesuitengesetzes, hatte bestimmt, daß den Jesuiten keinerlei Ordensthätigkeit zu gestatten und daß ihre Niederlassung innerhalb sechs Monaten vom Erlaß des Jesuitengesetzes an gerechnet aufzulösen sei. Es war uns also eine Galgenfrist bis etwa zum Anfang des Jahres 1873 gelassen, nicht zwar für unsere

Ordensthätigkeit (denn die sollte alsbald aufhören), wohl aber für Auflösung unserer Niederlassungen.

Um diese Zeit traf ich auf einem Spaziergange mit einem hochbejahrten Greise zusammen; es war ein einfacher Landmann aus der Umgegend von Laach. Er wußte noch darum, wie im Anfange dieses Jahrhunderts die Benediktiner aus ihrem Kloster vertrieben waren, und er fragte betrübt und mitleidig, ob es uns jetzt ähnlich erginge? Ich sagte, es sei so etwas Aehnliches. Und in der That: der Rechtsgrund und die Tendenz der jetzigen Maßregeln unterschieden sich nicht wesentlich von denen der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit.

Die ganze Bevölkerung der Umgegend von Laach nahm innigen Antheil an unserem Schicksal; und das sowohl aus natürlichem Mitleid wie auch im eigenen Interesse. Man hatte ja dem Kloster viele Wohlthaten zu verdanken; die Landwirtschaft jener Gegend war sichtlich vorangeschritten durch die gute Bewirtschaftung der Klostergüter; vor allem aber war das Kloster in geistiger und sittlicher Beziehung durch die Aushilfe in der Seelsorge von unaussprechlichem Segen gewesen.

Ein Pfarrer der Nachbarschaft überreichte dem P. Rector des Klosters eine kleine Geldsumme mit der Bitte, zum Abschiede die Geistlichen der Umgegend noch einmal zu Tisch zu laden. Dies geschah. Beim Essen saß ich neben einem Pfarrer, der mir wehmüthig erklärte: „Sie ziehen jetzt in die Verbannung! Wir aber, die wir zurückbleiben, werden noch Schlimmeres erdulden müssen!“ Er hat wahr gesprochen.

XXII.

In die Verbannung nach England.

Gegen Ende des Jahres 1872 wurden die weiten Räume der alten Laacher Abtei wieder öde und leer. Ein Theil der Bewohner nach dem andern verließ das liebgewordene Heim. Es ging nach England. Eine wohlthätige englische Dame, Mrs. Stagleton, hatte uns durch Vermittlung unserer englischen Mitbrüder einen Landsitz als Wohnung überlassen. Der Landsitz hieß Ditton-Hall und lag in der Nähe von Liverpool. Ich selbst reiste in Begleitung eines ältern Paters ab, welcher zum Rector der neuen Niederlassung bestimmt war. Es war, wenn ich nicht irre, am zweiten Weihnachtstag. Wir übernachteten in Brüssel bei unsern Ordensgenossen. Dann ging es durch Frankreich bis Calais, von Calais mit dem Dampfschiff nach Dover. Die See war stürmisch, die Wellen schlugen über das Verdeck, und ich hatte entsetzlich von der Seekrankheit zu leiden. Dieser böse Gast bringt den Menschen in eine verzweifelte Stimmung; man möchte sich am liebsten ins Meer stürzen, um dem Elende ein Ende zu machen. Bei mir hörte das Elend noch nicht auf, als ich den Boden Englands betrat; es dauerte fort auf der Eisenbahn bis London. Statt daß ich meinem ältern Begleiter hätte behilflich sein können, mußte dieser vielmehr sich meiner erbarmen.

Endlich langten wir in London bei unsern englischen Mitbrüdern an und wurden aufs liebevollste empfangen. Man sah in uns nicht nur Mitbrüder, sondern auch Männer, welche der kirchenfeindliche Religionshaß aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Vielfach wurden wir den Engländern Anlaß, daß sie sich jener französischen Priester er-

innerten, welche, durch die Revolution von 1789 vertrieben, in England eine Zuflucht fanden. Selbst bei dem Eisenbahnpersonal schienen wir Mitleid zu erregen. Wir waren bekannt unter dem Namen „the blue-coats — die Blauröcke". Da man nämlich in England mit dem Ordenskleide nicht öffentlich auftreten konnte, so hatte man uns vor unserer Abreise Weltkleider beschafft. Der Ueberrock aber war fast bei uns allen, ich weiß nicht weshalb, aus dunkelblauem Tuch gefertigt. Da unsere Zahl nun vielleicht gegen hundert betrug, und da wir in Partien von zwei oder drei reisten, so mußten natürlich unsere Blauröcke auffallen und überhaupt unser ganzes Erscheinen leicht verrathen, daß die Weltkleider uns etwas Ungewohntes seien. Man erkannte uns also leicht als die aus ihrer Heimat vertriebenen Ordensleute.

Einer meiner Mitbrüder hatte bei der Durchreise auf einer Hauptstation von London seine Reisetasche vergessen. Als bald darauf eine andere Partie von uns diese Station passirte, trat der Stationschef auf sie zu mit der Frage: „Reisen Sie vielleicht nach Ditton?" Auf die bejahende Antwort erklärte er: „Einer von den Ihrigen hat neulich seine Tasche hier liegen lassen. Wollen Sie nicht so gut sein, dieselbe mitzunehmen?" Der Stationschef hatte eben die blue-coats erkannt.

Einer andern Partie begegnete folgendes Malheur: Sie waren ihrer drei; einer von ihnen, der ein wenig Englisch verstand, führte die Kasse. Nun geschah es durch irgend ein Versehen, daß die zwei übrigen in einen verkehrten Zug, ich glaube nach Manchester, einstiegen, während der Kassenführer sich in den richtigen Zug nach Liverpool setzte. Da geriethen denn die beiden erstern in eine fatale Lage. Sie hatten weder Geld noch kannten sie die Landessprache, noch auch wußten sie die Reiseroute. Das einzige,

was sie dem Schaffner sagen konnten, war das Wort: „Ditton". Die englischen Schaffner waren aber freundlich genug, sich der armen Verbannten anzunehmen. Ohne jede Bezahlung übergaben sie die beiden blue-coats einer dem andern, bis dieselben nach ihrer Irrfahrt glücklich in Ditton-Hall landeten.

Als meine Begleiter und ich dort eintrafen, fanden wir das Haus schon ziemlich bevölkert. Wir alle waren froh, uns hier wieder vereint zu finden. Wir durften ja auch buchstäblich die Worte des Heilandes auf uns anwenden, welcher diejenigen selig preist, die um seines Namens willen Verfolgung leiden. Dieser Gedanke ließ uns alle Mühseligkeiten gern ertragen; Mühseligkeiten und Entbehrungen aber gab es allerdings. Schon die Luft war nicht stets die angenehmste; denn der Südwestwind trieb den Rauch der chemischen Fabriken von Widnes zu uns herüber, so daß sogar die Vegetation gewaltig darunter litt und die größern Bäume vielfach abstarben. Dieser Umstand mochte wohl auch die Besitzerin veranlaßt haben, ihren Landaufenthalt anderswohin zu verlegen.

Das Haus hatte längere Zeit leer gestanden, und da wir es nun mitten im Winter bezogen, war es gewaltig feucht; ich konnte die Feuchtigkeit am Bett mit der Hand abstreichen.

Als Zimmer erhielt ich einen Raum, welchen man unter andern Umständen vielleicht einem Hausknecht zugetheilt hätte. Ich konnte mich jedoch nicht beklagen; denn ich bekam wenigstens ein eigenes Zimmer, während diejenigen, die noch in den Studien waren, sich in den größern Zimmern ähnlich zusammendrängen mußten wie wir einst in Aachen. Diese Niederlassung in Ditton-Hall wurde von unserer deutschen Ordensprovinz etwa zwanzig Jahre hindurch beibehalten, bis es endlich gelang, in Holland ein größeres

Colleg zu bauen, in welchem jeder der Studirenden sein eigenes, wenn auch bescheidenes Zimmerchen erhielt.

Jene Wohnungsverhältnisse in Ditton sowie vielleicht auch das englische Klima waren der Gesundheit nicht eben förderlich. Mein Nervensystem hatte außerdem schon früher manchen Stoß erlitten. Nachdem ich die ganze juristische Ausbildung bis zum letzten Examen einschließlich durchgemacht, hatte ich von vorn wieder angefangen, den langen philosophischen und theologischen Studien mich zu widmen. Daneben hatte ich früher vielfach die Bibliothek besorgt, namentlich hatte ich in Laach mich stark betheiligt, die große Bibliothek zu ordnen und zu katalogisiren. Hierzu hatte ich aber vielfach jene Zeit verwendet, welche sonst der Erholung bestimmt war. Dieses Ordnen der Bibliothek war nun freilich ziemlich umsonst gewesen; denn als wir damit fertig waren, nöthigte uns die Vertreibung, unsere Bibliothek wieder auseinanderzureißen. Ein Theil ging mit den Theologen nach England, ein anderer mit den Philosophen nach Holland, ein dritter mit der Redaction der „Laacher Stimmen" nach Belgien; ich aber behielt als Erbtheil die Schädigung meiner Gesundheit. So war ich denn anfangs des Jahres 1874 genöthigt, dem Lehrstuhl des Kirchenrechts zu entsagen. Man sandte mich zur Erholung nach St. Beuno's, dem theologischen Studienhause unserer englischen Patres in Nord-Wales, damit ich von dort oder von dem benachbarten Rhyl aus die Seebäder gebrauche.

XXIII.

St. Beuno's und Rhyl.

In St. Beuno's fand ich die liebevollste Aufnahme. Ich traf dort einen Mitbruder wieder, den ich früher in Laach kennen gelernt hatte. Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich auch der Liebe eines andern Ordensgenossen. Es war Henry Kerr. Er war englischer Marineoffizier gewesen und hatte bereits selbständig ein Schiff commandirt. Von Haus aus ein schottischer Protestant, war er katholisch geworden und hatte sich Gott im Ordensstande geweiht. Später starb er als Oberer der Jesuitenmission am Sambesi. Seine frühere Stellung ließ er kaum jemals durchschimmern; doch erzählten mir andere von ihm folgendes Stück: Von St. Beuno's aus hatte man im Sommer Ferien gemacht an der Küste von Wales. Man hatte ein Boot gemiethet für eine kleine Seefahrt. Plötzlich rufen die Matrosen des Bootes: „We are lost!" „Wir sind verloren!" Man war auf eine Sandbank gerathen. Ruhig erhebt sich P. Kerr und spricht: „Wir sind nicht verloren!" Dann übernimmt er das Commando. Die Matrosen staunen über das Auftreten des Schwarzrocks; doch sie fühlen seine Ueberlegenheit und gehorchen. Die Segel werden nach dem Befehl des Paters gestellt und bald ist die Gefahr vorüber. Nach Hause zurückgekehrt, schreibt P. Kerr alsbald einen Bericht an das englische Marineamt in London und theilt mit, daß sich an jener Stelle der Küste von Wales eine Sandbank gebildet habe, welche auf den Karten noch nicht verzeichnet sei.

Auch den Bruder unseres Paters, William Kerr, lernte ich kennen und schätzen. Er hatte eine Stelle als Richter in Ostindien gehabt, war gleichfalls convertirt und

dann in den Orden getreten. Später begleitete er den Vicekönig von Ostindien, Lord Ripon, als dessen Beichtvater.

Von St. Beuno's aus begab ich mich einige Zeit hindurch täglich in das schöne Thal des Cloyd hinab nach Rhyl, um dort Seebäder zu nehmen. Doch war das auf die Dauer zu anstrengend; ich sah mich daher genöthigt, ganz nach Rhyl überzusiedeln. Das war nun ein einsamer Aufenthalt! Zwar wohnte ich bei einem Ordensgenossen, welcher die kleine katholische Pfarrei des Städtchens versah. Der Pater war aber ein alter, sehr harthöriger Herr, an welchem ich wenig Gesellschaft fand. Eine nervöse Schwäche der Augen verbot mir außerdem fast alles Lesen. So ging ich denn viel am einsamen Strande umher, setzte mich auch wohl auf die Dünen am Ufer und schaute hinein in die weite See. Wenn Ebbe war, konnte ich eine lange Strecke hinausgehen auf jene Fläche, auf welcher eben noch das Meer gestanden, und sogar auf Bänke von lebenden Muscheln. Ich fand hier allerlei, was das Meer zurückgelassen: Krabben, Fische u. s. w. Aus den vielen Muscheln am Strande stellte ich mir ein ganzes Schachspiel zusammen, so daß man die Figuren als dasjenige erkennen konnte, für was ich sie ausgewählt, ohne daß ich an ihrer Farbe oder Gestalt etwas geändert hätte.

Einst machte ich einen einsamen Spaziergang durch die Wiesen am Ufer des Cloyd, welcher bei Rhyl in das Meer fließt. Es gesellte sich zu mir ein Herr, ein englischer Gutsbesitzer, wie es schien. Er erkannte mich leicht als Ausländer und fragte, wie mir England gefalle.

„Recht gut," antwortete ich. „Nur eines erscheint mir nicht recht rationell."

„Was denn?"

„Sie haben da das Städtchen Rhyl mit einigen Tausend von Einwohnern, aber vielleicht ein halbes Dutzend verschiedener

Secten mit ihren verschiedenen Kirchen und Kapellen. Wäre es da nicht viel schöner und vernünftiger, wenn Sie statt dessen eine einzige schöne Kathedrale hätten und in voller Einheit ein und denselben Glauben bekännten, einem und demselben Gottesdienste beiwohnten?"

Der Herr wollte die vorhandenen Zustände rechtfertigen, indem er meinte, die Verschiedenheit sei doch nicht so groß. Ich hätte ihm antworten können: „Warum denn die Trennung, warum die verschiedenen Gotteshäuser, wenn im Glauben kein Gegensatz herrscht?" Doch die Rede kam auf andere Dinge. Da der Herr bemerkte, daß ich katholisch sei, so fragte er: „Wird, wenn Pius IX. stirbt, wohl noch ein anderer Papst kommen?" Ich stellte mich dem Herrn gegenüber und sprach: „So wahr ich hier vor Ihnen stehe, werden wir nach dem Tode Pius' IX. einen andern Papst haben!" Der Erfolg hat meine Worte bestätigt. Zu größerer Sicherheit hätte ich allerdings beifügen sollen: „falls nicht zuvor der jüngste Tag hereinbricht". Solange derselbe aber nicht anbricht, wird auch das Papstthum fortbestehen. Des sind wir Katholiken gewiß, und über diese Gewißheit mochte der protestantische Herr wohl staunen.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Rhyl nahte ihrem Ende. Eine wesentliche Besserung in meiner Gesundheit war nicht eingetreten. Da gedachte ich, außer den natürlichen auch ein übernatürliches Heilmittel zu gebrauchen. Nicht weit von Rhyl, hoch in den Bergen von Nord-Wales, lag der uralte Wallfahrtsort Holywell. Es entspringt dort eine gewaltige Quelle, welche schon gleich nach ihrem Ursprunge ein Mühlrad zu treiben vermag. Ueber derselben wölbt sich ein schöner gotischer Bau aus den Zeiten König Heinrichs VII., mithin aus jener Zeit, da England noch einig war im katholischen Glauben. Zahlreiche Krücken und andere Wahrzeichen erlangter Heilung hangen umher. Der

Wallfahrtsort besteht wohl schon seit einem Jahrtausend. Durch alle Zeiten der Katholikenverfolgung erhielt sich hier eine katholische Gemeinde. In den letzten Jahrhunderten ward sie meist pastorirt durch Priester meines Ordens, und gegenwärtig versah die Pfarrei ein italienischer Pater, P. di Pietro S. I. Nach der alten Legende sollte die Quelle entsprungen sein, als ein heidnischer Häuptling hier der hl. Winfrida (keltisch, wenn ich nicht irre „Gwinfrea", Schöngesicht) das Haupt abschlug. Thatsache ist, daß bis zur Gegenwart daselbst zahlreiche, ganz plötzliche Heilungen vorkommen, und daß man von weither zu dem Gnadenort pilgert.

So wollte denn auch ich in Holywell Heilung suchen, kehrte aber erfolglos, wie es schien, zurück, nahm Abschied von Rhyl und reiste wieder nach Ditton. Einige Tage darauf spürte ich plötzlich eine erhebliche Besserung. War es die Nachwirkung der Seebäder? Oder war es eine Gebetserhörung? Gott weiß es! Mir schien es das letztere zu sein. Jedenfalls war ich froh, daß es mit meiner Gesundheit besser ging. Da indessen die Schwäche der Augen noch blieb, so schien es gerathener, mir statt der wissenschaftlichen Beschäftigung ein leichtes Pöstchen in der Seelsorge anzuvertrauen. In Deutschland ging das natürlich nicht; daher sandte man mich nach Bournemouth im Süden von England.

XXIV.

Bournemouth.

Bournemouth befindet sich in einer herrlichen Lage am Kanal. Wenn man aufs Meer hinblickt, so sieht man links die Insel Wight und den Hügel, welcher von den sächsischen Häuptlingen Hengist und Horsa den Namen trägt, weil diese daselbst ihre Landung vollzogen haben sollen. Wirft man den Blick geradeaus, so sieht man mitunter gewaltige Dampfer daherziehen, welche etwa von Australien kommen, um in den Hafen von Southampton einzulaufen.

Das Städtchen Bournemouth besteht großentheils aus Villen, die an den Hügeln zerstreut liegen. Ein Thal zieht sich amphitheatralisch zum Meere hin und zeigt die schönsten Anlagen von Rhododendron, Lorbeeren, Myrten u. s. w.; denn auch diese südlichern Gewächse können bei dem milden Klima hier im Freien überwintern. Bournemouth verdankt seine Blüthe dem französischen Kriege von 1870. Denn als den Engländern damals Nizza weniger zugänglich war, schufen sie sich aus Bournemouth ihr englisches Nizza.

Hier also fand ich wiederum ein liebes Heim. Die Pfarrei wurde von einem Ordensgenossen besorgt. Außer den in der Seelsorge thätigen hielten sich noch andere meiner Ordenscollegen aus Gesundheitsrücksichten hier auf, so daß wir eine kleine Genossenschaft bildeten. Als wir einst unser acht etwa zusammensaßen, stellte sich heraus, daß die Hälfte von uns ehemalige Protestanten waren. Es kam die Rede auf die Giltigkeit der anglikanischen Weihen. Einer meiner Collegen, welcher früher protestantischer Geistlicher gewesen, erzählte, wie es ihm bei der anglikanischen Weihe ergangen sei. Nach der Weihe hatte der anglikanische

Bischof die Neugeweihten zu sich beschieden und erklärt: „Meine Herren! Falls Sie etwa der Ansicht wären, ich hätte Sie zu messelesenden Priestern weihen wollen, so sind Sie im Irrthum. Das ist durchaus nicht meine Absicht gewesen.“ Da war denn natürlich an die Giltigkeit derartiger Weihen nicht weiter zu denken.

Meine Wirksamkeit in Bournemouth war eine sehr bescheidene. Ich war Seelsorger in einem Kloster französischer Ordensfrauen, welche, ähnlich wie ich, durch die innern feindlichen revolutionären Strömungen in ihrer Heimat veranlaßt waren, ins Ausland zu ziehen. Sie hatten ein Pensionat mit höherer Töchterschule gegründet. Da mußte ich denn jeden Sonntag eine kleine englische Predigt halten, täglich die heilige Messe lesen, in der Woche die Kinder im Katechismus unterrichten und auf französisch die Beichten der Schwestern, auf englisch die der Zöglinge hören. Unter den letztern war eine kleine O'Connell, eine Irländerin, vielleicht eine Verwandte des großen Befreiers von Irland. Der gesellige Verkehr in Bournemouth war ein sehr angenehmer. Ich wurde bekannt mit Lord und Lady Henry Kerr, den Eltern der beiden früher erwähnten Patres. Ebenso verkehrte ich mit Mr. Fullerton und seiner Gemahlin, der bekannten Schriftstellerin Lady Georgiana Fullerton, Tochter des Earl of Granville. Mr. Fullerton war zur Zeit der Orleans englischer Gesandter gewesen in Paris, und als König Louis Philipp 1848 vertrieben war, reiste er mit seiner Gemahlin dem verbannten Königspaar bis an die Küste entgegen. Jetzt beschäftigte sich Mr. Fullerton mit Werken der Nächstenliebe, besonders als Secretär des Xaverius-Vereins; Lady Georgiana sorgte für Verbreitung guter Bücher. Das Ehepaar war schon seit 1833 verheiratet und im Jahre 1846 zur katholischen Kirche übergetreten.

Convertiten gab es in Bournemouth viele. Ich hörte gelegentlich, wie ein Protestant in einem Hotel ersten Ranges geäußert hatte: „Es ist sonderbar! Man kann doch kaum mit einer höherstehenden Familie in Berührung kommen, ohne daß ein Convertit darin ist.“ Das begreift sich; denn der englische Protestantismus ist weniger als der deutsche in religiöse Gleichgiltigkeit und in Unglauben versunken. In Bournemouth z. B. hatte eine ganze Reihe verschiedener Secten aus Privatmitteln ihre Gotteshäuser erbaut: Congregationisten, schottische Presbyterianer, Quäker und besonders die verschiedenen Richtungen der established church, der Staatskirche. Im Deutschen pflegen wir diese Staatskirche als „Hochkirche“ zu bezeichnen. Das entspricht aber durchaus nicht dem englischen Sprachgebrauch; denn high church (Hochkirche, hochkirchlich) bezeichnet nur eine bestimmte, nämlich die katholisirende Richtung der Staatskirche im Gegensatz zur low church (niedere Kirche), der mehr demokratisirenden Richtung, und zur broad church (der „breiten“ Kirche), jener großen Masse der Indifferenten.

In Bournemouth waren die Anglikaner durchweg sehr stark von der high church-Richtung. Sie hatten u. a. zwei gewaltige Kirchen erbaut. Die eine war dem „heiligen Papst und Martyrer Clemens geweiht“, und an dem Festtage dieses heiligen Papstes hielt man dort eine feierliche Procession in Chormänteln. An der andern war Mr. Bennett als Geistlicher angestellt. Das war ein eifriger Herr.

Einst befand ich mich auf dem Bahnhof, als ein Geistlicher ausstieg, den ich nach seiner Kleidung für einen katholischen Priester hielt. Da er in mir einen solchen erkannte, begrüßte er mich freundlich und erzählte mir, daß er gekommen sei, mit Mr. Bennett eine Volksmission zu halten. Dann fragte er mich: „Wann lesen Sie morgen die Messe? Ich werde mich zu derselben einstellen.“

Der gute Mr. Bennett machte übrigens traurige Erfahrungen mit seinen Schäflein, die consequenter dachten als er. Da war z. B. eine reiche Dame, Mrs. B., welche er an die Spitze seiner frommen Vereine gestellt hatte. Doch das Unglück wollte, daß sie die Inconsequenz des Anglikanismus durchschaute und katholisch wurde. In Zukunft spendete sie dann ihre reichen Gaben nicht mehr der anglikanischen Kirche des Mr. Bennett, sondern unserer katholischen Pfarrei. Was sollte nun Mr. Bennett beginnen? Er erkor für die Leitung seiner Vereine eine protestantische Irländerin, Mrs. M. Da wollte denn wiederum das Unglück, daß Mrs. M. im Sommer auf ihre Besitzungen nach Irland reiste und dort Muße fand, die Kirchenväter zu studiren. Auch sie ward katholisch und leitete dann unsern katholischen Altarverein. Da ich den Schmuck unserer Kirche besorgte, so hatte ich verschiedentlich mit ihr zu verhandeln.

Aber der arme Mr. Bennett! Was sollte er jetzt thun? Er griff höher in das Gebiet der englischen Aristokratie und wählte zum Vorstand seiner Vereine Lady Victoria K., eine Schwester des Marquis of Hastings. Da wollte denn zu der Zeit, in welcher ich in Bournemouth war, ein neues Unglück, daß Lady Victoria mit einem katholischen Priester bekannt wurde, welcher sich gerade in Bournemouth aufhielt. Dieser lieferte ihr den Nachweis, daß die anglikanischen Priesterweihen ungiltig seien, daß sie also in ihrer anglikanischen Kirche das allerheiligste Altarssacrament nicht habe. Da sie nun von einer glühenden Andacht zum heiligsten Sacrament durchdrungen war, so faßte sie sofort den Entschluß, katholisch zu werden, und ward es auch bald darauf.

Meine Gesundheit und besonders die Augen hatten sich in dem schönen Bournemouth so weit gekräftigt, daß ich meinem Provincialobern schrieb, er könne mich wieder für

beliebige Arbeiten verwenden. Als Antwort erhielt ich die Weisung, nach Kopenhagen zu gehen, die Geschichte Skandinaviens zu studiren und über dieselbe zu schreiben. Ich war natürlich sofort bereit, hatte aber doch ein gewisses Bedenken wegen meiner Augen, da jene Beschäftigung ein sehr anhaltendes Lesen erfordert hätte. Ich glaubte den Absichten meiner Obern zu entsprechen, wenn ich dieses Bedenken äußerte. Das that ich, und nun kam die Weisung, ich solle nach Tervueren in Belgien reisen, wo sich seit der Vertreibung aus Deutschland die Redaction der „Laacher Stimmen" befand. Ich verließ also England und gelangte im Herbst 1875 nach Tervueren.

XXV.

Tervueren.

Auf dem freundlichen Landsitz in Tervueren wohnte die Gräfin Robiano, eine Tochter des berühmten Convertiten Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Als das Jesuitengesetz uns aus Deutschland vertrieb, wollte die hochherzige Dame, energisch wie sie war, uns hilfreiche Hand bieten, und das um so mehr, als die Art, wie man gegen uns vorging, ihr Rechtsgefühl aufs tiefste empörte. Sie selbst fuhr nach Brüssel zum Minister, um einige Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich unserer Uebersiedelung nach Belgien entgegenstellten. Dies gelang ihr. Wir aber machten mit Dank Gebrauch von dem großmüthigen Anerbieten ihrer Gastfreundschaft. Die Redaction der „Stimmen aus Maria-Laach" siedelte also über nach Tervueren.

Aber wie sollte die Zeitschrift in Zukunft sich nennen? Vor dem Abschied von Laach beriethen wir hierüber. Es ward vorgeschlagen, dieselbe nunmehr als „Stimmen aus der Verbannung" zu bezeichnen; es siegte jedoch die Meinung, den Titel „Stimmen aus Maria-Laach" unverändert beizubehalten.

Noch eine andere Schwierigkeit tauchte auf. Die Culturkämpfer fürchteten die Presse und die Kritik der Vorgänge in Deutschland. Ganz besonders mußten ihnen wohl die „Laacher Stimmen" verhaßt sein; denn es ward ein Gesetz erlassen, welches sich augenscheinlich gegen die „Stimmen" richtete. Das Preßgesetz vom 7. Mai 1874, §§ 7 und 8, verfügte, daß der Redacteur einer Zeitschrift, welche wenigstens zwölfmal im Jahre erscheine, innerhalb der Grenzen Deutschlands wohnen müsse. Da nun die „Stimmen" zwölfmal erschienen und den Jesuiten das Wohnen innerhalb Deutschlands moralisch unmöglich gemacht war, so glaubte man wohl', unsere Zeitschrift hierdurch zu vernichten oder doch ihr Erscheinen in Deutschland und besonders in dem so angesehenen und weitverbreiteten Herder'schen Verlage zu Freiburg für die Zukunft zu hindern. Doch man hatte sich getäuscht. Die „Stimmen" beschlossen, von nun an zehnmal statt zwölfmal im Jahre zu erscheinen. Sie bestanden und blühten weiter, während das „Bonner Literaturblatt", welches sie im Namen der „deutschen Wissenschaft" bekämpfte, überging in das Lager des Altkatholicismus und aus Mangel an Abonnenten seit Jahren aufgehört hat, zu erscheinen.

Schon von Ditton-Hall hatte ich einige Artikel für die „Stimmen" geliefert. Jetzt schrieb ich u. a. einige Aufsätze über das in socialer Hinsicht so verderblich wirkende *französische Erbrecht*, welches aus der monarchischen Familie gleichsam eine republikanische macht, die natürlichste Autorität,

die des Vaters, schädigt und sicher einen großen Theil der Schuld trägt, daß in Frankreich die Bevölkerung zurückgeht. Einige Aufsätze über die so wichtige Schulfrage, welche ich früher in Laach verfaßt, stellte ich jetzt zu einem erweiterten Sonderabdruck zusammen. Derselbe erhielt bald eine zweite Auflage.

Das Leben in Tervueren war ein recht gemüthliches. Ein katholisches Ordenshaus und eine wahrhaft katholische Familie schmolzen gleichsam zu einem Ganzen zusammen. Sogar die geistlichen Uebungen waren theilweise gemeinschaftlich. Außer der alten Gräfin pflegte nämlich auch ihr Schwiegersohn, Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode, mit seiner ganzen Familie dort zu wohnen. Der Graf war am 8. December 1854 katholisch geworden. Auch ein Neffe der Gräfin Robiano, Graf Albert Robiano, ehemals Adjutant beim General Lamoricière, mit seiner Schwester und seinen zwei Töchterchen war oft in Tervueren. So gab es eine ganze Kinderwelt, die viel Leben ins Haus brachte und uns Patres zuweilen mit allerlei Bitten und Fragen ins Zimmer kam. Wenn ich die Kinder in spätern Jahren als Erwachsene wiedertraf, nannten sie im Scherz die Zeit, da wir Patres in Tervueren waren, das „goldene Zeitalter".

Die alte Gräfin Robiano hatte eine kindliche Freude, da sie mir von einigen Jugenderinnerungen sprechen konnte, die mir gleichfalls nicht unbekannt waren. So amüsirte es sie herzlich, daß ich noch den alten Thorbeck mit seinem Zopf gekannt hatte. Thorbeck war nämlich ein Organist in Melle. Er ging nach Sondermühlen und nach Gesmold, um Klavierunterricht zu ertheilen. In Sondermühlen wohnte damals Graf Friedrich Leopold Stolberg mit seiner Familie, und so hatte er dort die jetzige Gräfin Robiano unterrichtet. In Gesmold unterrichtete er meine ältern Schwestern.

Mitunter gab es in Tervueren Hausbesuch. So lernte ich dort den alten Präsidenten v. Gerlach kennen, welcher mit den Söhnen des Grafen Friedrich Leopold in den Freiheitskrieg gezogen war und bei Waterloo gekämpft hatte. Herr v. Gerlach katholisirte bekanntlich. Als ich aber, vielleicht etwas indiscret, eine Andeutung machte, er sollte eigentlich längst schon katholisch sein —, da hätte ich es beinahe mit ihm verdorben. Einige Zeit später starb der alte Herr infolge eines Unfalles, der ihm auf der Straße in Berlin zustieß. Vielleicht achtzehn Jahre danach traf ich in einem Hospital von Barmherzigen Brüdern seinen treuen, alten, etwa neunzigjährigen Kammerdiener. Derselbe war fromm katholisch; Herr v. Gerlach hatte ihn zu seinem Vertrauten gemacht, und so konnte er mir die Versicherung geben, daß Herr v. Gerlach sicher katholisch geworden wäre, falls er noch drei Monate gelebt hätte; er habe wiederholt andächtig die heilige Messe besucht und sei demüthig auf dem flachen Boden niedergekniet, wenn es an Platz fehlte. Doch der Tod hatte ihn wohl früher ereilt, als er erwartet. Seinem treuen Diener konnte ich die letzten Sacramente spenden und ihm im Tode beistehen.

In Tervueren hatte ich auch die Freude, einen ehemaligen Bekannten wiederzusehen, den Major v. Rochow. Er war einige Jahre vor mir convertirt; ich hatte ihn, ehe ich in den Orden trat, in Potsdam besucht, wo er als Rittmeister bei den Ulanen stand, und er hatte meinen Besuch in Hannover erwidert. Später wirkte er als Schriftsteller und auf den Katholikenversammlungen für die katholische Sache und starb im Sommer 1896.

Sehr lieb war mir auch ein anderer Besuch, nämlich der eines entfernten Vetters, des österreichischen Kämmerers Helge v. Hammerstein, welchen ich jetzt erst

kennen lernte. Auch er war katholisch geworden, hatte in erster wie in zweiter Ehe eine Enkelin des Grafen Friedrich Leopold Stolberg geheiratet und lebte auf seiner Besitzung in Niederösterreich. Seit Jahren ist er dahingeschieden.

XXVI.

Nach Dänemark.

In Tervueren hatte sich allmählich mein altes Nervenleiden wieder eingestellt. Meine Obern hielten es daher für gut, mich in ein Seebad zu senden. So reiste ich im Anfang des Frühlings 1878 nach Ordrupshoj bei Kopenhagen.

In Ordrupshoj besitzt unsere deutsche Ordensprovinz ein schönes Colleg. Wir verdanken es zum großen Theil der Freigebigkeit einer dänischen Convertitin, der Kammerherrin Berling. Es liegt auf einer Anhöhe, etwa 20 Minuten vom Meere. Von dem Zimmer, welches ich dort bewohnte, konnte ich die Fenster der Häuser an der gegenüberliegenden schwedischen Küste sehen, ebenso jedes Schiff, welches zwischen Schweden und Dänemark durchfuhr. Ganz in der Nähe liegt der herrliche Thiergarten mit seinen schönen Wäldern und Wiesen und seinen tausenden schwarzer, weißer und brauner Edelhirsche und Damhirsche. Weil der dänische Staat nicht so wie der preußische das Schulwesen monopolisirt hat, so konnten wir in Ordrupshoj ein vollständiges Gymnasium einrichten. Dasselbe gilt als eines der tüchtigsten des Landes, so daß auch protestantische Eltern ihre Kinder dorthin senden. Es herrscht ein fröhliches

Treiben unter den Knaben; man hat die nöthigen musikalischen Instrumente angeschafft und aus den Knaben ein ganzes Orchester gebildet.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Ordrupshoj siedelte ich nach Kopenhagen über, wo wir gleichfalls eine Niederlassung besaßen. Ich hatte mich ein wenig in das Dänische eingelebt, so daß ich, wenn auch in sehr beschränkter Weise, mich dort nützlich machen konnte. Amüsant bleibt mir noch stets der Convertitenunterricht, welchen ich einem schwedischen Herrn ertheilte. Da er weder des Dänischen noch des Deutschen mächtig war, ich aber kein Schwedisch verstand, so kamen wir überein, uns auf englisch zu unterhalten. Da wir aber keinen englischen Katechismus, wohl aber einen französischen zur Hand hatten, so gelangten wir zu folgendem Curiosum: Ein Deutscher unterrichtete einen Schweden in Dänemark aus einem französischen Katechismus auf englisch im katholischen Glauben.

Einmal hatte ich auch die Freude, einen Ausflug nach Lethraborg zum Grafen Holstein-Lethraborg zu machen, um daselbst den Gottesdienst abzuhalten. Graf Holstein war bekannt als einer der ersten, wenn nicht der erste Parlamentarier Dänemarks. Er und seine Gemahlin waren convertirt. In einer äußerst geistreichen Schrift (Evangelisk-Luthersk, en negativ Bestemmelse) hatte er die Widersprüche des dänischen Protestantismus gezeigt. Der Verkehr mit ihm hatte natürlich etwas Anregendes. Aber auch die Gegend war interessant. Die alten heidnischen Könige von Dänemark hatten dort in der Nähe ihre Residenz gehabt.

Auf einem Spaziergange in den Wäldern stieß ich auf einen einsamen kleinen See. Derselbe machte mir einen mysteriösen Eindruck. Ich fragte nachher, was das für ein See sei, und man sagte mir, es sei der Hertha-See, in

welchem in alten Zeiten die Kriegsgefangenen oder Sklaven zu Ehren der Göttin Hertha ertränkt worden seien.

Der Reminiscenzen aus katholischer Zeit gab es natürlich in Dänemark sehr viele. Das altnordische Museum von Kopenhagen ist voll von alten Meßgeräthen, heiligen Statuen u. s. w. Ein altes Muttergotteslied hatte sich durch mündliche Ueberlieferung aus katholischer Zeit erhalten. Ein protestantischer Schriftsteller aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich ein Buch „Ueber alten Aberglauben" verfaßt und darin auch dieses schöne Muttergotteslied aufgenommen. In seiner Jugend, so erzählt er, sei ein altes Mütterchen von Thür zu Thür gezogen und habe dieses Lied gesungen. Als nun ein katholisches dänisches Gesangbuch verfaßt wurde, nahm man jenes Lied darin auf, und jetzt wird es in den katholischen Kirchen Dänemarks wieder gesungen. Das alte Mütterchen hatte es herübergerettet.

XXVII.

Bad Königstein.

Zwei Jahre war ich bereits in Dänemark. Aber trotz der Seebäder waren meine dummen Nerven eher schlechter als besser geworden; meine Augen durfte ich zum Lesen und Schreiben so gut wie gar nicht gebrauchen, und ein nervöser Heißhunger hinderte mich am Lesen der heiligen Messe, da ich nicht nüchtern bleiben konnte. Die Stadtluft und das dänische Klima mochten theilweise daran schuld sein. Da kam ein Brief von meinem Provincialobern mit dem Vorschlag, die Kaltwasserkur in Königstein zu gebrauchen.

Ich nahm daher Abschied von Kopenhagen, setzte mich auf die Eisenbahn nach Korsör, fuhr mit dem Dampfschiff nach Kiel und war abends in Hamburg. Von Hamburg ging es die Nacht durch nach Frankfurt a. M. Manche alte Erinnerung tauchte bei dieser Reise auf. Hamburg hatte ich als Gymnasiast im Jahre 1848 besucht und gestaunt über die Pracht, in welcher es nach dem Brande von 1842 neu erstanden war. Als ich Lüneburg, Hannover und Göttingen halb schlafend und halb wachend passirte, gedachte ich der Zeiten, welche ich dort verlebt. Die Strecke von Lüneburg bis Frankfurt hatte ich ziemlich genau 25 Jahre früher durchreist, aber in ganz andern Verhältnissen. Damals war ich Protestant und Jurist und reiste nach Mainz, um zu convertiren. Jetzt, im Jahre 1880, war ich katholischer Priester, Jesuit, und gleichsam geächtet im Deutschen Reiche.

Am Morgen des ersten Pfingsttages war ich in Frankfurt und konnte noch dem Hochamte beiwohnen. Für den Mittag fand ich liebevolle gastliche Aufnahme im Hause des Stadtpfarrers und Geistlichen Rathes Münzenberger, obgleich dieser selbst nicht zu Hause war. Doch die Herren Kapläne gaben mir freundliche Auskunft über Königstein. Nachmittags fuhr ich denn in den Taunus, wo das Reichsstädtchen Königstein hoch in den Bergen liegt.

Wie wohl ward mir, als ich wieder die herrliche Bergluft atmen konnte! Bald hatte ich ein Quartier gefunden im „Altkönig“. Ein erquickender Schlaf erfrischte die Nerven nach den Anstrengungen der Reise.

Früh am andern Morgen weckte mich der deutsche Volksgesang einer Procession, die unter meinem Fenster vorüberzog; sie ging, wie ich später erfuhr, zu einer Wallfahrtsstätte im Walde. Das Lied, welches frisch durch die Frühlingsluft dahintönte, war das schöne Lied vom heiligsten Altarssacrament:

„Ihr Geschöpfe kommt heran,
Stimmt ein neues Loblied an,
Lobet in dem Sacrament
Alle Jesum ohne End'!

Du vor allen, Königin,
Jungfrau, Mutter, Herrscherin,
Lehr uns loben ohne End'
Deinen Sohn im Sacrament!

Engel, in dem Jubelton,
Wie ihr singt vor Gottes Thron,
Singet: Heilig ohne End',
Heilig ist das Sacrament!

Heil'ge Väter alter Zeit,
Seinen Tag zu sehn erfreut,
Euren Sprößling, ohne End'
Lobet ihn im Sacrament!

Preise mit der Harfe Laut,
Den du, David, angeschaut
Als den Priester ohne End',
Deinen Herrn im Sacrament!

Der Propheten hehre Schar,
Die vom Geist erleuchtet war,
Den Messias ohne End',
Preis' ihn in dem Sacrament!

Zeugen Christi, heil'ger Chor
Der Apostel tritt hervor!
Den ihr euren Meister nennt,
Preiset ihn im Sacrament!

Ihr gekrönten Märtyrer,
Priester, Lehrer, Büßerheer,
Den zu schaun euch jetzt vergönnt,
Liebet ihn im Sacrament!

Die ihr folgt dem Gotteslamm,
Jungfraun eurem Bräutigam,
Dessen Herz vor Liebe brennt,
Liebet ihn im Sacrament!

Was auf Erden ist und lebt,
Was in hohen Lüften schwebt,
Und das ganze Firmament
Lobe Gott im Sacrament!

Alle Menschen, beugt die Knie
Euer Lob verstumme nie,
Bis an euer letztes End'
Lobt den Herrn im Sacrament!

Hoherpriester ewiglich!
Lehr, o lehre selber mich,
Dich zu ehren ohne End'
In dem heil'gen Sacrament!"

Wunderbar ergriff mich dieser Gesang. Es war mir, als erwachte ich aus einem langen Traum. Ich fühlte, daß ich wieder im katholischen Deutschland war und nicht mehr im kalten protestantischen Norden. Aber ich war im eigenen Vaterland wie ein verbannter Flüchtling, der sich heimlich und in Verkleidung hineingestohlen, um nicht „internirt" oder verbannt zu werden, falls er durch den langen, erzwungenen Aufenthalt im Auslande sein Heimatsrecht verloren. Und in dieser Lage befand ich mich, obgleich ich nichts verbrochen hatte und obgleich meine katholischen Vorfahren am deutschen Rhein ansässig waren lange, ehe es einen Luther, einen Calvin oder überhaupt einen Protestantismus gab.

Anfangs fühlte ich mich in Königstein etwas vereinsamt; doch bald waren Bekanntschaften angeknüpft, z. B. mit Dechant Sickinger, Pfarrer Kösterus, später auch mit Prälat Janssen, dem berühmten Historiker, und andern. Wir Priester, die

wir die Badekur gebrauchten, bildeten scherzweise eine „Waldbruderschaft", indem wir uns auf einer bestimmten Bank im Walde zusammenfanden. Ich ward der „Laienbruder" der Genossenschaft; denn ich trug aus Vorsicht (wegen des Jesuitengesetzes) einen Vollbart, einen Heckerhut und auch im übrigen weltliche Kleidung. Man hatte also an mir wirklich einmal einen „verkappten Jesuiten".

Mit Dankbarkeit gedenke ich des längst verstorbenen Medicinalrats Dr. Pingler, welcher sich mit großer Sorgfalt meiner annahm. Der frischen Bergluft mochte ich es auch wohl zu verdanken haben, daß ich bald wieder die heilige Messe lesen konnte. So weit kam ich jedoch trotz längern Aufenthaltes nicht, daß ich wieder ganz arbeitsfähig geworden wäre.

XXVIII.

Stilleben in Holland.

Da der Aufenthalt in Kopenhagen mir nicht zuträglich gewesen, so wollten meine Obern mich dorthin nicht zurücksenden, mir vielmehr vollständige Ruhe gönnen in einem holländischen Landaufenthalt. Ich reiste also Ende September 1880 nach Aalbeek unweit Valkenburg.

In Aalbeek hatte man von einem belgischen Herrn einen bis dahin leer stehenden Landsitz gemiethet, um alten und kränklichen Mitgliedern des Ordens ein freundliches Heim zu schaffen. Für diesen Zweck war der Platz in der That geeignet; denn ein herrlicher Park umgab das Wohnhaus. Ein alter holländischer Schiffskapitän des vorigen

Jahrhunderts soll denselben angelegt haben. Tulpenbäume und eine Reihe verschiedener Arten von Magnolien standen darin; theilweise hatten dieselben eine Dicke bis zu drei Fuß. Ein altes Verzeichniß der Pflanzen des Parkes zeigte allein von Eichen 35 verschiedene Varietäten. Wahre Prachtexemplare amerikanischer Eichen standen noch jetzt in dem Park.

Das war nun alles recht schön; aber dennoch war Aalbeek in gewissem Sinne für uns alte gebrochene Patres ein trauriger Aufenthalt. Als Ordensmänner waren wir ja allerdings zufrieden auch mit dieser wie mit jeder Fügung der göttlichen Vorsehung, aber dennoch fühlten wir es tief, daß uns fast jede Berufsthätigkeit abgeschnitten war. Auf Missionen zu reisen, dazu fehlte uns die Gesundheit. Kleinere Arbeiten, besonders im Beichtstuhl, hätten wir verrichten können; diese aber waren uns unmöglich gemacht durch die Verbannung.

Was mich persönlich anlangt, so hatte ich mein Leben bis zum 36. Jahre fast ganz auf Vorbereitung für eine demnächstige Wirksamkeit verwendet, zunächst der juristischen, dann der theologischen. Als aber die Zeit gekommen, diese Wirksamkeit zu beginnen, da hatte ich nur sehr wenig leisten können, theils wegen des Culturkampfes, theils wegen meiner Gesundheit. Jetzt aber stand ich am Ende meiner vierziger Jahre. Es drückte mich nunmehr der Mangel an genügender Beschäftigung. Lesen und schreiben durfte ich nicht; seelsorgerliche Arbeiten gab es nicht. Nie hätte ich früher bei der intensiven Thätigkeit, an welche ich im Orden gewöhnt war, mir träumen lassen, daß ich jemals Schwierigkeit fände, meine Zeit auszufüllen. Was sollte ich thun? Ich griff zu der Beschäftigung der Altväter in der Wüste und flocht Körbe, sammelte das trockene Holz im Park und verrichtete andere leichte Gartenarbeiten. Oft tönten mir gleichsam in den Ohren die Worte Schillers:

„In den Ocean segelt mit tausend Masten der Jüngling;
Heim mit gerettetem Kiel treibt in den Hafen der Greis.“

Als der Winter vorüber, fingen die Augen an, sich ein wenig zu bessern. Lesen durfte ich freilich kaum, aber schreiben strengte mich weniger an. Daher suchte ich nach einer literarischen Arbeit, bei welcher ich nicht zu lesen brauchte. Da fand ich denn nichts anderes als meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, und so entstanden die „Erinnerungen eines alten Lutheraners“.

XXIX.

„Kirche und Staat.“

Die „Erinnerungen“ waren beendigt; meine Augen hatten sich noch weiter erholt. Ich suchte also nach neuer Arbeit. Diese mußte so gewählt werden, daß es einer größern Bibliothek zu derselben nicht bedurfte. Denn infolge des Jesuitengesetzes saß ich ja in Holland auf dem flachen Lande!

Seit dreißig Jahren, d. h. seit Beginn meiner juristischen Studien, hatte mich besonders das rechtliche Verhältniß von Kirche und Staat interessirt, dieser beiden großen Gewalten, welche das öffentliche Leben der Völker regeln. Der Culturkampf mit seiner Zertretung der gottgewollten Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche drängte mich neuerdings, das heilige Recht des Gottesreiches in möglichst helles Licht zu setzen. Als Lehrer des Kirchenrechts hatte ich mehrfach das juristische Verhältniß von Kirche und Staat dargelegt. Daher war mir der Gegenstand so weit geläufig, daß ich auch ohne

bedeutende Literatur denselben klarstellen konnte. Manches positive Material lieferte übrigens das mir zu Gebote stehende Meisterwerk des Cardinals Hergenröther über Kirche und Staat.

So begann ich denn mein neues Unternehmen. Besondere Aufmerksamkeit erheischten folgende Punkte:

1. Die Stiftung der sichtbaren Kirche durch Christus. — Der Begriff einer sichtbaren Kirche ist auf protestantischer Seite bedeutend in den Hintergrund getreten. Man spricht von einer protestantischen Kirche, ohne sich bewußt zu sein, daß es Eine protestantische Kirche gar nicht gibt, sondern nur eine Menge verschiedener protestantischer Kirchen; z. B. eine sächsische, württembergische, schwedische Landeskirche u. s. w. Dieselben mögen in ihrer Lehre vielfach übereinstimmen, in ihrer juristischen Organisation sich ähnlich sein. Aber Eine Kirche bilden sie so wenig wie Italien, Frankreich und Spanien Einen romanischen Staat ausmachen. Eine Kirche ist eben ein äußerer Rechtsorganismus, und wenn man im Gegensatz zu der sichtbaren Kirche von einer unsichtbaren Kirche reden möchte, so thäte man besser, statt „Kirche" das Wort „Religionslehre" oder „Gnadenstand" oder sonst irgend etwas zu setzen, was sich auf das Innere des Menschen bezieht. Denn Kirche oder Gemeinde (ἐκκλησία) bezeichnet wesentlich eine sichtbare Gesellschaft von Menschen, und eine „unsichtbare Kirche" steht in logischer Hinsicht ziemlich auf einer Stufe mit dem „hölzernen Leichenstein".

Indes der Protestantismus bedurfte dieser Verflüchtigung des Kirchenbegriffes, weil es klar zu Tage liegt, daß seine „Kirchen" wenigstens nicht von Christus gestiftet, sondern weit spätern Ursprungs sind. Daher durfte er auf das äußere Kirchenthum, ohne sich inconsequent zu werden, kein großes Gewicht legen. Das äußere Kirchenthum ist ihm

lediglich Menschensatzung; es ist eine Rechtsbildung, welche dem Belieben der Menschen, etwa der Gemeinde oder des Landesherrn, überlassen bleibt. Von einem göttlichen Rechte der Kirche, von unveräußerlichen Rechten derselben kann daher im Protestantismus kaum die Rede sein.

Im Gegensatze hierzu besitzt die katholische Kirche ihre von Gott selbst verliehenen Rechte, so daß die staatlichen Gesetze, insoweit sie dieselben antasten, nicht bloß unerlaubt, sondern auch ungiltig sind. Bei dieser Lage der Dinge mußte natürlich für die Bestimmung des Verhältnisses von Kirche und Staat vor allem die Stiftung des äußern Rechtsorganismus der katholischen Kirche durch Jesus Christus gezeigt, ihre Stiftung auf den Gottessohn selbst zurückgeführt werden, so gut wie die Stiftung des macedonischen Reiches auf Alexander oder die der schwedischen Landeskirche auf Gustav Wasa.

Um diese Grundlage nun möglichst solid herzustellen, durchging ich die ganze Heilige Schrift. Im Alten Testamente fand ich die Kirche als sichtbares Reich beim Propheten Daniel verkündet. Im Neuen Bunde sah ich, wie Christus dem hl. Petrus die Schlüssel des Himmelreiches verhieß und sprach: „Was immer du auf Erden binden wirst, das soll auch im Himmel gebunden sein.“ Ich vernahm, wie er vor seinem Scheiden den Petrus als Vertreter einsetzte, um statt seiner die ganze Herde der Gläubigen zu weiden; ich bemerkte, wie die Apostel in katholisch-hierarchischer Weise als Hirten und Obere der Gläubigen auftraten; d. h. daß sie im Namen des Heiligen Geistes und nicht im Auftrage eines Landesherrn oder einer Gemeinde Vorschriften gaben. So entschieden sie, wie das fünfzehnte Kapitel der Apostelgeschichte berichtet, auf einem Concil zu Jerusalem, eine streitige Frage mit den Worten: „Es hat dem Heiligen Geiste und uns gefallen.“ — Unter

den protestantischen Recensenten griff Herr Oberconsistorialrath Köhler zu Darmstadt nur diese Stelle heraus, um meine Beweise für das katholische Kirchenprincip zu entkräften. Er schrieb:

„Der Versuch einer biblischen Begründung (S. 16 ff.) bietet nichts, was über das Uebliche hinausginge, und gibt daher zu keiner Bemerkung Anlaß. Das sogen. Apostelconcil hätte Apg. 15, 23 nach Antiochien geschrieben: ‚Die Apostel und die Aeltesten, die Brüder entbieten' u. s. w., d. h. die Bischöfe und Priester. Das Citat ist nach der Vulgata, aber im Grundtexte steht: *οἱ ἀπόστολοι καὶ οἱ πρεσβύτεροι καὶ οἱ ἀδελφοὶ*: Die Apostel, die Aeltesten und die Gemeinde geben den Bescheid" (Spr. 97)[1].

Das Wahre an der Sache ist nun aber, daß der Herr Oberconsistorialrath den Grundtext mit dem sog. textus receptus verwechselt hat. Der textus receptus ist aber nur ein Machwerk aus neuerer Zeit und hat allerdings jenes „und" (*καί*). Der wirkliche Grundtext dagegen — das beweisen die ältesten Handschriften und wird von den ersten protestantischen Exegeten zugestanden — hat jenes „und" nicht; er spricht daher für das katholische Kirchenprincip. Dies entwickelte ich näher in einem Artikel der „Innsbrucker theologischen Zeitschrift" vom 1. Juli 1884 und sorgte, daß der Artikel dem Herrn Oberconsistorialrath übermittelt wurde. In meinem „Edgar" erwähnte ich gleichfalls der Sache und von einem protestantischen Recensenten des „Edgar" ward bemerkt, der Herr Oberconsistorialrath sei darin in einer Weise herbeigezogen, die ihn wohl zu einer Antwort nöthigen werde. Allein der letztere beobachtete ein unverbrüchliches Schweigen. Endlich, nachdem schon die vierte Auflage meines „Edgar" erschienen war, brachte er in der

[1] Theologische Literaturzeitung, herausgegeben von Harnack und Schürer, Professoren zu Gießen. Leipzig, 23. Februar 1884, Sp. 95—100.

„Theologischen Literaturzeitung" (Leipzig, 11. Februar 1888, Nr. 3, Sp. 57—64) eine Besprechung „Edgars", welche im Format dieser Schrift vielleicht 12 Seiten einnehmen würde. Eine Unzahl von Ausstellungen wurde darin gegen den „Edgar" vorgebracht. Unter ihnen sollte offenbar die Frage vom „Grundtexte" im Halbdunkel verschwinden. Der Herr Oberconsistorialrath sagte: Er habe in Nr. 4 der „Theologischen Literaturzeitung" geltend gemacht, „daß (nach dem textus receptus) zu lesen sei: οἱ ἀπόστολοι καὶ οἱ πρεσβύτεροι καὶ οἱ ἀδελφοὶ, die Apostel, die Aeltesten ‚und' die Gemeinde". In der fünften Auflage meines „Edgar" entgegnete ich dem Herrn: „Nein, Herr Oberconsistorialrath! Das haben Sie nicht geltend gemacht; Sie haben (Theol. Lit.-Ztg. 1884, Nr. 4, Sp. 97) geltend gemacht, ‚im Grundtext' stehe die von Ihnen beliebte Lesart . . . Sie haben mir gegenüber, um mich recht gründlich abzuthun, den textus receptus einfachhin als ‚Grundtext' figuriren lassen, obgleich Hase, den Sie selbst citiren, von ihm erklärt, er ‚sei nichts' als eine zufällige, großentheils durch einen gelehrten Buchhändler entstandene Convenienz voll Irrthümer" (Edgar, 5. Aufl. S. 271).

Seitdem ist mir nicht bekannt geworden, daß Herr Oberconsistorialrath diese räthselhafte Entstellung seiner eigenen frühern Worte aufgeklärt habe.

Von besonderem Interesse war ferner:

2. Der Umfang der kirchlichen Rechte. — Die Stiftung der Kirche durch Christus und ihr erhabener Zweck weisen derselben eine Rechtssphäre von mindestens ebenso weitem Umfange zu, wie die weltliche Gewalt sie besitzt. Sie verleihen ihr besonders volle Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Staate; sie machen dieselbe zu einer „vollkommenen Gesellschaft" (societas perfecta), welche in sich selbst und unabhängig von den Staaten ihre

gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt besitzt. Dies suchte ich bündig klarzustellen, hütete mich aber, in einen ähnlichen Fehler wie die moderne ungläubige Rechtswissenschaft zu verfallen. Dieselbe legt dem Staate bekanntlich eine Omnipotenz, eine rechtliche Allgewalt bei. Eine solche vindicirte ich der Kirche nicht, sondern schrieb:

„Aus dem Bisherigen ergibt sich nunmehr mit zwingender Evidenz, daß die heutige katholische Kirche kraft der Bevollmächtigung durch den eingeborenen Sohn Gottes die Gewalt besitzt, ‚auf Erden was immer zu binden und zu lösen'.

„Die Worte lauten allgemein; sie müssen daher allgemein verstanden werden. ‚Ubi lex non distinguit, nec nos debemus distinguere.' Eine Unterscheidung hineintragen wollen, nach welcher z. B. die Gewalt des Statthalters Christi sich nur über die Einzelnen erstreckte und nicht über die Familien und die gesamten Völker in ihren größern socialen Organismen, wäre durchaus willkürlich, soweit nicht der Grund zu einer solchen Beschränkung zweifellos nachgewiesen wird.

„Wer also eine kirchliche Allmacht behaupten wollte, auch dem Staat gegenüber, hätte wissenschaftlich jedenfalls ungleich mehr Schein für sich als wer, gestützt auf Hegelschen Pantheismus, eine staatliche Omnipotenz aufstellt.

„Dennoch muß eine vierfache rechtliche Beschränkung der Kirche angenommen werden:

„a) Es läßt sich nicht annehmen, daß Christus in den an sich freilich allgemein lautenden Vollmachten eine zwecklose Gewalt zu ertheilen gedachte. Was also zum Zweck der Kirche, nämlich zur Förderung des Heilswerkes, in keiner vernünftigen Beziehung steht, ist in den kirchlichen Vollmachten nicht einbegriffen.

„b) Es läßt sich nicht annehmen, daß Christus die

Erreichung des kirchlichen Zweckes auf dem Wege einer Willkürherrschaft, sondern nur unter Beobachtung der justitia distributiva beabsichtigte. Wenn also die Kirche ein noch weit klareres Recht hat, zum Zweck von Bauten, Besoldungen u. s. w. Steuern zu erheben, als der Staat, so darf sie doch ebensowenig wie dieser ihre Steuern willkürlich in ganz ungleicher Weise vertheilen.

„c) Was die Individuen angeht, so unterstehen (wenigstens in vollem Sinne) nur diejenigen ihrer Gewalt, welche durch das Sacrament der Taufe in ihren Unterthanenverband aufgenommen wurden (was übrigens schon aus dem Zweck der Kirche hervorgeht).

„d) Endlich sind diejenigen Beschränkungen im einzelnen festzuhalten, durch welche Christus selbst seine Vollmacht nachweislich begrenzt hat. Dahin gehört z. B., daß die Kirche die Lösung des Bandes einer unter Getauften vollzogenen Ehe weder durch ein allgemeines Gesetz noch durch Dispens im einzelnen Fall vornehmen kann."

Was nun ward von gegnerischer Seite aus dieser Stelle gemacht? Herr Privatdocent Meurer zu Breslau (Der Begriff und Eigenthümer der heiligen Sachen [Düsseldorf, Bagel, 1885] I, 145) behauptet unter Citirung obiger Stelle, ich feiere „die kirchliche Binde- und Lösungsgewalt als eine allgemeine, insbesondere dem Staat gegenüber als eine schrankenlose"!

Ein anderer Herr, welcher sich dem „Evangelischen Bunde" angeschlossen und als dessen Reiseprediger fungirt, macht die Sache noch einfacher; er citirt meine obige Darlegung: „Die Worte ... willkürlich", läßt aber aus die folgenden Worte: „soweit nicht der Grund zu einer solchen Beschränkung zweifellos nachgewiesen wird". (Vgl. Germania, 8. Nov. 1893, Bl. 1.)

Dieses Verfahren deutscher „Gelehrten" möge als Probe

dienen, wie man der „ultramontanen" Wissenschaft gegenüber verfährt. Man liest ihre Behauptungen so flüchtig, daß man das Gegentheil des Gesagten in denselben findet. So erblickt man in ihr Gespenster und hat dann leichte Mühe, diese selbstverfertigten Gespenster als Erzeugnisse einer überspannten Phantasie zu bekämpfen.

3. Die rechtliche Natur der Concordate. — Es ist der katholischen Wissenschaft eigen, daß ihre Lehren nur selten etwas Neues bieten. Was sie jetzt lehrt, hat sie vor einem Jahrtausend und früher auch schon gelehrt. Nur die Darstellung, die Begründung, die innere Durchdringung und der weitere Ausbau vervollkommnet sich allmählich. Die Kirche handelt anders als z. B. die deutsche Philosophie, in welcher ein Kant, ein Fichte, ein Hegel, ein Schopenhauer mit stets nagelneuen Systemen hervortreten. Diese Ständigkeit der katholischen Wissenschaft gilt von ihren Grundwahrheiten. Im einzelnen, in der Peripherie gleichsam, finden sich indes hie und da offene Fragen, welche erst mit der Zeit zum Austrage kommen.

Eine solche ist die rechtliche Natur der Concordate. Selbstverständlich ward von der katholischen Wissenschaft stets die Ansicht ausgeschlossen, als seien die Concordate bloße Privilegien, welche der Staat der Kirche verleihe und welche vom Staate daher einseitig widerrufen werden könnten. Dagegen herrschte Meinungsverschiedenheit, ob dieselben einen beiderseits bindenden Contract bildeten oder ein Privileg, welches die Kirche dem Staate verleihe. Mir schien keine von beiden Ansichten einfachhin das Rechte zu treffen. Ich stellte eine vermittelnde Ansicht auf, etwa folgenden Inhalts: Wenn die Urkunde des Concordates, wie es häufig der Fall ist, dasselbe als beiderseits bindenden Vertrag bezeichnet, so muß es für einen solchen gehalten werden, insoweit nicht die allgemeinen Interpretationsregeln etwas

anderes verlangen. Das letztere ist nun freilich der Fall bei Verleihung kirchlicher Jurisdictionsrechte an den Staat, z. B. bei Verleihung des Rechtes, die Bischöfe zu ernennen. Diese Jurisdictionsrechte sind eben unveräußerlich an die Kirche geknüpft, und eine Lostrennung derselben von ihr würde die von Christus gewollte Einheit und die bis zum Ende der Zeiten dem Statthalter Christi verheißenen Vollmachten wenigstens theilweise zerstören.

Diese meine Ansicht hatte ich bei keinem bisherigen Schriftsteller gefunden. So sehr ich von ihrer Richtigkeit überzeugt war, erfüllte mich, gegenüber der oben erwähnten Stabilität der katholischen Wissenschaft, einige Besorgniß, mit ihr an die Oeffentlichkeit zu treten. Um so mehr freute es mich, als einer der größten Theologen der Neuzeit, der nunmehr verstorbene Cardinal Franzelin, aus eigenem Antriebe hinsichtlich meines Buches mir schrieb: „Bei flüchtiger Durchlesung sah ich mit Freude, daß Sie in dem Streite über die Natur der Concordate sicher das Rechte getroffen haben."

4. Von einer andern Seite aus Rom ward ich aufgefordert, „Kirche und Staat" zum Zwecke weiterer Verbreitung auch in lateinischer Bearbeitung erscheinen zu lassen. Ich machte mich also ans Werk, fügte einiges Neue hinzu und konnte dann bald die Sache dem Drucke übergeben. Das Manuscript war bereits in der Druckerei, da erschien am 1. November 1885 die Encyklika Papst Leos XIII. „Immortale Dei": De civitatum constitutione christiana. Solange die Kirche steht, ist vielleicht in keinem päpstlichen Actenstücke das Verhältniß von Kirche und Staat so eingehend erörtert wie in dieser Encyklika. Daher wird man begreifen, mit welcher Spannung ich sie las, um zu sehen, ob in meiner Darlegung dieses Gegenstandes nicht in irgend einem Punkte sich eine Abweichung

von der Lehre des Heiligen Stuhles fände. Doch zu meiner innigsten Freude fand sich auch keine einzige derartige Abweichung. Ich konnte vielmehr meine Schrift fast als einen Commentar zu derselben ansehen. Ich ließ also die Encyklika meiner Arbeit vordrucken, theilte sie in Nummern und citirte dann im Laufe des Werkes die einschlägigen Nummern bei den betreffenden Fragen.

In Deutschland konnte ich auf keinen großen Absatz meines Werkchens rechnen, da es eben schon in deutscher Sprache erschienen war. Auch außerhalb Deutschlands kamen für den Absatz nur die gelehrten Kreise in Frage. Dennoch hatte ich die Freude, daß es, wenn auch nicht in vielen Exemplaren, doch weithin verbreitet ward, z. B. nach Rußland, Amerika und Afrika. Dem Heiligen Vater sowie dem Cardinal-Staatssecretär Jacobini ward ein Exemplar des Schriftchens überreicht.

Später ward ich von Turin aus um Gestattung einer italienischen Uebersetzung ersucht. Die Anfrage war gestellt von Herrn Attilio Brunialti, Professor des Rechts an der Turiner Universität und Deputirten der italienischen Kammer. Ich gab natürlich bereitwillig meine Erlaubniß, indem ich dachte, daß ein Mann, welcher meine so ultramontane Schrift übersetzen wolle, selbst der ultramontanen Richtung angehören werde. Als Entgelt erbat ich mir einige Freiexemplare. Ich fand mich enttäuscht, als ich mein Freiexemplar erhielt. Es war ein gewaltiger Band von 1391 Seiten in Groß-Octav. Derselbe bildete den achten Band einer größern „Bibliothek der politischen Wissenschaften", eines Sammelwerkes, in welchen außer mir auch Herren von ganz anderer Richtung paradirten, wie Professor Hinschius und Jules Simon. Wir standen da ganz friedlich nebeneinander. Eingeleitet wurde der Band durch eine Abhandlung des Herrn Brunialti selbst, und in dieser

Einleitung ward den Schriftstellern der Gesellschaft Jesu die Lehre von der Erlaubtheit des Königsmordes zugeschrieben[1]; unter diesen Schriftstellern aber ward in der Note auch meine Wenigkeit citirt, ohne jede nähere Angabe einer Seitenzahl oder dergleichen. Ich war höchlichst erstaunt hierüber und schrieb alsbald dem Herrn Brunialti: Wir Jesuiten seien schon so viel verleumdet und derartige Verleumdungen könnten uns nicht gleichgiltig sein, weil man auf Grund derselben schon so oft gehässige Ausnahmegesetze gegen uns geschmiedet habe. Nun finde ich in seinem Vorwort die Behauptung, wir Jesuiten lehrten die Erlaubtheit des Königsmordes; hierfür habe er auch meine Schrift citirt. Nun bäte ich ihn, mir mitzutheilen, wo in meinem „Kirche und Staat" ich den Königsmord lehre; ich würde alsdann meine Behauptung widerrufen. Könnte er mir dagegen eine solche Behauptung nicht nachweisen, so bäte ich ihn, zu thun, was die Ehre von ihm fordere.

Eine Antwort habe ich niemals erhalten noch auch sonst etwas weiter von der Sache gehört.

---

[1] „Mentre taluni scrittori della Compagnia di Gesù portano il regicidio a perfezione di dottrina, ‚imperocchè il re può uccidersi quando è tiranno, ed è tiranno quando è fuori della Chiesa' (*Brunialti*, Biblioteca di scienze politiche, vol. VIII, p. XIII. — Milano, Roma, Napoli 1892)."

XXX.

Trier.

Als „Kirche und Staat“ beendet war und ich nach weiterer Arbeit mich umsah, rieth mir ein älterer Missionär, ich solle ein Betrachtungsbuch für religiöse Genossenschaften verfassen. Die Oberin eines Ordenshauses habe ihm noch jüngst geklagt, daß es in dieser Hinsicht zu wenig Auswahl gäbe; schon seit zwölf Jahren benutzten sie tagaus tagein dasselbe Betrachtungsbuch; man sehne sich daher nach einiger Abwechslung.

Ich ging ans Werk. Als ich schon einige Zeit daran gearbeitet hatte, machten mir meine Obern den Vorschlag, nach Trier überzusiedeln und dort bei den Barmherzigen Brüdern zu wohnen. Ich konnte mich voraussichtlich in Trier etwas mehr nützlich machen als in Aalbeek, indem ich z. B. den Barmherzigen Brüdern täglich die heilige Messe las, während dieselben sonst genöthigt waren, ihr Kloster zu verlassen, um, vielleicht in einer kalten Kirche, die heilige Messe zu hören, und das, nachdem sie etwa die Nacht hindurch bei einem Kranken gewacht hatten. Freilich hing ja alsdann das Damoklesschwert des Jesuitengesetzes über meinem Haupte, und ein alter Ordensgenosse prophezeite mir, ich würde Trier wohl bald wieder verlassen müssen. Ich rechnete indes darauf, daß das Culturkampfsfieber ein wenig nachgelassen, und daß man das Lesen einer stillen Messe nicht mehr als staatsgefährlich anzusehen pflegte. Auch konnte ich für meine Gesundheit in Trier besser sorgen als in Aalbeek. Ich reiste daher anfangs März 1883 nach Trier. Meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht; denn während

meines langjährigen Aufenthaltes daselbst bin ich von den Behörden niemals belästigt worden, obschon meine Anwesenheit bis in die höchsten Instanzen bekannt war, und obgleich ich von kirchenfeindlichen Blättern, wenn ich nicht irre, von der „Kölnischen Zeitung" und von einem protestantischen Berliner Blatte denuncirt wurde. Uebrigens gebrauchte ich auch die Vorsicht, das öffentliche Auftreten durch Predigen und dergleichen zu vermeiden, um nicht zu provociren. Hätte man übrigens gewollt, so hätte man mich trotzdem internirren oder expatriiren können; denn der Angabe eines Grundes bedurfte es einem Jesuiten gegenüber ja nicht, und ich war in dieser Beziehung vollständig dem Belieben preisgegeben.

Trier ward mir nun ein lieber Aufenthalt. Die Stadt reicht mit ihren Erinnerungen bis hinauf ins das höchste christliche Alterthum und darüber hinaus. Manches Martyrerblut mag geflossen sein in dem Amphitheater, dessen Ringmauer noch steht. In Strömen floß es bei der Kirche von St. Paulin. Die dortige Krypta birgt die heiligen Ueberreste der hervorragendsten dieser Martyrer, der hll. Thyrsus und Palmatius und verschiedener Senatoren von Trier, welche unter Maximianus Herculeus (286) ihr Leben für den Glauben dahingaben. In ihrer Mitte steht der Sarkophag des großen Bischofs von Trier, des hl. Paulinus, welcher die Kämpfe des hl. Athanasius gegen die Arianer fortsetzte und, vom arianischen Kaiser Constantius nach Phrygien verbannt, im Jahre 358 starb. In Trier weilte ja auch der große hl. Athanasius selbst, und zwar gleichfalls als verbannt für den Glauben; nach Trier ward zweimal der hl. Ambrosius an den kaiserlichen Hof gesandt; in Trier lebte vorübergehend der hl. Hieronymus; von Trier und dem dortigen Hoflager und den in der Nähe weilenden Ordensleuten spricht auch der hl. Augustinus in seinen

Confessiones. Trier war ja während eines Jahrhunderts die Residenz der abendländischen Kaiser. Noch zeugen die Ruinen des Kaiserpalastes und der römischen Thermen von der ehemaligen Größe Triers. Die Porta nigra, das besterhaltene Denkmal aus römischer Zeit, scheint das letzte Bauwerk römischen Ursprungs zu sein. Urkunden über ihr Alter fehlen; aus dem Bau zu schließen, war sie ein Bollwerk gegen die von Nordosten hereindringenden germanischen Stämme; da ihr aber die letzte Vollendung fehlte, so läßt sich vermuthen, daß die Römer schon während des Baues von den Franken verdrängt wurden, und so dürfen wir ihre Entstehung in den Anfang des 5. Jahrhunderts setzen. Aelter als die Porta nigra ist wohl der Grundstock des jetzigen Domes. Ursprünglich sollen die Trierer Bischöfe ihren Sitz bei der Kirche des hl. Eucharius, der jetzigen St. Matthias-Kirche, gehabt haben. Die hl. Helena aber, die Mutter des Kaisers Konstantin des Großen, so berichtet die Ueberlieferung, hätte dem Bischofe Agritius im Anfange des vierten Jahrhunderts ihren Palast geschenkt, und Agritius hätte denselben zu seiner Kathedrale umgewandelt. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß der Kern des jetzigen Domes aus römischer Zeit stammt, und daß er somit ein Alter von mindestens anderthalb Jahrtausenden aufweist.

In diesem ehrwürdigen Trier mit seiner romantischen Umgebung hatte ich also ein neues Heim gefunden. Ich setzte daselbst in aller Ruhe meine schriftstellerische Thätigkeit fort. Zunächst arbeitete ich weiter an meinen „Betrachtungen". Dieselben nahmen mich für lange Zeit in Anspruch, denn es ist eine gewaltig mühsame Arbeit, mehr als vierthalbhundert Betrachtungen zu schreiben, ohne sich allzusehr zu wiederholen, zumal da gelehrte Darlegungen ausgeschlossen sein mußten und man sich innerhalb eines engen Rahmens zu bewegen hatte.

Doch auch den „Stimmen aus Maria-Laach" blieb ich als alter Mitarbeiter treu. Ich lieferte namentlich eine Reihe von Artikeln über die Schule, besonders über das Gymnasialwesen in Preußen. Ich suchte zu zeigen, daß das Schulmonopol in der Hand des preußischen Cultusministers naturgemäß auf die Zerstörung des Katholicismus hinarbeite und daß der Ausschluß der Kirche von der freien Errichtung von Gymnasien und andern Schulen eine schwere Verletzung der Religionsfreiheit für uns Katholiken enthalte. Später stellte ich diese Artikel unter Hinzufügung vielen neuen Materials zu einem besondern Werke zusammen unter dem Titel: „Das preußische Schulmonopol mit besonderer Rücksicht auf die Gymnasien".

Noch in anderer Weise betheiligte ich mich an den „Stimmen", indem ich „Das katholische Ordenswesen" in einem Ergänzungshefte behandelte.

Eine liebe Ueberraschung war es mir, als mich einst ganz unerwartet Minister Windthorst besuchte. Er schloß mich als alter Freund herzlich in seine Arme, und wir gedachten der alten Zeiten. Viele Jahre waren verflossen, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten.

Das Jahr 1887 brachte unserer uralten Moselstadt eine herrliche Kundgebung katholischen Lebens der Neuzeit; es war das die Katholikenversammlung, welche hier tagte. Da ward nicht gepoltert „gegen Wittenberg", wie man wohl anderswo hetzt „wider Rom". Wir Katholiken bedürfen derartiger Zugmittel nicht; bei uns herrscht positive Begeisterung für unsere eine, heilige und apostolische Kirche; zu negativer Begeisterung durch Hetzereien brauchen wir nicht zu greifen. Die Versammlung schloß mit einem Fackelzug, der sich vom Versammlungslokale zur Porta nigra bewegte. An dieser prangte in gewaltigen Zügen die aus vielen Lichtern gebildete Inschrift:

„Stat crux dum volvitur orbis.“ — „Fest steht das Kreuz, während der Erdball sich fortwälzt.“

Eine noch herrlichere Kundgebung war die Ausstellung des heiligen Rockes im Jahre 1891. Wer sie nicht selbst mit durchlebt hat, wird sich schwer eine Vorstellung machen von ihrer Großartigkeit. Aus den entlegensten Gegenden strömten zahlreiche Pilger nach Trier. Von den Vereinigten Staaten Amerikas kamen eigens fünf Dampfschiffe zu diesem Zwecke. Die Bahnverwaltung hatte etwa 30 Extrazüge täglich angeordnet und einen besondern Bahnhof hergestellt, so daß etwa 30000 Personen jeden Tag mit der Bahn befördert werden konnten. Dies dauerte sechs Wochen hindurch; gegen 2 Millionen Pilger wallfahrteten zum Gewande unseres Herrn. Den Eindruck, welchen man empfing, weiß ich nicht besser zu schildern als mit den Worten eines jungen Mannes, welcher seinem Vater nach Belgien schrieb:

„Ich komme soeben aus dem Dom; ich glaube, nie in meinem Leben habe ich eine mächtigere Bewegung meines Herzens gefühlt wie heute morgen. Um halb 4 Uhr schon erhob ich mich aus dem Bette; ein Mann von hier hat mich an den Dom geführt, es war halb 5 Uhr. Ich wurde mit unserem Kranken um 5 Uhr zugelassen. Ich trat ein und kniete zuerst vor den Reliquien aus der Schatzkammer nieder, vor dem heiligen Nagel, den Kreuzpartikeln u. s. w. Dann schritt ich betend dem Hochaltar zu. Ich stieg die Stufen der Marmortreppe hinauf und konnte nun längere Zeit aus der Nähe das heilige Kleid sehen und vor ihm beten. Ich weinte wie ein Kind, und vor meinen Augen zog das erhabene Schauspiel des Leidens Christi vorüber. Ich dachte daran, daß Christus dieses Kleid getragen hat, als man ihm Faustschläge gab und mit Schmähungen ihn überhäufte.

Und dieses weite heilige Gewand, welches mit seinen ausgebreiteten Aermeln vor mir hing, erschien mir wie ein Bild der göttlichen Barmherzigkeit, welche allen Menschen offen steht, alle ruft, alle in Güte aufnimmt. Ich war glücklich darüber, katholisch und gläubig zu sein.

„Bald begannen die Kranken und Leidenden heranzukommen, geführt oder getragen von ihren Verwandten. Eine fromme alte Frau hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Es war eine von Krankheit vollständig gebrochene Person, sie hing am Arm ihrer Söhne, die sie fast tragen mußten, ihre Hand hielt den Rosenkranz, ihre Augen hatten einen Ausdruck von Verklärung, von einem Glauben, der mir fast Angst einflößte. Ihre Söhne, junge Männer, stark wie Eichen, trugen sie abwechselnd; die Braven waren die ganze Nacht gereist, um mit der Mutter zur bestimmten Stunde im Dom zu sein.

„Eine Million Pilger ist schon hier gewesen. Ich wollte, daß die ganze Welt hierhin käme, sie würde dadurch gewiß besser werden.

„Ich blieb $1^1/_2$ Stunden in der Kirche; obgleich es an diesem Morgen sehr kühl war, merkte ich nichts davon. Man fühlt beständig eine innere Wärme vor dieser Reliquie, die so mächtig heilige Erinnerungen weckt. Das Trauerspiel, welches auf Golgatha sich vollzog, das süße Geheimniß unserer Erlösung, alles, was Jesus in unsäglicher Liebe am Kreuze litt, wie man ihn seines armen Kleides beraubte, wie er weinte über die Welt, wie er die Feinde zu seinen Füßen sah, jene Nacht, die mit Spott und Lästerungen gegen ihn angefüllt war, all jene Ungerechtigkeiten, jene Gemeinheit, jene Feigheit, welche Christus von dem Menschen, dem undankbarsten aller Geschöpfe, zu erdulden hatte: alles das steht einem vor der

Seele, und man müßte von Stein sein, wenn man nicht eine Erschütterung des innersten Herzens an sich erführe, hier, wo die Vergangenheit, die Gegenwart, die Gottheit einem mit so erdrückender Wucht nahe ist."

Die zahlreichen Heilungen körperlicher Gebrechen, welche hier stattfanden, sind von der bischöflichen Behörde unter Hinzuziehung hervorragender Aerzte veröffentlicht worden. Die geistigen Gnaden wurden meist nur den Beichtvätern bekannt, welche in großer Zahl sehr stark in Anspruch genommen wurden. Ich hörte Aeußerungen von ihnen, daß sie eine solche Herzenszerknirschung, eine so lebendige Reue wie hier, kaum jemals bei einer Mission gefunden, wo doch zahlreiche Predigten auf die Bekehrung der Sünder hinwirken.

Und was sagt der Protestantismus zu alledem? Meist hat er — nur Spott, namentlich für die Wunder; und das, obgleich die Heilige Schrift ihm erzählt, daß zahlreiche Kranke zu Jesus gebracht wurden „und ihn baten, nur den Saum seines Kleides anrühren zu dürfen. Und alle, die denselben anrührten, wurden gesund" (Matth. 14, 36); und das, obgleich das Evangelium ferner berichtet: „Ein Weib, das seit zwölf Jahren am Blutflusse litt, trat von hinten hinzu und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! Dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an" (Matth. 9, 20—22). Warum sollte in unserer Zeit nicht ein ebenso lebendiger Glaube vorkommen wie zur Zeit Jesu Christi? Und wenn er vorkommt, warum sollte sein vertrauensvolles Gebet nicht auch jetzt Erhörung finden?

Ja, der lebendige Glaube und die glühende Liebe zu Jesus leben in der katholischen Kirche; das bewies jene

Wallfahrt nach Trier 1891. Aber wo findet sich etwas Aehnliches im Protestantismus? Reformationsfeste feiert man, um die Lossagung von der alten Kirche zu verherrlichen; Männern wie Luther und Ulrich von Hutten setzt man Denkmäler und begeht mit großem Pomp deren Einweihung. Wo und wann aber feiert der Protestantismus ähnliche Feste, um seinen Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, und seine Liebe zu demselben so freudig zu bekennen?

XXXI.

Aussaat für andere.

Jahrzehnte hindurch hatte ich im Katholicismus mich umgesehen, mich eingelebt in denselben, hatte Frieden und Glück in ihm gefunden. Was lag mir jetzt näher, als auch andern dieses Glück zu verschaffen? Ein solcher Wunsch war um so mehr berechtigt, als ich sah, daß ungegründete, aber anererbte Vorurtheile die Draußenstehenden fernhielten von der Kirche Jesu Christi, und unter diesen Draußenstehenden waren auch meine ehemaligen Glaubensgenossen, von denen manche durch Bande des Blutes und der Freundschaft mir innig verbunden waren. Ihnen allen wünschte ich die Gnadenschätze der katholischen Kirche zu erschließen.

Dieser Wunsch leitete mich schon bei Abfassung meiner „Erinnerungen eines alten Lutheraners“. Eine andere Schrift ward durch den Besuch eines Pfarrers veranlaßt, der mir klagte, daß es an einem geeigneten Buche fehle, welches man beim Unterricht von Convertiten zu Grunde

legen könne. Die Geistlichen seien mit Arbeiten vielfach so überladen, daß sie oft nicht die Zeit fänden, welche die Behandlung mancher Fragen für Convertiten erfordere; ob ich diesem Mangel nicht durch Abfassung eines entsprechenden Buches abhelfen wolle? Ich ging auf den Vorschlag ein, und so entstand mein „Edgar, oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit". Derselbe erhielt im Deutschen in rascher Aufeinanderfolge acht Auflagen. Es kamen auch Anfragen um Gestattung einer Uebersetzung in fremde Sprachen: aus Belgien, Böhmen, Dänemark, Frankreich, Holland, Norwegen, Polen, Schweden, Ungarn und den Vereinigten Staaten. Die beiden französischen Uebersetzungen, welche in Belgien und Frankreich begonnen waren, wurden wieder aufgegeben, vielleicht weil man sah, daß die nüchterne deutsche Entwicklung meines Buches dem rhetorischen französischen Charakter weniger zusagte. Die polnische Uebersetzung war weniger befriedigend ausgefallen und erschien daher nicht. Der norwegischen mußte ich leider selbst Einhalt gebieten, nachdem sie bereits zu drei Vierteln von einem hervorragenden norwegischen Convertiten fertiggestellt war. Durch ein Versehen nämlich hatte man es unterlassen, zuvor bei mir anzufragen; jetzt aber konnte ich die Erlaubniß nicht wohl gewähren, weil die dänische Ausgabe sonst eine schlimme Concurrenz erfahren hätte. In Arbeit begriffen sind noch eine tschechische, eine englische und abermals eine französische. Erschienen sind dagegen bereits: die dänische, die holländische, die schwedische und die ungarische Uebersetzung. Zwei weitere Anfragen wegen einer ungarischen Uebersetzung hatte ich abschlagen müssen, da ich ja bereits die andere ungarische Uebersetzung gestattet hatte.

Nach der Veröffentlichung des „Edgar" richtete sich gegen ihn eine ganze Flut von Angriffen. Es suchten ihn zu widerlegen oder doch herabzuwürdigen:

1. Das „Deutsche Protestantenblatt“, Bremen, 10. Juli 1886.
2. Das „Deutsche Literaturblatt“, Gotha, 7. August 1886.
3. Die „Bauhütte“, Leipzig, 7. August 1886.
4. Die „Post“, Berlin, 12. August 1886.
5. Der „Christliche Volksfreund“, Zürich, 11. September 1886.
6. Der „Oesterreichische Protestant“, Klagenfurt 1886.
7. Das „Theologische Literaturblatt“, Leipzig 1. October 1886.
8. Die „Allgemeine conservative Monatsschrift“, Leipzig October 1886.
9. Die „Preußischen Jahrbücher“, Berlin 1886.
10. Die „Monatsschrift für christliche Volksbildung“, Barmen, November 1886.
11. Das „Evangelische Sonntagsblatt aus Bayern“, Rothenburg, 19. December 1886.
12. Der „Literarische Wegweiser fürs evangelische Pfarrhaus“, Wiesbaden 1887.
13. Die „Deutsche evangelische Kirchenzeitung“, Berlin, 26. Februar 1887.

Diese Angriffe veranlaßten mich zu einer weitern Schrift: „Die Gegner ‚Edgars‘ und ihre Leistungen“. Ich brachte in derselben die ganzen feindlichen Besprechungen, welche theilweise ziemlich eingehend waren, zum Abdruck und zeigte, daß auch kein einziger Punkt von irgend welcher Bedeutung widerlegt war, während doch die Gegner sicher eine Widerlegung gebracht hätten, wäre eine solche ihnen möglich gewesen. Der Schimpfereien gegen mich gab es dagegen mehr als genug. Man sprach von den „Irrgängen dieses Jesuitenpaters“; man bedauerte, daß derselbe „sein Gewissen so sehr hat verdunkeln lassen“; man redete von „unendlicher Plattheit“, von dem „geringen Darstellungs-

und Formtalent des Verfassers", von „jesuitischen Kniffen", „römischer Bauernfängerei", „kecken, schon längst widerlegten Behauptungen", „bestechenden Irrgängen jesuitischer Logik"; man nannte mich einen „abtrünnigen Protestanten", einen „apostatischen Lutheraner". Diese Verunglimpfungen schienen die sachlichen Widerlegungen des „Edgar" ersetzen zu sollen.

Wie nun sollte ich mich diesen Angriffen gegenüber verhalten? Ich ließ dieselben samt und sonders von A bis Z abdrucken, fügte einem jeden meine Antwort bei und zog dann den Schluß, daß man mich nicht widerlegen könne, weil man es trotz aller aufgewendeten Mühe nicht gethan. Nun klagten meine Gegner über diese neue Art der Polemik, welche besonders darin bestand, daß ich ihre Angriffe unverkürzt zum Abdruck gebracht und dieselben so vor aller Welt an den Pranger gestellt hätte. Ich hätte nicht übel Lust gehabt, meine Kampfesweise in weitern Auflagen der „Gegner Edgars" fortzusetzen. Doch waren mittlerweile zwei eigene Schriften gegen meinen „Edgar" erschienen, und diese vollständig abzudrucken, wie ich es bei den anfänglichen Besprechungen gethan, das hätte doch zu weit geführt. Ich beschränkte mich also darauf, in den fernern Auflagen des „Edgar" die Hauptpunkte, auch der neuern Angriffe, kurz abzufertigen.

Nachdem ich so den Katholicismus und Protestantismus unter dem Gesichtspunkte der Wahrheit verglichen, drängte es mich auch, den Katholicismus in seiner socialen Bedeutung zu zeigen. Das geschah in „Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche". Auch diese etwas umfangreichere Schrift erlebte eine Reihe von Auflagen.

Mittlerweile kam mir aus Prag von einem Ordensgenossen die Bemerkung: es scheine wünschenswerth, daß ich in meinem „Edgar" die Beweise für das Dasein Gottes

eingehender behandle; denn es sei entsetzlich, welche Verwüstungen in der modernen Studentenwelt der Atheismus anrichte. Ich überlegte mir die Sache, kam aber zu dem Ergebniß, daß es zweckmäßiger sei, den „Edgar" im wesentlichen unverändert zu lassen, dagegen die Gottesbeweise in einer eigenen Schrift zu behandeln. Ich that es. Meine Schrift fand Anklang; sie erschien in mehreren Auflagen, und zu Budapest in ungarischer, zu London in englischer Uebersetzung. Ich darf hoffen, daß sie manche verirrte Seele zum Glauben an ihren Vater im Himmel zurückgeführt hat. Verschiedenes, was ich gelegentlich hörte, gab mir guten Grund für diese Hoffnung.

Da von den drei Theilen des „Edgar" der erste in den „Gottesbeweisen" seine Erweiterung gefunden, so lag es nahe, auch die beiden andern Theile in eigenen Schriften ausführlicher zu behandeln. Dieser Gedanke führte zu den beiden Schriften: „Das Christenthum und seine Gegner" und „Katholicismus und Protestantismus". Im „Christenthum" zeigte ich die göttliche Stiftung unserer heiligen Religion und die Gottheit Christi; ich widerlegte Männer wie David Strauß, Renan und Harnack. Im „Katholicismus" wandte ich mich gegen die Protestanten von der gläubigen Richtung und zeigte ihnen besonders, daß jene Einheit, welche Christus gewollt, einzig und allein in der katholischen Kirche zu finden sei.

So bildeten denn die letztgenannten drei Schriften ein Ganzes, eine „Apologie", wie der gewöhnliche Ausdruck lautet. Ich gab den drei Bänden jedoch den Gesamttitel: „Begründung des Glaubens". Denn der Titel „Apologie", welchen ähnliche Werke tragen, scheint mir der katholischen Kirche zu sehr die Rolle des Angeklagten anzuweisen. Einen solchen Titel konnte der hl. Justinus Martyr wählen, als er ein Jahrhundert nach Stiftung des

Christenthums dessen Anhänger zu vertheidigen hatte vor den römischen Kaisern und dem römischen Senat. Jetzt, da die Kirche als Weltmacht dasteht, braucht sie nicht mehr auf der Anklagebank zu sitzen, sondern wendet sich an die Völker des gesamten Erdballs mit der Aufforderung, sich zu ihr zu bekennen. Diese Aufforderung begleitet sie dann freilich mit einer wissenschaftlichen Begründung ihres Glaubens, und so gab ich dieser Bezeichnung den Vorzug vor dem Ausdruck „Apologie".

Der „Begründung des Glaubens" ließ ich eine Reihe meist kleinerer Schriften folgen, welche zum großen Theil dem gleichen Zweck dienten, Nichtkatholiken über das Wesen des Katholicismus aufzuklären. Hierher gehören manche Nummern jener bekannten kleinen „Katholischen Flugschriften" der „Germania", z. B. die Nummern 35: „Gemischte Ehen"; 49, 50: „Gottesglaube oder Gottlosigkeit"; 56, 57: „Ein Ordensberuf am Ende des neunzehnten Jahrhunderts"; 71, 72: „Eine Perle, welche den Protestanten verloren ging" (das heiligste Altarssacrament); 79: „Wunder"; 81: „Die Wahrheit über Christus und die Evangelien"; 89: „Das Fegfeuer"; 93: „Das Sacrament der Buße"; 102: „Maria, Mutter Gottes". Bei dem geringen Preise (je 10 Pfennig die Nummer) erhielten diese Schriftchen eine große Verbreitung. Diesen kleineren Schriften folgten dann auch noch: „Das Glück, katholisch zu sein" und das etwas größere Buch: „Charakterbilder aus dem Leben der Kirche".

Dem Leser drängt sich vielleicht hier die Frage auf, welche Früchte meine „Aussaat für andere" getragen. Wollte ich indiscret sein, so könnte ich dem Leser einen großen Haufen von Briefen zeigen, welche mir nicht bloß aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zugingen, sondern auch aus Schweden, Norwegen, Rußland, Dänemark, England, Holland, Oesterreich, den Vereinigten Staaten u. s. w. Die

Briefe waren faſt ſtets durch meine Schriften veranlaßt und rührten meiſt von Proteſtanten her, welche zur katholiſchen Kirche zurückkehren wollten, oder von ſolchen, welche den Proteſtantismus bereits mit dem Katholicismus vertauſcht hatten, und mir ihren Dank ausſprachen, daß meine Schriften ihnen als Wegweiſer gedient. Das galt beſonders von den „Erinnerungen eines alten Lutheraners“ und vom „Edgar“. Aber auch z. B. „Sincerus“, die „Gottesbeweiſe“ und „Katholicismus und Proteſtantismus“ übernahmen gelegentlich die Rolle eines ſolchen Wegweiſers.

Schlußwort.

So ſtehe ich denn am Abend meines Lebens! Wie viele, die mir nahe ſtanden, ſind längſt dahingeſchieden! Daß meine Eltern, die noch aus dem achtzehnten Jahrhundert ſtammten, zu ihnen gehören, iſt ja nur allzu begreiflich. Aber auch meine ſämtlichen zehn Geſchwiſter hat der Tod ſchon dahingerafft. Wäre ich einmal wieder im lieben alten Schloß Gesmold und ſähe ich dort im Garten Kinder umherſpringen, ſo würden es etwa meine Großneffen und Großnichten ſein!

Geſtorben ſind auch die ältern Freunde, denen ich ſo vieles zu verdanken hatte: Männer, wie Biſchof v. Ketteler, Miniſter Windthorſt, Domdecan Dr. Heinrich, Regens Mouſang, Graf Kerſſenbrock und andere. Wohl kaum auch lebt noch einer von den Männern entgegengeſetzter Richtung, mit welchen ich in Berührung kam, wie die Profeſſoren Schenkel, Dorner, Hermann, Superintendent Lorenzen u. ſ. w. Geſtorben ſind zum Theil auch die lieben alten Jugendfreunde

aus den Zeiten des Gymnasiums und der Universität. Und selbst von jenen, die um Ostern 1859 mit mir in den Orden traten und von denen ich der älteste war, hat der Tod schon etwa die Hälfte geerntet. Keiner jedoch ist seinem heiligen Berufe untreu geworden, noch wird er es, so Gott will, in Zukunft werden.

Und nun, wenn mich jemand fragte, ob ich wünschte, eine andere Richtung meines Lebens eingeschlagen zu haben, als ich thatsächlich einschlug, was würde ich antworten? Ich würde ihm erklären: „Nie und nimmermehr!" Ich würde nochmals in die katholische Kirche eintreten, wenn ich nicht bereits seit bald einem halben Jahrhundert ihr angehörte; ich würde nochmals an der Klosterpforte der Gesellschaft Jesu Einlaß begehren, wenn ich nicht seit fast vier Jahrzehnten glücklich und zufrieden in ihr lebte. Auf die Kirche und auf den Orden, dessen Mitglied ich bin, möchte ich anwenden die Worte, welche, von Gott gedrängt, einst der Prophet über Israel sprach, das sich auf dem Zuge aus Aegypten ins Land der Verheißung unter Zelten gelagert hatte. Ein feindlicher König verlangte vom Propheten, daß er Israel fluche. Aber der Prophet konnte nicht fluchen; Gott nöthigte ihn, Segen zu spenden statt des Fluches. So sprach denn der gottbegeisterte Seher: „Wie schön sind deine Zelte, o Jakob, deine Wohnungen, o Israel! Wie waldige Thäler, wie bewässerte Gärten an Strömen, wie Hütten, die der Herr errichtet hat, wie Cedern am Gewässer!" (4 Mos. 24, 5. 6.)

So wollen wir denn Abschied nehmen vom Leser in der Hoffnung, die vorstehenden „Erinnerungen" mögen beitragen, in ihm die Liebe zum Israel des Neuen Bundes, zur heiligen katholischen Kirche zu mehren.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Aalbeek 307 ff.
Abeken 30.
Aberglaube 172.
Ablaß 68.
Adel 184. 185.
Aegidi 107.
Aggäus 141.
Agricola 15.
Agritius, hl. 209.
Ahrendts 122.
„Allgem. conservative Monatsschrift" 264. 266. 329.
„Allg. Missionsschrift" 211.
Aloysius, hl. 88.
Altarssacrament 246 ff. 296. Lied zum — 305.
Altkatholiken 204. 206.
Ambrosius, hl. 279.
v. Amelunxen 3. 32.
Amerika, Christianisirung 209.
Anderledy, S. I. 273. 277.
Andreae 171.
Anglikanische Kirche 273.
Ansgarus, hl. 209.
Antiochien 120.
„Apologie" 332.
Apostel 116. 123.
Apostelconcil 311. 312.
Apostolat des Gebetes 190.
Architectur 27. 29. 33. 91. 92. 250.
Armut 182. 212.
Athanasius, hl. 321.
Atheismus 201.
Auferstehung Christi 142.
Augsburger Confession 23. 73.
Augustinus, hl. 32. 33. 206. 245. 321.
Ave Maria 190.
Bartholomäusnacht 225.
„Bauhütte" 329.
Baur 73.
Beda Weber 47.
Beethoven 57. 126.
„Begründung des Glaubens" 331.
Beicht 151. 228. 252.
Bellarmin, S. I. 196—198.
Benediktiner 284.
Bennett, Mr. 295.
Berling 301.
Betrachtung 270 ff.
Betrachtungsbuch 320.
St. Beuno's 289 ff.
Beyschlag 187. 255.
Bibel 20. 21. 22. 51. 68 ff.
Bickell 249.
Bigamie 266.
Bismarck, Fürst 279.
Bocarmé 39.
Bonaventura, O. Cap. 146.
Bonifatius, hl. 87. 209. 224.
Bonifatiusfest 154.
„Bonner Literaturblatt" 298.
Bournemouth 122. 292 ff.
Braunschweig-Lüneburg, Herzog 128.
Bretschneider 130. 132 f.
Brevier 250.
„Briefe aus Hamburg" 76. 78. 83.
Brockmann 162.
Brodkorbgesetz 184.
Brunialti 318 f.
Bucer 226.
Bullinger 85.
v. Bunsen 78.
Bußsacrament 68. 252 ff.
Byzanz 113.

Calvin 53. 224. 226. 243.
Calvinismus 213.
Camerarius 83. 265 f.
Campion, S. I. 228.
Chalcedon 111.
„Charakterbilder" 332.
Chigi 83.
China 210.
Christenthum 14.
„Christenthum", Das 331.
Christenverfolgungen 223.
„Christliche Volksfreund", Der 329.
Civilehe 260.
Cölibat 100.
Columbus 210.
Concilien, angebliche Widersprüche 138 f.
Concordate 316.
Coppernican. System 148.
Crell 224.
Culturkampf 184. 276 ff.

Dänemark 301 ff.
Daniel 139. 140. 311.
Dante 93.
Darwin 17.
Darwinismus 245. 273.
Decretalen 92.
Deharbe, S. I. 148. 168.
Dernbacher Schwestern 179.
„Deutsche evangelische Kirchenzeitung" 329.
— Literaturblatt 267. 329.
— Reichszeitung 83.
— Protestantenblatt 329.
Deutschland, Christianisirung 209 ff.
Diakonissen 180.
Dienstmägde Christi 179.
Ditton-Hall 285.
Döllinger 112.
Dorner 107. 333.
„Dreißigjähr. Krieg" 93. 210.
Duell 45.
Duhr, S. I. 170.

Ebrard, Dr. 244.
„Edgar" 312. 313. 328.
Ehe 84. 87. 258 ff.
Ehelosigkeit 212.
Einheit 210 ff.
Eisele 171.
Elisabeth v. England 29. 74. 217. 227.
— v. Thüringen 87.
Encyklika Immortale 317.
Enger 3.
England 227. 285 ff.; Kirchenbesuch 186.
Erbrecht 298.
Eucharius 209.
Eugen Sue 169.
„Evangelische Kirche" 213.
— Räthe 181.
— Sonntagsblatt 329.
Ewers 75. 76. 80. 81. 83. 84. 86. 264.
Ewige Lampe 248.
Examen 165.
Exercitien 150. 164 f.

Faust 57. 94 ff. 125. 136; „Faust" 211. 221. 251.
Fegfeuer 67.
Fichte 316.
Firmung 152.
Fischer, Cuno 51.
Fisher 227.
Florenz, Concil 114.
Frankfurt 304.
Frankreich, relig. Congregat. 180.
Franz Joseph, Kaiser 55.
Franzelin, Cardinal 317.
Franziskanerinnen 179.
Franz Xaver, S. I., hl. 199. 200. 210. 229.
Frauenfrage 260.
„Freie Forschung" 23. 220.
Friedberg 280.
Friedrich II. v. Preußen 228.
Friedrichsburg 268.
Früchte des neuen „Evangeliums" 86.
Fullerton, Mr. 294.
— Lady Georgiana 294.

Galen, Graf 268.
Galilei 148.

Gebet 15. 99. 188 ff.
Gehorsam 182. 212.
Gellert 15.
Georg v. Sachsen 80.
v. Gerlach, Präsident 300.
„Germania" 315. -Flugschriften 332.
Gertrud, hl. 88.
Geschichte, Eintheilung 90.
Geschichtslügen 175.
Gesellenverein 261.
„Glück, katholisch zu sein" 332.
Göddendorf 268.
Goethe 30. 33. 47. 57. 94. 125. 211. 221. 251.
Göttingen 101. 107.
Gothaische Fürstenkalender, Der 185.
„Gottesbeweise" 13 ff. 272. 331.
Gregor VII. 87.
Griechisches Schisma 109 ff.
Grundtvigianer 213. 215.
Günther 205.
Gury, S. I. 171.
Gustav Adolf 29. 74.
Gustav Wasa 74.

Hahn, Dr. 200. 211.
— -Hahn, Ida, Gräfin 144.
Hamburg 28, 304.
Hameln 164.
v. Hammerstein, Helge 300.
Haneberg, O. S. B., Bischof 174.
Hannover 127. 164.
Harleß 58.
Harnack, Dr. 312. 331.
v. Hartmann 71.
Hase 313.
Hastings, Marquis 296.
Haßlacher, S. I. 139.
v. Hefele 111.
Hegel 17. 50. 272. 279. 316.
Heidelberg 34. 43 ff.
Heiligenverehrung 173.
Heiligsprechungsproceß 196 ff.
Heinrich VIII. v. England 227. 291.
Heinrich, Dr. 146 ff.
Heinrich, Domdecan 333.
Helena, hl. 322.
Hengist und Horsa 293.
Henn 171.
Heraklea 113.
Herder 298.
Hergenröther, Cardinal 310.
Hermann 107. 333.
Hermes 205.
Hexenprocesse 172.
Hieronymus, hl. 321.
Hinschius 280. 318.
„Historisch-politische Blätter" 46. 111. 112.
Hoffbauer, Congr. SS. Red. 46.
Holland 307 ff.
Holstein-Lethraborg, Graf 302.
Holywell 291 f.
Hosius 111.
Hugenotten 227.
v. Humboldt 31. 33.
v. Hutten 74. 327.

Jacobini, Cardinal 318.
Jacobus, hl. 208.
Jakob, Patriarch 140.
Jakoberbrief 67.
Janssen 75. 78. 83. 84. 86. 111. 227. 244. 255. 267. 306.
Japan, Martyrer 229 ff.
Jesuiten 150. 237.
Jesuitengesetz 281.
Jesuitenmissionen 175.
Jesuitenorden, Eintritt 165. 167. 168. 169 ff. 268.
Ignatius, hl. 171.
Innocenz III. 87.
„Innsbrucker theol. Zeitschrift" 312.
Inspiration 68.
Irenäus, hl. 120. 209.
Irland, religiöse Genossenschaften 180.
Isaias 140.
Italien 55.
Judenthum 139—143.
Jungfräulichkeit 82.
Justinus, hl. 331.

Kant 16. 125. 316.
Karl d. Gr. 3.
Katharina Bora 84. 264. 265.
„Katholicismus und Protestantismus“ 331.
Katholicität 207 ff. 214.
Katholikenversammlung 323.
„Katholische Flugschriften“ 332.
„— Missionen“ 213. 229.
„Katholisches Ordenswesen“ 323.
Kawerau 263.
Kerr, Henry, S. I. 289 ff.
— Lord 294.
— William, S. I. 289.
Kerssenbrock, Graf 163. 333.
Kervyn v. Lettenhove 225.
v. Ketteler, Bischof von Mainz 146 ff. 164. 333.
v. d. Kettenburg 153.
Keuschheit 182.
Kirche, Stiftung 310.
„Kirche und Staat“ 273. 309 ff.
Kirchenbesuch 186 ff.
Kirchengewalt, Kirchenhoheit 133. 134.
Kirchenmusik 93.
Kirchlicher Sinn 183.
Kleine Schwestern der Armen 179.
v. Kleist-Retzow 185.
Köhler 312.
Köln 35.
„Kölnische Volkszeitung“, Abendmahlsempfang 188.
„Kölnische Zeitung“ 320.
Königstein 306.
Kösterus 306.
Kolping 241.
Konstantinopel 109. 113.
Kopenhagen, altnord. Museum 248. 302.
Korea, Martyrer 229.
Kosmologischer Beweis 13.
Kugler 27.
Kunstgeschichte 91.

Läsare 213.
Leo XIII. 198. 317.
Leo d. Gr. 111.
Leo Allatius 110.
— Professor 129.
Leonhardt, Oberjustizrath 133. 134. 165.
Lessing 182.
Lethraborg 302.
Liberalismus 258. 278.
Litanei v. d. Vorsehung 269.
Literarischer Handweiser fürs evang. Pfarrhaus 329.
Liverpool 186.
Logik 271.
Lorenzen, Superintendent 136 ff. 157. 333.
Lüneburg 135. 156 ff. 304; Stiftungen 178.
Luitpold v. Bayern 58.
Luther 3. 29. 108. 243. 264. 327; seine Persönlichkeit 74. 75 ff. 99; seine Rechtfertigungslehre 62 ff.; — zur Reformation berufen? 89; Zehn Gebote 183.
Lutherisches Abendmahl 248.
Lutherthum 22. 23; Missionen 213.

Mailand 55.
Mainz 127. 145 ff.
Makkabäer 67.
Malachias 141. 247.
v. Malinckrodt, Pauline 179.
Mannheim 98.
Marheineke 73.
Maria ohne Erbsünde empfangen 138.
Maria Stuart 29. 30. 123.
Maria-Laach 273 ff.
Marienverehrung 173. 174.
Marshal 211.
Martyrer v. Trier 321.
Martyrium 220 ff.
Mathematik 27.
Mechtild, hl. 88.
Meinhold 128.
Melanchthon 82. 83. 226. 265.
Melchisedech 247.
Mendelssohn 57.
Mephistopheles 104.

Meßliturgien 249.
Meurer 315.
Michael Paläologus 114.
„Mißbräuche“ 172.
Missionen 208.
Mittermaier 273.
Möhler 58. 62. 65 ff. 72. 73. 88. 107.
v. Molitor 47. 155.
„Monatsschrift für christliche Volksbildung“ 329.
Moses 140.
Moufang 333.
Mozart 97.
München 57 ff. 88.
Münster 164. 165. 268.
v. Münster, Graf 37 ff.
Münzenberger, Dr. 304.
Musik 250. 251.

Nächstenliebe 178.
Napoleonssecte 112.
Nationalitätssinn 275.
Nationalkirche 279.
Neuburg, Stift 46.
„Neue evangel. Kirchenzeitung“ 266.
Nicäa 111.
Nikolaus v. d. Flüe 197.
Nitzsch 73.
Noviziat 269 ff.

v. Oertzen 263. 266.
„Oesterreichische Protestant“, Der 329.
Oldenburg 106 ff.
Opfer der Messe 92.
— (Messe) 246.
Ordrupshoj 301.
Osnabrück 4.

Pachtler, S. I. 279.
Paderborn 276.
Päpste 175.
Päpste als Martyrer 223.
Pantheismus 12. 17.
Papst, Oberhaupt der Kirche 110. 112 ff.
Paraguay 211. 261.
Paraver 199.
Pascal 169.
Patiß, S. I. 229.
Patriarchen 110.
Paulinus, hl. 321.
Pelagianismus 60.
Peter d. Große 111.
Petitjean, Msgr. 236. 237.
Petri 32.
Petrus, hl. 117 ff. 208. 311.
„Pfarrhaus“ 329.
Philosophie 101. 271.
Pietisten 21.
di Pietro, S. I. 292.
Pingler, Dr. 306.
Pius IX. 218. 277. 291.
Polemik 262 ff.
Porta nigra 322 f.
„Post“ 329.
Prädestination 23. 122.
Prädestinationslehre 243. 245.
Predigt bei den Protestanten 249.
Preßgesetz von 1874 298.
„Preußische Jahrbücher“ 329.
„Preußische Schulmonopol“, Das 323
Primat des Papstes 110. 119 ff.
Protestantismus, seine sociale Ohnmacht 258.
Puchta 273.
Pusey 129.

Radetzky 55.
v. Radowitz 58.
Räß 85.
Raphaels-Verein 179.
Rationalisten 21.
Rechtfertigungslehre 61 ff.
Rechtswissenschaft 272.
„Reformation“ 88 ff.
„Reichsbote“ 266.
Reichstagswahlen 262.
Reinigungsort 254.
Religionswechsel 25.
Renan 331.
Revolution 88 ff.
Revolution von 1848 26.

Rheinreise 34 ff.
Rhyl 289 ff.
Rieß, S. I. 278.
Riffel 170.
Ripon, Lord 290.
Robiano, Graf Albert 299.
— Gräfin 297 ff.
v. Rochow 300.
Rock, der hl. 324.
Roh, S. I. 142.
Rosenkranz 152.
Russische Kirche 214.
Rußland 109 ff.

Sacramente 67. 203. 254.
v. Sales, Franz, hl. 150.
v. Savigny 273.
Schenkel, Daniel 52. 54. 333.
Schiller 30. 33. 94. 308.
Schlosser 46, 49.
— Frau Rath 154.
Schmalkaldener Artikel 67. 73. 79.
Schneemann, S. I. 277.
Schopenhauer 316.
Schulfrage 299.
Schwestern der christlichen Liebe 179.
— v. Kindlein Jesu 179.
Segur 196.
Selbstmord 253.
Semipelagianismus 60.
„Sendbote des Herzens Jesu" 190 ff.
Servet 224. 226.
Sickinger 306.
Simon, Jules 318.
„Sincerus" 333.
Sociale Frage 255 ff.
Sondermühlen 299.
Sonntagsfeier 184.
Spinola, S. I., sel. 234 ff.
Spinoza 12.
Spiritismus 172.
Spitta 93.
Stahl 101.
Stapleton 285.
Steinle 46.
Stetige Dauer derselben Lehre 201 ff.
„Stimmen aus Maria-Laach" 93. 187. 266. 276 ff. 297 ff. 323.
Stolberg 104.
— Graf Fr. L. 299. 300.
Stolberg, Graf Joseph 154.
— -Wernigerode, Graf Franz 299.
Stolz, Alban 127. 200.
Strauß, David 239. 331.
Surinam 214.
Syllabus 277.
Symbol. Schriften 73.

Taufe, protestantische 137.
Tertiat 276.
Tervueren 297 ff.
„Theologisches Literaturblatt" 312. 313. 329.
Thibaut 58.
Thomas, hl. Apostel 209.
— v. Aquin, hl. 62. 93. 101.
— More 227.
Thorbeck 299.
Timotheus 117.
Tirol 55. 56.
Titus 117.
„Todte Hand" 260.
Toleranz 159.
Tradition 68 ff.
Traditionalismus 33.
Trient, Concil 132. 133. 138.
Trier 188. 320 ff.

Ullmann 51.
Unbefleckte Empfängniß 206.
Unfehlbarkeit 121 ff. 206. 219. 220. 277.
Unsichtbare Kirche 219. 220.
Urban VIII. 198.

Valkenburg 307.
v. Vangerow 44.
Vaticanisches Concil 278.
Venedig 55.
Vielweiberei 84. 87. 259.
Vincenz v. Lerin, hl. 271.
Vincentius-Verein 178.
de Vos 200.

Wackernagel 84.
Walter, 110.
— Scott 31. 33.
v. Weber, S. I. 278.
Weihen, anglikanische 293.
v. Weis, Bischof 155.
Wetzer u. Welte 266.
Wilmers, S. I. 142.
Windthorst 158. 323. 333.
„Winfrid" 246. 330.
Winfrida, hl. 292.
Wiseman 128.
Wittekind 3.
v. Wolzogen 30.
Wunder 142. 326.
Wundergabe 194 ff.

Zell, Hofrath 155.

Verlag der Paulinus-Druckerei in Trier.

Werke von P. L. von Hammerstein S. J.

Charakterbilder aus dem Leben der Kirche vertheilt auf die Sonntage des Kirchenjahres. (VI u. 592 S.) gr. 8°. Mit Kopfleisten und Porträts. Preis brosch. M. 5.—, mit Porto M. 5.30; geb. in Original-Einband in Farbendruck M. 6.50, mit Porto M. 7.—.

„... Vermöge seines allgemein verständlichen und interessanten Inhalts wie der glänzenden Ausstattung eignet sich das schöne Buch vorzüglich als Festgeschenk in katholischen Familien."
(Oesterr. Litteraturblatt, Wien.)

Sonn- und Festtagslesungen für die gebildete Welt. (XII u. 640 S.) 8°. Preis brosch. M. 4.—, mit Porto M. 4.30; geb. in Leinwand mit Marmorschnitt M. 5.50, mit Porto M. 5.80; geb. in Leinwand mit Goldschnitt M. 6.15, mit Porto M. 6.45.

Das Glück, katholisch zu sein. 1.—6. Tausend. (166 S.) 8°. Preis brosch. M. 1.20, mit Porto M. 1.30; eleg. geb. in Leinwand (Reliefd.) M. 2.–, mit Porto M. 2.20.

Edgar oder **Vom Atheismus zur vollen Wahrheit.** 8. Aufl. (287 S.) gr. 8°. Preis brosch. M. 3.—, mit Porto M. 3.20; eleg. geb. M. 4.20, mit Porto M. 4.50.

Begründung des Glaubens.

I. Theil: **Gottes-Beweise und moderner Atheismus.** 4. Aufl. (280 S.) Preis brosch. M. 2.50, mit Porto M. 2.70; eleg. geb. M. 3.70, mit Porto M. 4.—.

II. Theil: **Das Christenthum und seine Gegner.** (364 S.) Preis brosch. M. 3.—, mit Porto M. 3.30; eleg. geb. M. 4.20. mit Porto M. 4.50.

III. Theil: **Katholicismus und Protestantismus.** 2. Auflage. (496 S.) Preis brosch. M. 3.50, mit Porto M. 3.80; eleg. geb. M. 4.50, mit Porto M. 4.80.

Winfrid oder **Das soziale Wirken der Kirche.** 4. Auflage. (XI u. 495 S.) Preis brosch. M. 5.—, mit Porto M. 5.30; eleg. geb. M. 6.40, mit Porto M. 6.70.

„Ein köstliches Buch! Wer es liest und dabei nicht warm wird, der hat kein katholisches Herz mehr."
(Litterar. Anzeiger f. d. kath. Oesterreich, Graz.)

Kontrovers-Katechismus. Kurze Begründung des kathol. Glaubens und Widerlegung der gewöhnlichsten Einwände. 6.—8. Auflage. (64 S.) 8°. Preis brosch. 50 Pfg., mit Porto 55 Pfg.; geb. 85 Pfg., mit Porto 95 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau sind von dem Verfasser der vorliegenden Schrift ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das katholische Ordenswesen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 158 S.) M. 2.—. (Bildet zugleich das 65. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)

„Das vorliegende Werk zeigt die hervorragenden Gaben des Autors, seinen Scharfsinn, seine vollendete Dialektik, verbunden mit einem populären und doch wissenschaftlich exacten Stil in glänzendstem Lichte. Gerade in unserer heutigen Zeit, wo die Angriffe auf das katholische Ordenswesen sich wieder verschärft haben, wo Liberalismus und Freimaurerthum in der Beschimpfung und Bespöttelung der heiligen Orden wetteifern, um die Regierung ‚scharf zu machen' in der hartnäckigen Verweigerung der berechtigten Wünsche der katholischen Unterthanen, die die Erlaubniß zur Rückkehr für ihre verbannten Vaterlandsbrüder ungestüm fordern; heute ist eine derartige Gabe von doppeltem Werthe. Was damit bezweckt wird, das erreicht der Verfasser total: das Ordenswesen, seine Einrichtungen, seine Vorzüge, sein segensreiches Wirken dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, es gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen und seine hohe sociale Bedeutung zu zeigen. Hammerstein liebt die Form des Dialogs und des Briefwechsels, er bevorzugt sie daher in seinen Werken und hat sie auch hier mit großem Erfolg angewendet. Die Wissenschaftlichkeit leidet darunter durchaus nicht, dagegen wird aber das Ganze dem Verständnisse des Laien in überaus glücklicher Weise vermittelt. Die Lesart ist leicht und fließend. Die unvermeidliche Polemik ist eine vornehme und streng sachliche, wie wir das bei Hammerstein gewohnt sind." (Büchermarkt, Crefeld. 1896. Nr. 5.)

Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres, mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. 8°. (XXXII u. 1548 S.) M. 8.50; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt M. 12.—.

„Wie der Titel besagt, hat das Buch den Zweck, hauptsächlich Ordensleuten Stoff für die tägliche Betrachtung zu bieten. Bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl derartiger Bücher und der großen Nachfrage in den Klöstern wurde vorliegendes Buch gleich bei seinem ersten Erscheinen mit Freuden begrüßt. Die in kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite Auflage spricht allein schon für seinen Werth und seine Verwendbarkeit; es empfiehlt sich aber auch in der That durch die Gediegenheit seines Inhaltes."
(Pastoralblatt des Bisthums Münster. 1893. Nr. 1.)

Kirche und Staat vom Standpunkte des Rechtes aus. gr. 8°. (XII u. 212 S.) M. 2.40.

Die Schulfrage. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8°. (VIII u. 128 S.) M. 1.70.

Das Preußische Schulmonopol mit besonderer Rücksicht auf die Gymnasien. gr. 8°. (VIII u. 296 S.) M. 4.

C 438.75
Erinnerungen eines alten Lutheraner
Widener Library 003069654
3 2044 081 717 225